

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Karl Bosl

Band 23

Heft 1

1982

INHALT

ABHANDLUNGEN

- Clifton-Everest, John M.: The Eucharist in the Czech and German Prayers
of Milič z Kroměříže 1
- Pichler, Gerhart: Die Tschechen und Slowaken in Wien und Niederösterreich
(1526—1976) 16
- Otruba, Gustav u. Brousek, Karl M.: Bergbau und Industrie Böhmens im
Zeitalter des Neoabsolutismus und Liberalismus 1848 bis 1875 (1. Teil) 51

MISZELLEN

- Schier, Bruno: Ein volkstümlich-biblisches Weihespiel von 1725 für den barocken
Neubau der Wallfahrtskirche von Haindorf in Böhmen 92
- Bosl, Karl: Religion und Glaube, Kirche und konfessionelle Minderheit im Viel-
völkerreich der Habsburger 100
- Hofmann, Richard A.: Die Nikolsburger Jahre des Porträtisten Patrizius Kittner 113
- Franke, Reiner †: Revision und Krieg. James Louis Garvin und der politische
Journalismus 126

II

BERICHT

Tätigkeitsbericht des Collegium Carolinum für 1981	139
--	-----

NACHRUf

Dr. Reiner Franke * 1. April 1937 † 8. August 1981 (Ferdinand Seibt)	164
--	-----

BUCHBESPRECHUNGEN

G. Adriányi, J. Gottschalk (Hrsg.): Festschrift für Bernhard Stasiewski. Beiträge zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte (Karl Bosl) . . .	166
J. Kocka: Sozialgeschichte. Begriff — Entwicklung — Probleme (Karl Bosl) . . .	169
B. Hofmeister: Die Stadtstruktur. Ihre Ausprägung in den verschiedenen Kulturräumen der Erde (Karl Bosl)	170
A. Gnirs: Beiträge zur Geschichte und Geographie Böhmens und Mährens in der Zeit des Imperium Romanum (Karl Bosl)	172
H. Jankuhn, R. Schützeichel, F. Schwind (Hrsg.): Das Dorf der Eisenzeit und des frühen Mittelalters. Siedlungsform — wirtschaftliche Funktion — soziale Struktur (Karl Bosl)	173
F. Tünefeld: Die frühbyzantinische Gesellschaft. Struktur — Gegensätze — Spannungen (Karl Bosl)	176
Glossar zur frühmittelalterlichen Geschichte im östlichen Europa (Erwin Herrmann) .	178
F. Graus: Die Nationenbildung der Westslawen im Mittelalter (Peter Hilsch) . .	178
E. Bachmann (Hrsg.): Romantik in Böhmen. Geschichte, Architektur, Malerei, Plastik und Kunstgewerbe (Karl Bosl)	183
U. Reuling: Die Kur in Deutschland und Frankreich. Untersuchungen zur Entwicklung des rechtsförmlichen Wahlaktes bei der Königserhebung im 11. und 12. Jahrhundert (Karl Bosl)	187
H. Rausch (Hrsg.): Die geschichtlichen Grundlagen der modernen Volksvertretung. Die Entwicklung von den mittelalterlichen Korporationen zu den modernen Parlamenten. Bd. 1: Allgemeine Fragen und europäischer Überblick (Karl Bosl) .	189
W. Kuhn: Vergleichende Untersuchungen zur mittelalterlichen Ostsiedlung (Karl Bosl)	190
H. Witthöft: Umriss einer historischen Metropole zum Nutzen der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung. Maß und Gewicht in Stadt und Land Lüneburg, im Hanseraum und im Kurfürstentum/Königreich Hannover vom 13. bis zum 19. Jahrhundert (Karl Bosl)	193
W. Rausch (Hrsg.): Die Stadt an der Schwelle zur Neuzeit (Karl Bosl)	196
R. H. Lutz: Wer war der gemeine Mann? Der dritte Stand in der Krise des Spätmittelalters (Karl Bosl)	200
D. Koenigsberger: Renaissance Man and Creative Thinking. A History of Concepts of Harmony 1400—1700 (Karl Bosl)	201

R. Mandrou: From Humanism to Science, 1480—1780 (Karl Bosl)	203
R. Bäumer (Hrsg.): Concilium Tridentinum (Karl Bosl)	206
V. Zimányi (Hrsg.): La Pologne et la Hongrie au XVI ^e —XVIII ^e siècles (Jörg K. Hoensch)	208
R. Engelsing: Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten (Karl Bosl)	209
F. Heer: Der König und die Kaiserin. Friedrich und Maria Theresia — ein deutscher Konflikt (Karl Bosl)	213
E. Kovács (Hrsg.): Katholische Aufklärung und Josephinismus (Karl Bosl)	215
H. Reinalter: Aufgeklärter Absolutismus und Revolution. Zur Geschichte des Jakobinertums und der frühdemokratischen Bestrebungen in der Habsburgermonarchie (Karl Bosl)	216
H. U. Wehler (Hrsg.): Klassen in der europäischen Sozialgeschichte (Karl Bosl)	219
C. Lis, H. Soly: Poverty and Capitalism in Pre-Industrial Europe (Karl Bosl)	223
H. A. Winkler: Liberalismus und Antiliberalismus. Studien zur politischen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts (Karl Bosl)	226
E. Lederer: Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910—1940 (Karl Bosl)	230
J. K. Hoensch: Geschichte der Tschechoslowakischen Republik 1918—1978 (Peter Heumos)	232
F. L. Carsten: Faschismus in Österreich. Von Schönerer zu Hitler (Karl Bosl)	239
W. E. Griffith: Die Ostpolitik der Bundesrepublik Deutschland (Karl Bosl)	242
A. E. Heimann (Hrsg.): Genossen-Geflüster. Flüsterwitze und Karikaturen aus dem Osten (Jörg K. Hoensch)	245
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	247
MITARBEITER DES HEFTES	248

GESCHÄFTLICHE MITTEILUNGEN

Die Bände 1–20 (1960–1979) erschienen unter dem Titel:
Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum

Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Karl Bosl.

Schriftleitung: Dr. Gerhard Hanke, Collegium Carolinum, Thierschstraße 11–17/III, 8000 München 22.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Schriftleitung zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 6000 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21, und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der Privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft DM 40,-, Jahresabonnement DM 68,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgen nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postscheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Werbeanzeigen und Werbebeilagen besorgt der Verlag. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Spitzenberger.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adreßkartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 8000 München 80. Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 8000 München 80, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Krafft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsinhaberin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Idking; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudiendirektorin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Fertl, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Kloepper, Private, Söchtenu; Cécilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 8411 Kallmünz.

THE EUCHARIST IN THE CZECH AND GERMAN PRAYERS OF MILIČ Z KROMĚŘÍŽE

By John M. Clifton-Everest

At the heart of the reform movement that gripped Bohemia in the late 14th century there stands a handful of figures in whom history sees the precursors of Jan Hus. The three most important of them form a clear line of antecedence, each influencing his successor and contributing to the popular mood of discontent which erupted finally in revolt against the established church. These forerunners of Hussitism are: Konrad Waldhauser, Jan Milíč z Kroměříže (Johann Militsch von Kremsier) and Matěj z Janova (most widely known as Matthias de Janov). The second of them undoubtedly had the greatest personal influence; one patriotic biographer of the early years of this century actually gave to his work on Milíč the sub-title „Otec české reformace“ (Father of the Czech reformation)¹. Of the others, Waldhauser was an Austrian who enjoyed imperial and archiepiscopal patronage in Prague². He preached in German and Latin, so that most Czechs heard his message only indirectly, and though he was much respected and revered (enough indeed to make him enemies) he seems never to have inspired the degree of popular fervour which followed every word and deed of Milíč, the Moravian zealot. Matthias on the other hand was a scholar and theorist, an intellectual of undoubted influence on the leaders of the subsequent movement, but altogether without impact on the masses, and in himself something of a waverer. For all his keen condemnation of corruption in the church, he hankered, lifelong but in vain, for the prestige and luxury of a secure benefice³.

The career of Milíč presents almost the reverse of Matthias'. He resigned a position in the royal and imperial chancery, abandoning a fat living to assume apostolic poverty. He railed at ecclesiastical materialism and greed with all the uncompromising ardour of a convert. His vigour in seeking the cure of souls, and above all in preaching, earned him a following that was without equal at least until the time of the Bethlehem Chapel. If we may believe the eulogistic claim of an anonymous contemporary biographer he preached up to five times a day in

¹ Loskot, F.: Milíč z Kroměříže: otec české reformace. 1911 (Velicí mužové české reformace 2).

² Loskot, F.: Konrad Waldhauser, řeholní kanovník sv. Augustina, předchůdce Mistra Jana Husa. 1909 (Velicí mužové české reformace 1).

³ K y b a l, V.: Matěj z Janova, jeho spisy a učení. 1905. The three names are associated in all the more recent literature, cf. especially K a m i n s k y, H.: A history of the Hussite revolution. 1967, p. 8—23. — B a u m a n n, W.: Die Literatur des Mittelalters in Böhmen. 1978, p. 206 ff. — The standard Czech reference work Dějiny české literatury. Ed. by J. H r a b á k. Vol. 1, p. 147 ff. — A thorough survey of the recent literature is given by Baumann.

any of three languages, according to the audience⁴. He also laboured hard at the reform of prostitutes, and established a communal home for the converted in houses supplied to him for this purpose by the Emperor himself among others. Here, in his „Jerusalem“, he provided for the physical and spiritual needs of up to eighty persons (the figure is that of the early biographer)⁵, and still, with charity his only resource, he commanded a surplus sufficient to extend the place, both by building and further purchases⁶.

No less a writer than the moralist Tomáš ze Štítného admits to being influenced by Milíč, and such was no doubt the case for some other prominent and important men. However, one may be sure his greatest effect grew among the simpler people who heard his impassioned sermons. The acclaim that resounded from his attacks on the flagrant luxuriousness of the church, especially of the Orders, aroused the hostility of the ecclesiastical establishment. The inevitable attempts to hereticate him followed but, predictably enough, they came to nothing; there was no case to answer, for it can never have occurred to Milíč to doubt the doctrinal authority of Rome in anything. Earlier much the same fate had befallen Waldhauser, while under the Emperor's protection, and he had as easily eluded his enemies. Matthias de Janov was significantly spared such persecution, although his extensive writings would have provided much more promising ground for inquisitorial fossicking. His speculations were presumed safe under the lock of the Latin tongue, to which only reliable beneficiaries or aspiring beneficiaries of clerical privilege had the key. Such a presumption was ill-founded, as events were to show in a generation or two, and as the case of Milíč might have warned: not all the educated were proof against ideas of radical reform and even revolution. Certainly the unceasing accusations against Milíč, who died in 1374 in the course of a visit to Avignon in order to clear his name, are plain testimony of a *popular influence* in which his accusers perceived a threat.

Milíč's surviving works are therefore of interest not merely for what they tell of the man, his eloquence and his conviction. They reveal also something of the sentiments which so much moved the masses in Prague and prepared well the ground for a social and religious upheaval which at its extremity quite rejected the authority of Rome.

The prayers are his only surviving works in the vernacular. The extant homiletic works are recorded in Latin, this being the common practice of the time whatever the language of the original oral delivery⁷. The spontaneous and affecting appeal

⁴ Vita venerabilis presbyteri Milicii, praelati ecclesiae Pragensis. Fontes Rerum Bohemicarum. Vol. 1, p. 406, 413.

⁵ *Ibidem* 420.

⁶ Apart from the early but most thorough work of Loskot, biographical details of Milíč are given by Bartoš, F. M.: O rodiště a počátky otce české reformace. Jihočeský sborník historický 17 (1948) 93 ff. and: Milíč a jeho škola v boji proti sociální metle velkoměsta. *Ibidem* 21 (1952) 121 ff., as well as K a ň á k, M.: Milíč z Kroměříže. 1975. — The earlier writers in particular use the contemporary biography rather uncritically.

⁷ Cf. Vilikovský, J.: Kazatelství a počátky české prózy. In: Písemnictví českého středověku. 1948, p. 112.

of Milíč's words to the common people is thus lost. Other Latin works include the *Libellus de Antichristo* (an idiosyncratic endeavour to convince Pope Urban V of the imminent appearance of Antichrist and the consequent urgent need for moral reform in the church), a further missive directed at the Pope on the subject of reform, two „postillae“, one of which was written expressly for the students of the university in Prague, and a *Quadragesimalis*⁸. If the prayers alone are recorded in the vernacular, this was presumably in order that they might be used privately by his followers.

They can in point of fact be said to be doubly in the vernacular, for all save one of them survive in both Czech and German versions. Milíč appears to be the first writer to have left surviving texts in both languages, indeed this very point supplied the criterion by which Jan Vilikovský was first able to identify the prayers as his⁹. Needless to say, though it is a reliable criterion in the circumstances, it is not an exhaustive one; even though nothing more has been identified, the survival of further prayers by Milíč seems very probable. The rich Ms XVII F 30 (A) of the University Library in Prague contains 198 prayers of the period, none carrying any ascription at all, but including all five of Milíč's prayers of which a German version is extant; many more of them may also be his, the German texts either lost or having never existed¹⁰.

The correspondence of the Czech and German texts varies from a close translation to a loose paraphrase, and the omission of material in either text is frequent. We may assume that by and large the Czech versions preceded the German ones, for Czech (or more strictly Moravian) was Milíč's mother-tongue. However, the claim that he learnt German only at a fairly advanced age is surely something of an exaggeration, born perhaps of constant reiteration of the point in the scholarly literature¹¹. The historical source for this particular matter is a passage from Milíč's contemporary biographer, where it is stated that he „nunquam in juventute teutonicum profecerat“, but „volens ergo majorem populum domino suo acquirere, coepit jam in senectute studiose idioma teutonicale inquirere a suo scholari et ab aliis, quibus notum erat, et multoties totum sermonem quem praedicare debebat, in teutonico conscripsit, et sic incepit in teutonico praedicare . . .“¹². It would seem simply that Milíč considered his German insufficient to his purpose; he could not use it with the same suasive appeal he employed in his Czech sermons. So he set out to improve his command of the language, the better to reach all the people. Such industry is typical of him. At the same time it is scarcely credible

⁸ Bibliographical details are supplied by Baumann 208 f. and by Tříška, J.: *Literární činnost předhusitské university*, p. 63.

⁹ Vilikovský, J.: *České modlitby Milíčovy*. In: *Písemnictví 120 ff.* Vilikovský gives only one of the German texts but the others are edited by Klapper, J.: *Die Schriften Johans von Neumarkt*. Bd. 4: *Gebete des Hofkanzlers und des Prager Kulturkreises*. 1935, p. 120—123, 190—200, 220—223.

¹⁰ Cf. Flajšhans, V.: *Nejstarší rukopis staročeských „Modliteb“*. *České museum filologické* 4 (1898) 42—60, 176—198; 5 (1899) 108—123, 313—350.

¹¹ Cf. e.g. Girke-Schreiber, J.: *Die böhmische Devotio Moderna*. In: *Bohemia Sacra*. Ed. by F. Seibt. 1974, p. 85.

¹² Vita 408.

that one who functioned in a high office at the imperial chancery and was „singulariter famatus et delictus“¹³ at the court of Charles IV can have known no German at all.

For Milíč prayer was paramount. The biographer tells how he not only gave much time to his personal devotions but also habitually concluded his sermons by leading the listeners in communal prayer¹⁴. The six identified texts may not be fully representative of all the prayers he wrote, especially if a factor in their survival was their suitability for private use. However, the preoccupation with the Eucharist apparent in most of them is certainly typical, both of Milíč himself and of the developing movement of lay piety in which his role was so significant. Indeed, this enthusiasm for the Sacrament that characterises the early reformers has been adduced by historians as one major contributor to the emergence of Hussite Utraquism. It would therefore seem well-advised to review this question briefly, before proceeding to the texts of the prayers themselves.

Despite all that has been said in clarification of the Hussites' obsession with the lay chalice, the right of the laity to the Sacrament *sub utraque specie*, it remains a curious phenomenon¹⁵. The general custom of proffering only the Bread of the Eucharist to the laity, and of reserving the Wine for the priesthood, had only obtained since the 12th century and had no basis in dogma or doctrine. Theologically the issue is thus hollow, and is certainly not such as might be expected to ignite the first major conflict between Rome and a nascent protestant Reformation. According to doctrine the sacramental presence of Christ was complete in either species alone. Yet Utraquism became the banner of their movement, a point they refused to yield even at the very last when they were compelled to abandon so many other seemingly more important claims. And the established church, which had unwisely condemned Utraquism at Constance more for the sake of a show of unity than for any intrinsic reason, was eventually willing enough to grant it to the insistent Bohemians. The compromise cost the church nothing, though it served little more than to paper over the yawning cracks in her edifice.

Attempts to find a distinct foreign source for Bohemian Utraquism have not been successful. Neither the 15th century explanation that it was owed to the German influence of Peter of Dresden, nor the more modern one of F. M. Bartoš, who suggested that Jerome of Prague acquired the idea while travelling in Byelorussia and Lithuania, finds acceptance today¹⁶. The influence of Wyclif's speculations on the matter of transubstantiation may not be so readily dismissed. It does seem likely that they played some part in molding the ideas of the movement's leaders. Yet the character and size of the popular wave cannot be sufficiently ex-

¹³ Ibidem 434. — Cf. also the second contemporary biographical source, „Narratio de Milicii“, probably by a pupil of Milíč but incorporated by Matěj z Janov into his: *Regulae Veteris et Novi Testamenti*. Ed. by V. K y b a l. 1908—13, Vol. 3, p. 358 ff.

¹⁴ Vita 416. — Cf. N e j e d l ý, Z.: *Dějiny husitského zpěvu*. Vol. 2. 1954, p. 101.

¹⁵ On all this matter I am particularly indebted to K a m i n s k y 98 ff. — Cf. also Cook, W. R.: *The Eucharist in Hussite theology*. *Archiv für Reformationsgeschichte* 66 (1975) 23—35.

¹⁶ Bartoš, F. M.: *Husitství a cizina*. 1931, p. 71 ff.

plained by a full account (even if such a thing were possible) of the intellectual influences working on the few personalities who seem to stir it into motion. It was above all Kaminsky who pointed emphatically to the cult of frequent lay communion among the 14th century reformers and saw in it the forerunner of Utraquism. He shows clear and valid evidence connecting the writings of Matthias de Janov on this subject with the memorable action of Jakoubek ze Stříbra in introducing the lay chalice into Bohemia in 1414. This too is an argument that touches the intellectual development of the initiators of Utraquism, and it does not explain the huge popular response they met with. But Kaminsky's backward glance at lay communion in the decades before 1414 deserves a wider scope, for it may do more than simply explain Jakoubek's personal convictions¹⁷. Utraquism plainly inherited all the passion and ardour that had been invested in the cause of frequency, or rather it built on that passion, for there is no reason to suppose the latter was diminished. In such a light the one may readily be portrayed as the natural extension of the other. In fact frequency of lay communion was only one important, contentious, and therefore much publicised question in a period when lay piety was placing an ever-increasing stress on the Eucharist in general. It was therefore only natural perhaps that the other major popular issue of the time, the mounting grudge against clerical privilege and authority, should with the passage of time find a further outlet in asserting the „equality“ of lay rights in regard to the Sacrament.

Such considerations provide a *prima facie* justification for examining Milíč's prayers with an eye to what they conveyed to his adherents of the nature and function of the Eucharist. In what follows some more general observations are also included, for these texts have never before been fully discussed or described in English or German¹⁸.

Three of the prayers are to first appearances not primarily eucharistic in character. One of them (*Ó přěšasná Matko Božie* — here subsequently referred to as Prayer I) is addressed to the Virgin¹⁹. The Czech text in particular exhibits the linguistic richness and beauty which its subject-matter commonly inspired in the 14th century, and if the German does so less, this may reflect no more than its author's relative lack of ease in this language.

Principally it is a prayer for intercession rather than one of praise. There are five short sections, each commencing with an apostrophe (*Ó Maria . . .*). In the periphrasis and abbreviation of translation the German has lost something of this tight structure, though its content is never remote from that of the Czech. Through-

¹⁷ These convictions are far from clear and simple in themselves, cf. Borecký, F.: *Mistr Jakoubek ze Stříbra*. 1945. — Seibt, F.: *Die revelatio des Jacobellus von Mies über die Kelchkommunion*. *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 22 (1966) 618—624. — The origins of Utraquism among the reform movements of Germany have recently been demonstrated by Cegna, R.: *Poczatki utrakwizmu w Czechach w latach 1412—1415*. *Przegląd Historyczny* 69 (1978) 103—114.

¹⁸ The most thorough discussion remains that of Vilikovský, preceding his edition (op. cit.), but his only real concern is to establish Milíč's authorship of the prayers.

¹⁹ Vilikovský 136 f.; German text in Klapper 196; the texts are so short that further page references are not generally given when quoting from them.

out most of the text Mary is conceived as an extraterrestrial, translated being, her proximity to God enabling her to mediate for man and shield him from evil. Man, in contrast, is estranged from the divinity: the sinner may not look on the face of Christ, before whom Mary must represent him; she must protect him from temptation, correct the erring, receive the outcast, illuminate the blind, avert the just anger of God from weak and wicked man, and so on. Only in the third section is mention made of the Virgin's physical, human role as mother of the incarnate Christ: the section concludes with the words:

Ó živote náš, podaj nám plodu požehnaného, jenž z tvého svatého života vyrostl, abychom ožili přijímajíce důstojně jeho svaté tělo i jeho svatú krev.

... gib vns di gesegente frucht deyns gebenedeiten leibis, das wir entphon das ewigen lebin von seyme heiligen leichnam vnd von seyme tewren blute.

It will be necessary to make further reference to this section later, but it suffices for the present to note the prominent allusion to the Eucharist. Most significant of all here is a textual circumstance which went unnoticed by Vilikovský: one of the two manuscript copies of the Czech text omits this third section altogether, though otherwise the two vary scarcely at all²⁰. The shorter of the two constitutes a perfectly self-contained and fairly commonplace prayer for the Virgin's intercession in Heaven. It is reasonable to suppose that the eucharistic passage, rather than being an omission from the shorter text, is an insertion in the longer, where it is not fully in character. Such an insertion may well have been made to render the prayer more suitable for the occasion of the Eucharist, or at least it is clear that the addition was made by one to whom the Sacrament was important. The German text translates the longer version and the manuscript ascribes it expressly to Milíč. It remains possible that in the Czech text only the insertion is his work, that he translated the whole into German, and that the translation was accordingly ascribed to him in its entirety. Evidence on such matters is lacking. But it is at least clear that the full version, with the central eucharistic allusion, was the one he used, since this was the text of his translation. The absence of an attribution in the Czech manuscript is of no significance, for there are none in the whole volume.

Whatever the facts of the case, whether Milíč inserted this eucharistic passage into his own earlier mariolatrous work or into that of another, its very insertion is evidence enough that it was important to him.

The prayer to the Holy Spirit (*Ó svatý Duše* — Prayer II) is loosely glossed on the popular Latin sequence *Veni, sancte spiritus*; Klapper, who edited the German version, prints it parallel with the Latin to demonstrate the relationship²¹. Amplification of the sequence on the scale found here was possible only by the addition of new material, and it is this which deserves attention. The term *consolator* is used to introduce an expansion of the theme *útěcha/trost*, with much emphasis on man's sin and weakness. It leads to a direct plea that the Holy Spirit may inspire men with true repentance, so that they may reject temporal pleasures in favour of those of eternity; this is without precedent in the Latin. With the

²⁰ Cf. Flajšhans, no. CLXXIII, p. 340 f. (the full text), and no. CLXXXIII, p. 344.

²¹ Vilikovský 138. — Klapper 220 ff.

lines „*lava, quod est sordidum*, etc.“ the two vernacular texts part company, and while the German continues to amplify the sequence in the established manner, the Czech gives only a single sentence with the loosest possible affinity to the original. Unless we are to assume that the German was taken directly from the Latin, and in this case therefore preceded the Czech, we must conclude the latter text is corrupted. Following this, however, the vernacular texts unite in an invocation of the Holy Spirit which introduces the subject of the Eucharist:

Ó svatý Duše, poněvadž si ty způsobil svaté tělo našeho milého Jezu Krista z těla a z čisté krve naše milé matky Marie, čisté panny, když jeho ot tebe počala, proto prosíme tvé svaté milosti, aby ráčil naše srdce tak způsobiti, abychom my to jisté svaté tělo i svatú krev našeho milého Jezu Krista tak důstojně přijímali, abychom my v téj tichosti a míru s tohoto světa bezpečni šli do královstva nebeského. Amen.

O herre aller guti, du heiliger geist, syd dem mal das du den lichnam vnsers herren Ihesu Christi vsz der reynen junkfrowen Marian gebildet hast, do sy in von dir enpfing, darvmb bitten wir, gib vns die gnade, das wir den selben heiligen lichnam vnsers herren Ihesu Christi vnd sin tures blut also wirdiklichen entphahen, das wir in der suszikeit sin gebruchen all hie in den gnaden vnd dort in den ewigen froden seliglichen. Amen.

The similarity here to the sentiments expressed in Prayer I, especially regarding the role of the Virgin, will again receive further attention below. Of more immediate concern is the manner in which the Latin text has simply been exploited to provide a quite different vernacular prayer, whose climax betrays its purpose: — once again the occasion of the Eucharist. The only matter in the Latin giving any hint of this theme is the verses: „*Da tuis fidelibus / in te confidentibus / sacrum septenarium*“, while the remaining three verses „*Da virtutis meritum / da salutis exitum / da perenne gaudium*“ bear but the slightest resemblance to the ending of the vernacular texts. There can be no doubt that the latter were made to serve as a preparation for the Communion.

The prayer to the Holy Trinity (*Ó svatá Trojice* — Prayer III) is not known in a German version and is moreover the only one not found in the large Prague manuscript printed by Flajšhans²². It falls into five sections, the outer two of which address the Trinity as a whole, while the others concern each of the three Persons, arranged in the usual order. While the prayer in its entirety is certainly not first and foremost eucharistic, it may be noted nevertheless that the middle part, addressed to Christ the Son, is primarily sacramental in character:

... poněvadžs ty svú duši dal nám na vykúpenie a své svaté tělo na věčné nakrmenie a svú svatú krev na věčné napojenie ... proto prosíme tvé svaté milosti aby ráčil nám tu milost dáti, abychom my tvé svaté tělo i tvú svatú krev důstojně přijímali abychom věčným hladem a věčnú žienzní nikdy nezahynuli, ale viděním tvého svatého líčě věčne své srdce krmili ve všiej rozkoši.

²² Výbor z české literatury doby husitské. Ed. by B. Havránek et al. 1963, Vol. 1, p. 54 f.

(= because you gave us your soul for our redemption and your Holy Body as eternal food and your Holy Blood as eternal drink . . . therefore we beg of your Grace that you grant us such Grace that we may worthily receive your Holy Body and your Holy Blood, in order that we may never perish through eternal hunger or eternal thirst but eternally nourish our hearts in all bliss, beholding your Holy Countenance.)

The remaining three prayers all appear to have been eucharistic in their original conception, and despite the distinctive character of each they are similar in their approach to the matter. All three are addressed to the Saviour, and the theology is correspondingly christological in its emphasis. (Indeed, within limits this last assertion holds good for the first three prayers as well, or at least it is only when they come to speak of Christ that one may find any full theological statement.) In point of fact the emphasis may be said to be narrower still: it is as though for Milíč the entire efficacy of God's Incarnation — and to this extent its purpose too — inheres in the Sacrament of Communion. Through the Eucharist, seemingly, Christ redeems men.

Accordingly, each of these three last prayers sets out first to treat the problem of human sinfulness, and concludes with eucharistic statements to the effect that this sin is overcome or remitted by the Sacrament. In this structure they may be said to resemble broadly Prayer II.

The three vary most markedly in the view they adopt of sinfulness. Prayer IV (*Ó milý Jezu Kriste, jediná náděje . . .*) assumes a more or less social stance, and so reveals something of the other sides of Milíč's activities — his moral zeal and his preaching²³. There is a fervent plea to Christ to right the wrongs of humanity, many of which, personal and inter-personal, are listed. There is even a hint of that acerbic criticism of the Church's corruption which so roused the ire of Milíč's contemporaries: „rač zbořiti i zrušiti lakomstvo všech lichevňkóv i svatokupcív“ / „geruche czustoren di geiczikit allir wuchirer vnd symonier“. Yet it is a mistake to isolate this: the same treatment is wished on wicked lords, dishonest merchants, hypocrites, heretics, nigromancers, gamblers, dancers, swearers and drunkards. In a further passage, absent from the Czech text and introducing the eucharistic climax, Milíč prays:

O hirre, gib vns di fursten vnd prelaten noch dem willin deyns herczen, di do werbin vm vnsir gemeyn selikit, vnd vortilge in en di bossheit vnd vordir di worheit an der predige vnd an dem gerichte, das di warheit gepredigit werde in der ganczin werlde an hindernisse . . .

calling into prominence the role of the preacher, his own role. In general the German text is fuller, and the two vary in detail and order of material despite their common tenor and obvious common origin.

About the middle of this prayer there is a brief mention of the Sacrament which suggests a preparation for imminent Communion: „rač zbořiti hněv těch hněvníkóv, jenž pro nepřienzeň odpoviedají sě tvého svatého těla i tvé svaté nevinné

²³ Vilikovský 137. — Klapper 198 ff.

krve“ / „geruche czu uordruckin den czorn allir der, di durch czornis wille sich vorczeien deyns heiligen lichnams, vnd vorsvne sie mit dyner fruntschaft.“ The climax, confirming this suggestion, runs:

... rač nás všech polepšiti, aby chom dóstojně přijímajíc tvé svaté tělo se všemi dušemi křesťanskými došli ku poživání tvého svatého líče na veky vekův. Amen.

... das wir in deyner gnaden also lebin, das wir alle heilikit vnd besserunge von deym heiligen leichnam vnd deym tewren blute so wirdiclich entphoen, das wir in vnsirn sundin nicht sterbin, sundir mit der hulffe vnsir trosterynne Marie vnd allir heiligen vnd allir engil kommen mit allen cristinlichen zelin czu dem angesichte deyns gotlichin antlicz seliclichen. Amen.

The preceding exposition of mankind's sins seems designed to bring the sinners to this Communion in a contrite and therefore worthy state, in order that the Eucharist may have its proper effect of procuring salvation for them. The earlier statement of how anger renders one unworthy of the Sacrament supports such an interpretation.

The logic implicit in Prayer IV is also found in *Milý Jezu Kriste, králi nade všemi králi* (Prayer V), though where Prayer IV was ethical in its view, this one exhibits more the character of a theological devotion²⁴. The protestations of human sinfulness are generalised and the text proceeds more naturally to its goal, a preparation for receiving the Sacrament worthily. It commences with wonder at the Godhead's becoming flesh for the salvation of men, then launches into an examination of the sin which necessitated this, stressing the crucial role of Christ in defeating the evil: the Saviour punishes our transgressions, draws us back from the portals of Hell and extends yet further compassion when we delay repentance.

Only after this does the first allusion to the Eucharist appear, supported by expressions of thanks for past forgiveness and the request that the Sacrament may bring further release from sin and protection from temptation:

Nad to dals nám ku pokrmu i k vykúpení své svaté tělo i svú svatú krev. A proto u pravěj zpovědi děkujíce z těch hřiechov, ež si nám otpustil, i také z těch, jichžtos nás ostřiehl, prosímy tvé svaté milosti, aby tvé svaté tělo s tvú svatú krví bylo polepšenie mravův, otvrácenie ot hřiechův, ...

Vber das alles hast du vns gegeben zu ainer narung vnd zu ainer ewigen speis deinen heiligen leichnam vnd dein tewres pluet. Vnd darumb dancken wir deiner gruntlosen parmhertzigkait vnd aller der genadenreichen guette, mit den du vns so reichlich vnd so vberflussigklich hast begabet, ... vnd pitten dein genad, das vns dein heiliger leichnam werde ain ablas der sundt ...²⁵

The Czech term *otvrácenie* does not entirely correspond to Milíč's German rendering *ablas*, and might better be translated with *Abwenden*, *Abwehr*, yet the accent placed on the might of the Sacrament to overcome sin and its dire consequences is unmistakable even in the Czech, and is decidedly more explicit than in

²⁴ Vilikovský 139 f. — Klapper 120 ff.; the prayer printed by Klapper on p. 194 is simply a shortened version of the same text.

²⁵ Klapper 121 f.

the previous prayer. Accordingly the text proceeds with thanks to God for the power of the Host to cure man's poverty of spirit. It is couched in general metaphorical terms: the Eucharist is an „obrana ve všiej nůzi i mír ve všelikém smutku i světlost ve všech skutciech i moc ve všech sloviech i pravda ve všech súdiech i útěcha ve našem skončení“ / „ain beschirmunge in allen notten vnd ain frid in allem truebsal vnd ain liecht in allen werken vnd ain kraft in allen wortten vnd ain trost in unsern lesten zeitten“²⁶. Finally the forgiveness of Christ's blood is compared with man's sins and found the greater:

Rač vážiti naše hřiechy svú svatú krví a uzříš, ež věčšie i dražšie jest tvá svatá krev i milost než naši hřieši.

... geruech zu legen auff die wag das lon deines tewren pluets gegen vnser grosse sunde. Vnd geruech zu sehen, wie vnmassiglichenn grossir ist die parmhertzgkait vnser erlosung dann die menigen vnser sunden.

Through this, the prayer concludes, man may hope to know the joys of Heaven.

It is possible to view Prayers IV and V as complementary, in that whereas the one seeks to induce in the communicant the proper mood of repentance, the other is uttered with the voice of the fully contrite sinner, absorbed in wonder and gratitude that God's love manifest in the Sacrament may redeem him, despite the gravity of his sins.

The last prayer, *Milý Jezu Kriste, milovníče našich duší* (Prayer VI), was apparently the most valued by his contemporaries, for the German version survives in as many as eight manuscripts; one of them specifies the author as „sant milicius“²⁷. In content and intellectual development it most resembles the preceding one and its stress on the power of the Sacrament to overcome and remit sin is arguably greater. There is the same initial marvelling at the depth of divine love which brought about the Incarnation. Among the more speculative statements on the nature of the Sacrament Milíč advances the unusual idea that the Bread is one with that divine Bread which sustains the heavenly angels — the expression *jednostajné / ainerlai* is repeated a number of times. At first it is no more than another wondrous indication of God's loving generosity that divine angels and repentant sinners should share the same heavenly gift. But Milíč feels obliged to explain his point further: that Bread which feeds the angels with eternal bliss also serves man for the remission of sins, the healing of his spiritual infirmities, and as nourishment so that he need not perish of eternal hunger. This time „ablas der sünden“ faithfully renders the Czech „otpuštění hřiechův“. Here we have his clearest statement in both languages that the Eucharist remits sin.

Nowhere in all six prayers does Milíč directly state that the Eucharist was the primary or sole purpose of the Incarnation, or that it is essential to salvation. The latter proposition was to await the controversies of Hussitism proper, when it was defended most strongly in Prague by the English Lollard, Peter Payne. Yet his prayers abound in statements which make the simple step from wonder at God's love, expressed in the Incarnation, to appreciation of the Eucharist as a benefit to

²⁶ *Ibidem* 122.

²⁷ Vilikovský 132 ff. — Klapper 190 ff. — Cf. *ibidem* xxxv.

man arising from the Incarnation; and the step is always taken with every suggestion of causal logic. In a further example Prayer VI asks:

... která milost tě k tomu přinutila, aby naše dušě tak nečisté miloval, aby je očistil a tak túžil po našich dušiech, ež jsi z ny miloščemi umřel na svatém kříži? Ó srdečný milovníče, kterak silné milování bylo v tvém srdci, když si nám ráčil dáti své svaté tělo a svú svatú krev na pamět tvé svaté smrti!

... wellich lieb hat dich darczu betwungen, das du unser sel, die so snöd und so unrain an ir selben ist, woltest lieb habenn? ... süsser liebhaber unsers hertzen, wie stark is dein lieb, die dich also überwant, das du für uns starbst an dem heyligen kreucz und uns deinen heyligen leichnam gabst vor unmässiger lieb, di du zu uns hetzt?

Such statements, orthodox as they are, show the emphasis of a man not concerned to give a full picture of orthodox teaching on this matter. Just how narrow is the focus of his interest becomes more evident when one considers how many prominent aspects of christological and redemptive theology he passes over: Christ as the exemplar of caritative neighbourly love; Christ as a model of humility; Christ's foundation through Peter of a church militant on earth by whose mediation the souls of men are saved from sin. It is likewise worth noting the scant consideration given by Milíč to the Passion itself, the event by which the incarnate deity shares the consequences of human sin and conquers them through resurrection, and which is generally seen as the essence of the redemptive process. Milíč comes closest to an expression of this view in the passage from Prayer VI quoted immediately above, yet it is brief and isolated. In the introduction to IV the instruments of the Passion are conventionally invoked as a protection against sin, but the Passion itself is not clearly portrayed as that which retrieves man from his sinful state. Prayers III and V contain further references to the Passion of even less consequence.

That the Eucharist was instituted to remit sin is orthodox doctrine; the Prayer of Consecration says no less. But the practice of the 14th century church stressed other means of forgiveness, in particular priestly absolution after confession and due atonement. It is noticeable that Milíč's prayers make no mention of atonement for sins committed. To illustrate the contrast it is useful to make comparison with another text treating the subject, one more conformist in character but from the same time and place. Vojtěch Rankův (Adalbertus Rankonis) was a prominent 14th century theologian at the University of Prague whose extant works have been recently published. They include a letter written to a priest in response to his request for advice²⁸. It appears that the priest, together with some colleagues, was troubled by persistent requests from the laity for frequent communion, and at a loss as to the proper course. No doubt this was a growing problem, and Vojtěch's response reveals something of the vexation of the authorities at such unwelcome zeal. He first tells of his reluctance to treat the question, due to its contentious nature, and is even inclined to see it as a waste of time. On the question of daily lay

²⁸ Kadlec, J.: *Leben und Schriften des Prager Magisters Adalbert Rankonis de Ericino*. 1971 (Beiträge zur Genschiede der Philosophie und Theologie des Mittelalters NF 4), p. 199 ff. (De frequenti communione ad plebanum Martinum).

communion he is decidedly cool. Alluding to the argument much espoused by the reformers that daily communion for all was the practice in the Early Church, he defends the current habit of annual lay communion with the increased wickedness of humanity in his time. However the essence of Vojtěch's view is that a worthy communicant should possess such a degree of spiritual purity as a layman cannot achieve frequently. He urges compromise: a layman who persistently requests daily communion should not be denied it for more than a week. His practical advice to the priest in fact reveals most: he suggests that every effort be made to discover the identity of the layman's confessor, and to ascertain from him the worthiness of the would-be communicant²⁹. That is to say, the absolution of the penitent by a confessor is seen in large degree as a condition of his receiving the Sacrament. The Eucharist is defined by Vojtěch as a „sacramentum unionis et amoris“³⁰ and any reader of his letter is plainly invited to view it as a kind of reward for a spiritual purity attained otherwise. Only once does he mention its power to remit sin, when citing verses of the „doctors“ listing the twelve fruits of the Tree of Life (*Rev.* 22, 2), which are exegetically described as benefits of the Sacrament. The word „purgat“ appears in the quotation, but Vojtěch merely glosses: „purgat veniale peccatum et quandoque etiam mortale“³¹.

The view of the Eucharist in Milíč's prayers, the view conveyed to his numerous followers, is a much simpler one. Provided only that the communicant is truly penitent, the Sacrament will bring him God's forgiveness and lead him to salvation. The mediatory role of the church is plainly circumscribed by such an attitude. This surely explains the exasperation of the authorities at the new eucharistic zeal and is a likely factor in the personal enmity shown to Milíč. The church's power to pardon, delegated to the priest from the throne of St. Peter, holder of the heavenly keys, is rendered superfluous; in its place is a proximity of the pious layman to God himself, a divine immediacy that smacks of the Reformation. The role of the priest implicitly becomes an impersonally sacerdotal one. By the sanctity of his office he consecrates the elements as the redeeming Flesh and Blood of Christ and proffers them to the faithful. But he may not intervene as a human in the process of remission, listening to the confessed transgressions, pronouncing human judgments on their gravity and even haggling over atonement in the lucrative business of selling indulgence.

It is true that corrupt practices in the church regarding absolution earn Milíč's explicit abhorrence and an indignant condemnation as „simony“. Yet all we know of his personality, as well as a close reading of the prayers, should warn against seeing in his eucharistic thought merely a rebellion against the institutions of an impure church. The picture of Milíč drawn by his contemporaries is of a man driven by a puritanical conscience such as we would readily call fanatical today. But it is a conscience directed at the self: in his horror at his own sinfulness he mortifies his own flesh in every conceivable way; he spends endless hours prostrating himself in prayer; he forces wakefulness on his followers, summoning them to

²⁹ *Ibidem* 209 f.

³⁰ *Ibidem* 205.

³¹ *Ibidem* 222 f.

join him at all hours of the night in his orisons; he renounces all property, shuns physical contact with women and adopts a diet of severest abstemiousness³². And when he pursues public moral reform through his preaching he exhorts all people, though especially the simple, the artisans and the prostitutes, to look within themselves and perceive the sin with the eyes of conscience. When in Prayer VI Milíč describes the Sacrament filling a man with the fire of the Holy Spirit, so that he burns with zeal for the truth, he plainly speaks of himself, a man aflame with a vision of divine moral truth found within the self³³.

Thus the individual conscience and a keen response to it are all-important here; and though dissatisfaction with the church indubitably played its part in the evolution of such piety, the full catalogue of its causes is all the causes of the Reformation itself. For Milíč, however, a man of no intellectual aspirations, the intrinsic logic is not complex. If the battleground of good and evil is the *individual man*, however common and simple, in whom innate sinfulness and conscience are locked in conflict, then the redeeming force of God's compassion and forgiveness must likewise enter the *individual* in order to save him. This is attained through the Sacrament, of which each man receives his *individual* portion, to consume and absorb into himself. For Milíč there can be no question that the priest receives the Eucharist „pro aliis“, to use Vojtěch's telling phrase³⁴. Rather, each individual stands in a relationship of immediacy to his Redeemer by his consumption of the Host.

The constituent parts of this simple argument are found reiterated in the prayers: man will perceive his sinfulness if he but looks within himself; the Incarnation was an act of God's compassion, His forgiveness for that sin; each repentant individual may enjoy that compassionate forgiveness by receiving that incarnate Deity, in the form of the Eucharist. The common pattern by which Milíč moves to be subject of the Sacrament from a discussion of sinfulness has been noted for Prayers II, IV, V and VI. Both I and II proceed in one sentence and with implicit consecution from the Incarnation to the sacramental consumption of the flesh:

- I ... podaj nám plodu požehnaného ... abychom ožili přijímající důstojně jeho svaté tělo ... / ... gib vns di gesegenete frucht deyns gebenedeiten leibis das wir entphon das ewige lebin von seyme heiligen leichnam ...
- II ... poněvadž si ty spósobil svaté tělo našeho milého Jezu Krista z těla a z čisté krve naše milé matky Marie ... proto prosíme tvé milosti, ... abychom my to jisté svaté tělo i svatú krev našeho milého Jezu Krista tak důstojně přijímali ... / ... syd dem mal das du den lichnam vnsers herren Ihesu Christi vsz der reynen junkfrowen Marian gebildet hast, ... darymb bitten wir, ... das wir den selben heiligen lichnam vnsers herren Ihesu Christi vnd sin tures blut also wirdiklichen entphahen ...

The allusions to the Virgin, gratuitous in the second case, though in the first she is

³² The first part of the Vita gives many examples of his austerity, but cf. also: Narratio 358.

³³ Vilík o v s k ý 135.

³⁴ Leben und Schriften 206.

of course the addressee, are interesting in that they too are employed to stress the crucial fact of the Incarnation. It was through the flesh of the Virgin that God also became flesh, so that she is in this sense, too, the mediatrix between man and God. Only through her flesh does the flesh of God's compassion become available to the sinner. Prayer I actually addresses her as „matko milosrdenstvie“ / „mutir der barmherzigkeit“. It is possibly on account of this central role she plays in his eucharistic thought that Milíč chose to insert eucharistic matter into this particular prayer. He certainly held the Virgin in high veneration: the biographer tells us that his favourite personal prayer was a Latin text addressed to the Mother of God. This text has been identified and is printed by Klapper³⁵.

The theme of compassion, and of the Incarnation as its expression, also forms the opening matter of Prayers V and VI. The former marvels that the plight of man, which might have been redeemed by an angel or an archangel at God's command, actually inspired Christ himself in his love to share the human lot for man's salvation. The German text employ the expression „vnser leiplicher prueder werden“³⁶.

By way of conclusion some generalisations may be permitted. The harping on the incarnation in these prayers gives considerable prominence to the corporeality of the redeeming Christ, as though to accentuate and make real the claim that the Bread of the Sacrament actually incorporates Christ's redeeming power, as it is assimilated by the communicant. Such a stress, obviously not unrelated to the controversy of transsubstantiation, may perhaps also be related to the obsessive cult of Holy Relics in this age. These too are physical remnants of erstwhile living holiness, which are believed still to possess power over sin. Here corporeality is perceived as man's essential sinful and estranged condition, while any instance of concrete matter having true holiness can only be a miraculous gesture of God's kind Grace extended into the wicked human world. Certainly the physical nature of the Sacrament served at least as an excellent token of God's immediacy of the individual sinner, for it was portionable, and each man received his share in a form to be absorbed and to become part of himself.

The late 14th century saw an intensifying search for a closer relationship between the ordinary individual and God, a phenomenon apparent in many pious movements beside that of Milíč. The pressure for frequent lay communion is but one manifestation of this drive. But the church had developed institutions which inclined, not entirely wilfully, to frustrate the tendency, and by attempted suppression made inevitable the Reformation into which it grew. But until Luther's Bible and widespread literacy gave to the common man the opportunity of direct intellectual knowledge of God, the desire to experience Him immediately was compelled to find other fulfilment. One such fulfilment was the physical presence of Christ in the Eucharist, consumed by the individual for his purification.

The theoretical and academic arguments of the intellectual proponents of frequent communion may have justified it to many of its adherents, and supplied a

³⁵ Klapper xxx f. — Cf. Vita 415.

³⁶ Klapper 121.

reassurance of respectability for others. But here the intellect is only the crest of a wave whose full causes are deep and many. Certainly resentment at privilege and corruption in the mediating church was among them. But for the common people, the great majority who in this sense include the unintellectual and unpretentious Milič, another cogent reason was surely the comforting awareness that when they consumed the Host they took into themselves God's very Self, His immediate forgiveness and His personal promise of salvation.

DIE TSCHECHEN UND SLOWAKEN IN WIEN UND NIEDERÖSTERREICH (1526—1976)

Von Gerhart Pichler

1. Wiens handelspolitische Bedeutung

Wiens geschichtliche Bedeutung basiert auf seiner geographischen Lage und seiner Verbundenheit mit dem Herrscherhaus. Beide Faktoren bedingten den Wandel von der Grenzstadt zur politischen und wirtschaftlichen Zentrale des Großstaates.

Wiens einmalige Lage — an der schiffbaren Donau, am Ausgang der Ostalpen und am Rande des pannonischen Raumes — bot die natürlichen Voraussetzungen, Mittelpunkt eines Großreiches zu werden. Gelegen am Schnittpunkt der Verkehrswege von West nach Ost, von Nord nach Süd, entwickelte sich Wien zum Umschlagplatz des Nordosthandels. Uralt ist der Verkehrsweg längs der Donau nach dem Morgenland, uralt auch der Weg von der Ostsee zur Adria. Der Strom verband Wien mit dem Westen und war Vermittler nach dem Orient. Doch die Donau war nicht nur Verkehrsader. Sie war bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts bevorzugte Kreuzzugsstraße. Wien war die letzte Station des Abendlandes auf dem Marsch nach dem Osten, war Sammelplatz der Kreuzzugsheere und bot eine letzte Möglichkeit zur Vervollständigung der Ausrüstung. Doch den entscheidendsten Impuls erhielt Wien dadurch, daß es zur Hauptstadt des Landes, zur Residenz eines mächtigen Fürstengeschlechtes gemacht wurde. Durch die bewußte Förderung dieser Handelsposition seitens der Dynastie konnten sich die geographischen Vorteile erst entfalten. Diese Verhältnisse bedingten auch, daß Wien häufig in kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt war; denn der Besitzer der Stadt bestimmte auch das politische Geschehen im Donaauraum.

2. Die Erwerbung Böhmens und Ungarns

Wahrlich, an Versuchen fehlte es nicht, die Gunst der Stunde zu nutzen. Das Aussterben der Staufer und Babenberger ermöglichte es den Přemysliden wie den Arpaden, die Errichtung einer südostdeutschen Macht in Angriff zu nehmen. Nur war Ottokars Vorhaben, durch die Erwerbung Österreichs ein Reich zu schaffen, das von der Elbe bis zur Adria reichen sollte, aussichtsreicher als der Versuch Belas IV., den mitteleuropäischen Donaauraum von Ungarn her zu erschließen. Ottokar gewann zwar den Kampf um die führende Rolle, doch war seine Herrschaft nur von kurzer Dauer; denn die Wahl des Habsburger Grafen Rudolf zum deutschen König vernichtete schlagartig seine ehrgeizigen Pläne.

Das Verdienst der Einigung gebührt den Habsburgern, die die beherrschende Lage Wiens zum Ausgangspunkt ihrer Hausmachtspolitik erkoren. Ihnen blieb es

vorbehalten, die Alpen-, Karpaten- und Sudetenländer in einer Hand zu vereinigen. Mochten auch noch Jahrhunderte vergehen, bis dieser Gedanke seine Verwirklichung fand, die ersten Ansätze zeigten sich, als Ottokars Pläne, die österreichischen Länder seinem slawischen Zwischenreich einzugliedern, von Rudolf durchkreuzt wurden. Sie fanden ihre Bestätigung im Sedletzter Vertrag, welcher für den Fall des Aussterbens eines der beiden Geschlechter im Mannesstamm die gegenseitige Erbfolge vorsah. Die Iglauer Doppelhochzeit 1278¹ besiegelte das getroffene Abkommen. Wenzel II. vermählte sich mit Jutta, der Tochter König Rudolfs, dessen gleichnamiger Sohn Rudolf II. mit Agnes, Wenzels Schwester.

Die Habsburger wähten sich am Ziel ihrer Wünsche, als Wenzel III. kinderlos starb. Doch das Vorhaben scheiterte. Rudolfs III. früher Tod (1307) vereitelte den Plan, Böhmen dem Reich einzuverleiben. Albrechts Ermordung durch den Neffen Johann Parricida schließlich ließ alle Hoffnung schwinden, in absehbarer Zeit in den Besitz Böhmens zu gelangen. Auch die Erwerbung Ungarns mißglückte aufgrund der Kinderlosigkeit von Albrechts Tochter Agnes, die mit Andreas III., dem letzten Herrscher aus dem Geschlecht der Arpaden, vermählt war.

Doch die Habsburger ließen sich nicht entmutigen. Im Streben nach der Vorherrschaft im Donauraum ergriffen sie jede sich bietende Gelegenheit, sich mit den regierenden Herrscherhäusern zu verbinden, um die Länder auf dem Erbweg zu gewinnen. Das Ziel schien nahe, als sich des Luxemburgers Sigmund einzige Tochter Elisabeth 1437² mit Albrecht II. vermählte. Aber auch dem zweiten Versuch war kein dauerhaftes Glück beschieden. Albrechts Hinscheiden, zwei Jahre später, löste die Verbindung der vereinigten Reiche. Der Tod des letzten Albertiners 1457³ zerriß das sorgfältig geknüpft Band, das die böhmischen und ungarischen Länder durch zwanzig Jahre verbunden hatte, auch wenn die Vereinigung bloß in der Person des Herrschers begründet war. Denn die tatsächliche Regierung lag während der Minderjährigkeit Ladislaus Posthumus' in den Händen der Reichsverweser, in den Händen des siebenbürgischen Magnaten Johann Hunjadi in Ungarn und des Hussitenführers Georg Podiebrad in Böhmen.

Erst Kaiser Maximilian war es, in konsequenter Fortführung der habsburgischen Politik, beschieden, das mehrmals angestrebte Ziel zu erreichen. Der im Odenburger Frieden 1463⁴ vorbereitete, im Preßburger Frieden 1491⁵ vereinbarte Erbvertrag fand seine Bestätigung in der Doppelverlobung der kaiserlichen Enkel Ferdinand und Maria mit den Jagiellonen Anna und Ludwig. Dieses am Wiener Fürstenkongreß 1515 geschlossene Abkommen, 1521 durch die habsburgisch-jagiellonische Wechselheirat vollzogen, wurde 1526⁶ mit Ludwigs Tod bei Mohacs staatsrechtliche Wirklichkeit. Denn mit ihm erlosch das Herrscherhaus der Jagiellonen. Ferdinand wurde rechtmäßiger Erbe Böhmens und Ungarns.

¹ Litschauer, F.: Österreichische Geschichte. Wien 1965, S. 57.

² Ebenda 79.

³ Ebenda 83.

⁴ Ebenda 85.

⁵ Ebenda 86.

⁶ Ebenda 92.

3. Die Tschechen in Österreich

a) *Die Immigration im 16. und 17. Jahrhundert.* Die Erwerbung der Nachbarländer veränderte auch den bisherigen Charakter Wiens. Es wurde, seiner früheren Funktion als Grenzstadt und Bollwerk enthoben, Hauptstadt der gesamten Erbländer Österreichs. Aufgrund der von Maximilian begonnenen Reorganisation des Behördenwesens wurde Wien Sitz der Regierung (1504) und der Zentralverwaltung (1527), seit der Erwerbung der Kaiserkrone durch Ferdinand (1558) auch Sitz der Dynastie und der Reichsbehörden. Auch die Aristokratie konzentrierte sich in der Stadt, seit die habsburgische Hofhaltung nach Wien übersiedelt war. Sie war einer der wichtigsten Abnehmer der Güter und Erzeugnisse der Nachbarländer. Denn durch die Entdeckung Amerikas, durch die Verlagerung der Handelsplätze nach den Küsten Westeuropas war der Wiener Kaufmann aus dem internationalen Handel verdrängt, auf den Kleinhandel beschränkt worden.

Der Vertrieb der Gebrauchsartikel erfolgte vorwiegend durch Händler aus Bayern und Schwaben, während die Kaufleute aus Böhmen, Mähren und Schlesien Wien mit Gütern des täglichen Bedarfes versorgten. Der Transport erfolgte auf dem Landweg mit „böhmischen Wagen“⁷, welche von „fünf bis acht Rossen“ gezogen wurden. Ein Teil der Nahrungsmittel, vorwiegend Käse, Schmalz, Eier, Mehl und Brot, wurde dem kaiserlichen Obristenproviantamt, der andere Teil frei verkauft. Der Umschlagsplatz für Fisch, Fleisch und Bier befand sich am Lugeck. Dort, bei den öffentlichen Wirtshäusern, „so nahend bey der Donaw seyndt“, pflegten sie auch zu nächtigen, „die Böhaimben bey dem Schabenrüssel, die Mährer beim Prannen“⁸.

Die Schilderungen der böhmischen Händler über das leichtere Fortkommen dürften einige ihrer Landsleute bewogen haben, ihre Heimat zu verlassen. Sie waren meist im Transportgeschäft tätig und siedelten in der Umgebung ihrer Handelsplätze. In den Wirtshäusern fanden sie Kontakt zu ihren Landesgenossen, wodurch ihre Heimatverbundenheit gewahrt blieb. Die verbesserten Lebensbedingungen dürften sie schließlich zum Bleiben veranlaßt haben. Sie bildeten, obwohl ihre Zahl noch gering war, den Grundstock der tschechischen Siedler in Wien.

Doch nicht nur Händler siedelten in Wien, wengleich sie im 16. Jahrhundert dominierten. Zu ihnen gesellten sich im Verlauf des 17. Jahrhunderts Arbeiter, welche im Dienstleistungsgewerbe, im Versorgungs- und Beförderungswesen als Lieferanten oder Tagelöhner beschäftigt waren. Teils dürfte es sich hierbei um Flüchtlinge gehandelt haben, welche Schutz suchten vor den feindlichen Heerscharen des schwedischen Reitergenerals Torstenson, der Westböhmen verheerte, teils dürften die Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges selbst Ursache der Abwanderung gewesen sein; denn der Krieg hatte durch die Vernichtung zahlreicher Existenzgrundlagen die Heimatverbundenheit gelockert.

⁷ Geschichte der Stadt Wien. Bd. 4. Wien 1923, Stichwort „Handel, Verkehr und Münzwesen“, S. 535.

⁸ A b e r m a n n, H.: Chronica oder historische Beschreibung der weltberühmbten kaiserlichen Hauptstadt Wien. Wien 1619, 3. Buch, Stichwort „Wienerische Herberg oder Wirths Häuser“, S. 101.

Sie stammten vorwiegend aus Gebieten, welche den Handwerkern und Bauernsöhnen keinerlei Verdienstmöglichkeiten boten. Die einst führende Herrschaftsschicht schied als Käufer bäuerlicher und gewerblicher Erzeugnisse aus. Sie war, soweit sie nicht liquidiert oder vertrieben worden war, ganz und gar verarmt. Die habsburgische Hofhaltung, einst ein wichtiger Abnehmer der Zivilisationsgüter, war 1612, durch das Hinscheiden Kaiser Rudolfs II. bedingt, nach Wien verlegt worden. Der finanzkräftige Adel war, soweit er nicht in der Schlacht am Weißen Berg 1621⁹ verblutete, am Altstädter Ring in Prag hingerichtet worden. Auch der Landadel war dezimiert und seiner Güter beraubt worden. Der Mittelstand wiederum war aus konfessionellen Gründen größtenteils nach Preußen, Sachsen oder Schlesien abgewandert. Die Inflation schließlich vernichtete auch die restlichen Vermögenswerte.

Die sozialökonomische Situation der böhmischen Bevölkerung sollte sich auch in den nächsten Jahrzehnten nicht wesentlich bessern. Einerseits mangelte es an Arbeitskräften in den durch Ausweisung oder Vertreibung der ortsansässigen Einwohner entvölkerten Landstrichen, andererseits fehlte es an Kapital zum Wiederaufbau der zerstörten Siedlungen, zum Erwerb von Arbeitsgeräten, Saatgut und Düngemittel. Denn auch die Bodenqualität hatte durch Kriegseinwirkung und Witterungsverhältnisse an Qualität eingebüßt. Mißernten und Seuchen schmälerten die Ernährungsgrundlage. Die landwirtschaftlichen Betriebe konnten kaum die Eigenversorgung sicherstellen, geschweige denn Überschüsse produzieren. Die Lebensmittelpreise stiegen, die allgemeine Verschuldung wuchs, die Lebenserwartungen sanken. Aus all den erwähnten Gründen wird es verständlich, daß die Immigration nicht mehr verebte.

Die günstige Wirtschaftsentwicklung förderte die Abwanderung aus den sozialen Notstandsgebieten. Der Wiener Raum erlebte im ausgehenden 17. Jahrhundert einen beträchtlichen Aufschwung. Die Wirtschaft konnte sich, seit der türkische Angriff an den Mauern Wiens zerschellt und die ständige Gefahr aus dem Osten gebannt war, frei entfalten. Die Prosperität steigerte sich noch mehr, als Leopolds merkantilistische Wirtschaftspolitik die Errichtung von Manufakturen ins Auge faßte. Denn wollte man den Anschluß an den Wirtschaftsboom der westeuropäischen Handelsnationen gewinnen, mußte die Fabrikation rationeller gestaltet, die Wettbewerbsfähigkeit gefördert und der Vertrieb der Produktionsgüter beschleunigt werden. Darüber hinaus hatte die Steigerung der zivilisatorischen Ansprüche einen vermehrten Bedarf an Qualitätsgütern zur Folge. Die heimischen Erzeugnisse jedoch entbehrten des Gütesiegels; sie reichten gerade zur Deckung des Inlandbedarfs und auf Grund ihrer Qualität zum Verkauf an anspruchslose Kunden.

Die tschechischen Kolonisten, meist Erwachsene beiderlei Geschlechtes, stammten aus an agrarischer Überbevölkerung leidenden Gebieten. Sie siedelten in Häusern, meist in der Nachbarschaft kleinerer oder größerer Betriebe, welche sie beschäftigten. Sie arbeiteten vorwiegend in der Textilbranche und der Spiegel-fabrikation. Ihre Eigenschaften, sie waren anspruchsloser und fleißiger als ihre deutschsprachigen Kollegen, förderten ihre Beliebtheit bei den Arbeitgebern und

⁹ Litschauer 164.

begünstigten die Eingliederung in den Arbeitsprozeß. Wer in den Seidenwebereien, Färbereien, Samt- und Tafterzeugungsstätten keine Anstellung fand, dem bot das Dienstleistungsgewerbe ausreichenden Lebensunterhalt. An diesbezüglichen Arbeitsstätten mangelte es nicht, seit sich Bürgerschaft und Landadel in ihrer Lebensweise vielfach angeglichen hatten. Die Bewerber waren meist weiblichen Geschlechts, die sich als Hausgehilfinnen, Stubenmädels, Köchinnen oder Ammen verdingten. Sie zählten auf Grund ihrer Beflissenheit und Dienstwilligkeit zu den begehrtesten Arbeitskräften.

b) Die Immigration im 18. Jahrhundert. Stellten im 16. Jahrhundert die Händler, im 17. Jahrhundert die Landarbeiter das Hauptkontingent tschechischer Einwanderer, bildeten in der thesesianischen Ära die Handwerker den Schwerpunkt der Immigranten. Ihr Zuzug wurde bewußt gefördert, war man doch durch den Verlust Schlesiens, der gewerblich und industriell bedeutendsten Provinz der Habsburgermonarchie, gezwungen, Ersatz zu schaffen für die verlorengegangenen Produktionsstätten.

Infolgedessen wurden fast alle Einschränkungen, welche die Ausübung gewerblicher Tätigkeit durch Ausländer bisher behindert hatten, beseitigt. Als erstes wurde die Forderung der Zugehörigkeit zur deutschen Nation aufgehoben, welche seit der Handwerksordnung Ferdinands I. aus dem Jahre 1527¹⁰, den gleichnamigen Verfügungen der Kaiser Ferdinand III. und Leopold I. nach zu schließen, eine unabdingbare Voraussetzung darstellte. Auch die damals verhängten Heiratsverbote wurden außer Kraft gesetzt. Früher waren die Gesellen verpflichtet gewesen, Meisterswitwen und -töchter zu heiraten, wenn sie eine Werkstatt übernehmen wollten. Mit dieser Maßnahme wollte man Pfuschern und Störern das Handwerk legen. Letzteren — meist sehr tüchtige Arbeiter — war nämlich der Eintritt in die berufliche, soziale und religiöse Funktionen ausübenden Zechen aufgrund unehlicher¹¹ oder unehelicher Geburt verwehrt worden. Lediglich der Zunftzwang blieb, wenngleich in stark gemilderter Form, noch erhalten, bis er den Maßnahmen Kaiser Josefs II. zum Opfer fiel.

Läßt sich auch das Ausmaß der jährlichen Einwanderungen nicht ermitteln, weil die Tschechen vielfach in deutsche Familien eingeheiratet oder ihre Namen aus Gründen des besseren Verständnisses verdeutscht hatten, so dürfte es doch relativ hoch gewesen sein.

Sie siedelten vorwiegend im Gebiet der heutigen Gemeindebezirke Landstraße und Wieden, einer seit alters her bevorzugten Gegend. Hier befanden sich ihre Wirtshäuser, wo nicht nur „mährisch“ gesprochen, sondern auch gesungen wurde. Selbst Verlautbarungen erfolgten in der Muttersprache. Dies dürfte auch den Hofbuchdrucker Leopold Kalivoda¹², welcher sein Gewerbe seit dem Jahre 1734 ausübte, bewogen haben, eine Zeitung in tschechischer Sprache herauszugeben. Dieses am 1. April 1761 erschienene Blatt war die erste tschechische Zeitung in Wien.

¹⁰ Geschichte der Stadt Wien 413.

¹¹ Uneheliche Geburt erlangte man durch gesellschaftlichen Verkehr mit der Henkersfamilie, durch leichte Vergehen, Lehre bei Störern usw.

¹² Mais, A.: Die Tschechen in Wien. Wiener Geschichtsblätter 12 (1957) Nr. 3, S. 59.

Doch das Vorhaben mißglückte; denn nach 26 Nummern wurde das Erscheinen, vermutlich aus finanziellen Gründen, eingestellt.

Dessenungeachtet erfreuten sich tschechische Sprache, Kultur und Tradition höhernorts einer ganz besonderen Förderung. Die Sprache fand Eingang in den Lehrplan der 1746¹³ im kaiserlichen Lustschloß Favorita errichteten thesianischen Ritterakademie, aber auch in den Unterricht der 1752¹⁴ gegründeten Militärakademie in Wiener-Neustadt. Im ersteren Fall wurde sie von Wenzel Pohl¹⁵, einem gebürtigen Königgrätzer und Lehrer Kaiser Josefs II., tradiert, im letzteren¹⁶ von Wiedemann, Klobas, Zobiecky, Polack und Burian unterrichtet, von denen besonders Polack als tschechischer Dichter nationale Berühmtheit erlangte. 1775¹⁷ ließ der Kaiser, welcher die Sprache selbst erlernt hatte, eine Lehrkanzel für Tschechisch errichten, welche von bedeutenden Gelehrten wie Hromátko, Šembera oder Menčík, um nur einige zu nennen, bekleidet wurde.

Kulturelle Darbietungen in den Salons der Adelspaläste und Herrensitze würdigten die Leistungen tschechischer Dichter und Musiker. Besonders die im Palais des Fürsten Wenzel Kaunitz aufgeführten „hanakischen Operetten“ erfreuten sich allgemeiner Wertschätzung. Auch ihre Landsmannschaften, durch Kaiser Josef II., Gegner jedweder Sonderstellung, aufgelöst, durften sich wieder etablieren. Diese von einem Vorsteher und zwei Assistenten geleiteten Vereine dienten der Pflege der Geselligkeit und der Unterstützung hilfsbedürftiger Landsleute. Schließlich wurden die 1708¹⁸ instituierten, aber 1783¹⁹ eingestellten Nationsfeste wieder ins Leben gerufen. Dank der Bemühungen des Redemptoristen Carl Maria Hofbauer erhielten sie gleichsam als Ersatz für den Verlust ihrer früheren religiösen Stätten, welche durch die Aufhebung aller Bruderschaften verlorengegangen waren, die Kirche Maria Stiegen, welche zur tschechischen Nationalkirche erklärt wurde.

c) *Die Immigration im 19. Jahrhundert.* In der Regierungszeit Kaiser Franz' II. (1792—1835) nahm die Wirtschaft einen kräftigen Aufschwung, denn er gewährte dem Unternehmertum freie Entfaltungsmöglichkeiten. Der Ausbau der Manufakturen, durch Kredithilfen gefördert, bewirkte im Verein mit der Aufhebung des die Textil- und Metallverarbeitung lähmenden Zunftzwanges eine Vermehrung der Arbeitsplätze. 1827²⁰ zählte Wien bereits 29 Fabriken und 600 Betriebe. Schließlich erlebte die Seidenindustrie durch den Ausfall der französischen Konkurrenz eine Hochkonjunktur. Im Jahre 1841 besaß Wien nicht weniger als 425 Webereien mit insgesamt 4000 Webstühlen.

Der Arbeiter des Vormärz war nicht mehr der gesuchte Spezialist der merkantilistischen Epoche, auch nicht der Heimarbeiter der thesianisch-josefinischen Ära,

¹³ Litschauer 211.

¹⁴ Ebenda.

¹⁵ Mais 59.

¹⁶ Ebenda 60.

¹⁷ Österreich Lexikon. 2 Bde. Wien 1966, hier Bd. 2, Stichwort „Die Tschechen“, S. 1169.

¹⁸ Mais 93.

¹⁹ Ebenda 106.

²⁰ Till, R.: Wiens geschichtliche Stellung in Wirtschaft und Politik. Darstellungen aus dem Gebiete der materiellen Kultur und Wirtschaft Österreichs. Wien 1947, Heft 1, S. 42.

welcher seine Erzeugnisse in die Textilfabriken lieferte, sondern der im Massenartikel produzierenden Herstellungsbetrieb, welcher keine Ausbildung erforderte, beschäftigte Proletarier. Nebst Männern arbeiteten auch Frauen, oft unter den ungünstigsten, jeder Hygiene spottenden Bedingungen und in unmäßig langer, meist 14stündiger Arbeitszeit. Doch weder die Eintönigkeit ihrer abwechslungslosen Tätigkeit noch die schlechten Arbeitsbedingungen vermochten der tschechischen Immigration Einhalt zu gebieten.

Anfang der dreißiger Jahre beherbergte Wien zirka 40 000²¹ Tschechen, deren Zahl sich binnen dreier Jahrzehnte verdoppelte. Ihr Anteil an der Wiener Gesamtbevölkerung belief sich 1856²² — vorsichtigen Schätzungen zufolge — auf achtzehn Prozent, die Hälfte aller Ausländer.

Die Einwanderung fremdländischer, vornehmlich tschechischer Arbeitskräfte hielt bis zur Jahrhundertwende unvermindert an. Doch stellten sie jetzt im Vergleich zu früher, wo ihr Anteil bloß höher lag als der anderer Völker, zwei Drittel der Einwanderer. Ihre Gründe waren vielfältiger Natur.

Erstens setzte im Wiener Becken die verstärkte Industrialisierung um zwei Jahrzehnte früher ein als im Prager Raum. Gleichzeitig erfolgte ein intensiver Ausbau der Verkehrsverbindungen. Denn ohne sie wäre der rasche Transport der Rohstoffe und Erzeugnisse nicht möglich gewesen. Besonders die nach den Plänen Franz Xaver Riepls von einem Bankenkartell unter der Führung des Hauses Rothschild in den Jahren 1836 bis 1847 errichtete Kaiser-Ferdinand-Nordbahn²³, welche Wien mit dem mährisch-schlesischen Industrievier Oderberg verband, erwies sich von größter wirtschaftlicher Bedeutung. Sie wurde gleich der 1867 begonnenen, 1874 vollendeten Kaiser-Franz-Josefs-Bahn²⁴, welche die Verbindung nach Prag herstellte, von tschechischen Arbeitern erbaut. Sie siedelten meist in der Umgebung der Grenzbahnhöfe, den Vorstädten Floridsdorf und Brigittenau, wo sie oft unter menschenunwürdigen Verhältnissen lebten. Meist handelte es sich um Landarbeiter und Bauernsöhne aus kinderreichen Familien, welche keine Aussicht auf Besitznachfolge hatten.

Die Lösung des Abhängigkeitsverhältnisses verstärkte noch die Landflucht. Der bäuerliche Zwergbesitz, welcher in großen Gebieten der westlichen Slowakei und manchen Teilen Mährens vorherrschte, erwies sich wirtschaftlich als nicht lebensfähig. Dies führte, mochte auch die Ablöse hoch bemessen worden sein, zur Verschuldung und zu Verkäufen. Manchen fehlte die Initiative, vielen die Erfahrung zur Führung landwirtschaftlicher Betriebe, allen jedoch die Mittel zur Modernisierung ihrer Höfe. So mancher Besitz fiel auch dem Treiben übler Spekulanten zum Opfer.

Wer in den gewerblichen und industriellen Betrieben keine Beschäftigung fand, dem bot das Baugewerbe entsprechende Betätigung. Sowohl die Errichtung der

²¹ Gutkas, K.: Die nichtdeutsche Bevölkerung Niederösterreichs. Kulturberichte aus Niederösterreich (1957), S. 12.

²² Lendl, Egon: 100 Jahre Einwanderung nach Österreich. Geographisches Jahrbuch aus Österreich 28 (1960) 57.

²³ Zöllner, Erich: Geschichte Österreichs. Wien 1966, S. 373.

²⁴ E b e n d a 454.

Fabriksanlagen als auch die Erweiterung des Straßennetzes, vor allem aber der Bau der Wiener Ringstraße (1859—1865) mit ihren Denkmälern und Palästen, verschaffte vielen Brot und Arbeit.

Selbst die Industrialisierung Westböhmens, durch den Bau der Franz-Josefs-Bahn eingeleitet, vermochte, wenngleich dieses Gebiet einen Teil der Abwanderungswilligen aus den Randgebieten Böhmens und Mährens an sich zog, keine Verringerung der Kontingente zu erzielen. Denn im tschechischen Kerngebiet brachte die Umstellung von der bisher handwerklich in Heimarbeit durchgeführten gewerblichen Arbeit auf die industrielle Produktionsweise schwere wirtschaftliche Krisen, welche die Abwanderung beschleunigten. Die Seidenindustrie war nämlich, seit sie durch die Beseitigung der Schutzzölle ihre traditionellen Absatzgebiete verloren hatte, in den Prager Raum verlagert worden. Andererseits war die Einwanderung der böhmisch-mährischen Arbeiter erwünscht, seit ihre süddeutschen Kollegen aufgrund des Ausscheidens Österreichs aus dem Deutschen Bund (1866) abnahmen. Vor allem die Wiener Weltausstellung 1873²⁵ lockte viele Arbeiter in die Hauptstadt des Kaiserreiches. Darüber hinaus bot die 1870²⁶ gegründete Steingutgeschirrfabrik in Floridsdorf, eine der größten unter ihresgleichen, gute Verdienstmöglichkeiten. Sie war als Ersatz für die aufgrund der Erschließung der Kaolinlager der Karlsbader Gegend nach Böhmen verlagerte Porzellanmanufaktur errichtet worden.

Die franzisko-josefinische Industrialisierungswelle schließlich ließ den Bedarf an Arbeitskräften sprunghaft ansteigen. Sie konzentrierte sich in den sechziger und siebziger Jahren auf die Wiener Innenstadt, bevorzugtes Siedlungsgebiet tschechischer Handwerker, seit die 1859 erlassene Gewerbeordnung²⁷ die unbeschränkte Gewerbefreiheit verfügte. Erst in den achtziger Jahren ergriff die Industrialisierung auch die Außenbezirke. Ihre fabrikmäßige Erschließung wurde erst durch die Aufhebung der franziszeischen Fabrikgesetzgebung ermöglicht, welche in ihrer Revolutionsfurcht alle Fabriken möglichst weit vor die Tore der Stadt bannte. Günstige Verkehrslage und steigende Grundstückspreise dürften eine nicht unbeachtliche Rolle bei der Verlagerung maschineller Fabrikationszweige in die Vorortsiedlungen gespielt haben. Noch 1880²⁸ verteilten sich 77 Prozent aller Wiener Fabriken auf die Vorstädte, zwanzig Jahre später war ihr Anteil auf 61 Prozent gesunken. Andererseits erfuhren die peripheren Stadtbereiche eine 133prozentige Vermehrung ihrer Betriebe, während die Innenbezirke nur einen Zuwachs von fünf Prozent verzeichneten.

Im Jahre 1880²⁹ zählte Wien — soweit man den Angaben Glauben schenken darf — 25 186 tschechische Dauersiedler, deren Zahl sich binnen zweier Dekaden, dank der günstigen Entwicklung des handwerklichen und maschinellen Fabrikationszweiges, auf 102 974 Personen erhöhte³⁰. Allein im letzten Jahrzehnt des

²⁵ E b e n d a 438.

²⁶ E b e n d a 451.

²⁷ E b e n d a 453.

²⁸ Z a p f, J.: Die Wirtschaftsgeschichte Wiens unter der Regierung Kaiser Franz Josef I. Wien 1888, S. 326.

²⁹ G u t k a s 12.

³⁰ L e n d l 58.

19. Jahrhunderts wanderten, bedingt durch den Bau der Wiener Stadtbahn, die viele Arbeitswillige anzog, 39 140 Personen³¹ ein, wodurch ihr Anteil an der Wiener Gesamtbevölkerung von 5,4 Prozent (1890) auf 7,1 Prozent (1900) anstieg.

Mehr oder minder gleichzeitig mit der Einwanderung tschechischer Arbeitskräfte in die Reichshauptstadt erfolgte ihre Immigration in die ländlichen Gebiete Niederösterreichs. Ihre Zahl war dank günstiger Verhältnisse in stetem Steigen begriffen, bis sie im Jahre 1880³² mit 36 071 Personen das absolute Maximum erreichte.

Die Böhmen arbeiteten in den Industriebetrieben des Alpenvorlandes und des Wiener Beckens, vornehmlich in den Fabriken längs der Südbahn und der Pottendorfer Linie, die Mährer und Slowaken hingegen in den bäuerlichen Landbezirken, seit die Errichtung mehrerer Bankfilialen den Erwerb landwirtschaftlicher Güter ermöglicht hatte. Erstere siedelten, kleinere Kolonien im Alpenvorland und Donautal ausgenommen, im Wald- und Weinviertel, vorwiegend im Grenzbereich, letztere in den Randgebieten längs der March.

Das Marchtal war seit dem 17. Jahrhundert bevorzugtes Siedlungsgebiet slowakischer Landarbeiter. Bereits während des Dreißigjährigen Krieges waren sie in den östlichen Grenzraum eingewandert, wo sie, vorwiegend in Hohenau, Waltersdorf, Ringelsdorf und Sierndorf, in deutsche Familien eingeehret hatten. Nach den Kurzuzeneinfällen (1702) waren sie wieder in größerer Zahl erschienen, doch waren sie gleich ihren früheren Landsleuten in der deutschen Bevölkerung aufgegangen. Meist handelte es sich um Bauernsöhne, welche als sommerliche Wanderarbeiter oder zur Zeit der Campagne in die Zuckerfabriken Dürnkrut und Hohenau kamen. Später erwarb ein Teil von ihnen auch Grundbesitz in den Marchfeldgemeinden Feldsberg, Mistelbach, Matzen, Marchegg und Großenzersdorf, doch blieb ihr Anteil stets gering.

d) Die Emigration im 20. Jahrhundert. Nach Jahrzehnten steter Einwanderung in das Kerngebiet der zisleithanischen Reichshälfte erfolgte, durch wirtschaftliche Krisen bedingt, ein kurzfristiger, freiwilliger Rückzug der Tschechoslowaken, bis Kriegsfolgen und politische Ereignisse ihre Heimkehr (ab 1934) beschleunigten, ihre Wiederkehr (1945) unterbanden.

Die Donaumetropole, seit Jahrhunderten Fernziel fremdländischer Völker, weil sie Arbeit, Brot und besseres Leben bieten konnte als die Heimat, verlor ihre Zugkraft, als der konjunkturelle Aufschwung seinen Höhepunkt erreicht hatte. Der Bedarf an Arbeitskräften sank, seit die rege Bautätigkeit der letzten fünfzig Jahre, welche zur Errichtung der Stadtbahn und der Ringstraße, der Theater und Museen, der Bahnhöfe und Brücken, der Zinshäuser, Mietskasernen und Fabrikanlagen geführt hatte, erloschen war. Denn der weitere Ausbau des Straßennetzes und der Lokalbahnen konnte durchwegs mit einheimischen Kräften durchgeführt werden.

Auch die Wirtschaft erlitt durch den Verlust zahlreicher Absatzgebiete Rückschläge. Die Forcierung der industriellen Ausfuhr nach Südosteuropa scheiterte an den agrarischen Handelsinteressen Ungarns und des Exports in die westlichen Nachbarländer an der englisch-französischen Konkurrenz. Die billige Massenfabri-

³¹ E b e n d a.

³² G u t k a s 12.

kation erschwerte den Absatz gewerblicher Erzeugnisse. Ihre Produkte, meist von geringerer Qualität, nur teurer, verloren ihre Käuferschicht. Die Zahl der konzessionierten Gewerbe wurde erhöht und die Befähigungsnachweise, seit der 1883³³ erlassenen Gewerbenovelle wieder gefordert, verschärft und vermehrt, wodurch ihrer rigorosen Ausbreitung Schranken gesetzt wurden.

Auch die soziale Situation der Arbeiterschaft ließ zu wünschen übrig. Schlechte Arbeitsbedingungen, mangelhafte Vorkehrungen gegen gesundheitliche Schädigungen und katastrophale Wohnverhältnisse ließen den Wunsch zur Rückkehr reifen. Mißernten, Seuchen und Kriegsfolgen schmälernten aufgrund der Verteuerung der Nahrungsmittel und Gebrauchsgüter das Einkommen der Erwerbstätigen. Der verschärfte Existenzkampf einerseits, die argen sozialen Verhältnisse andererseits dürften die Tschechen veranlaßt haben, ihre Heimat aufzusuchen, wo sich ihnen ein besseres Fortkommen bot als in Österreich.

Der Zusammenbruch der Monarchie schließlich beschleunigte den eingeleiteten Prozeß, zumal die politische Zukunft und die wirtschaftliche Lage Österreichs nicht gerade verlockend waren. Arbeitslosigkeit, Lebensmittelknappheit und inflationäre Tendenzen bewirkten den Rückzug von 59 732 Personen³⁴ beiderlei Geschlechts in die Tschechoslowakische Republik, wodurch sich ihre Zahl von 98 461 (1910) auf 38 729 (1923) verringerte.

Auf dem Flachland war die Zahl der Tschechoslawen seit 1880³⁵ im Sinken begriffen. Sie verminderte sich bis 1923 von 36 071 (1880) auf 13 904 Personen, wobei die Jahre bis 1910 (16 539) den stärksten Aderlaß (54 Prozent) verzeichneten. Sie dürften, vorwiegend in den achtziger und neunziger Jahren, zu ihren Familien, Verwandten und Freunden nach Wien zurückgekehrt sein. Die blutsmäßige Bindung, seit 1880 Hauptfaktor tschechischer Einwanderung, ließ sie ihren Wohnsitz wechseln. Auch die geänderten Verhältnisse in der heimischen Landwirtschaft dürften zur Rückkehr bewogen, zumindest den weiteren Zuzug gestoppt haben. Denn das 1883 erlassene Kommassationsgesetz³⁶ beseitigte die oft arge Gemengelage der Äcker. Die Zusammenlegung landwirtschaftlicher Grundstücke einerseits ermöglichte den Einsatz von Maschinen, das Verbot der Erbteilung andererseits ließ den unwirtschaftlichen Zwergbesitz verschwinden, wodurch sich die Ernährungsgrundlage wesentlich besserte. Die Bauernsöhne waren nicht mehr gezwungen, in die Fremde zu ziehen.

Ein weiterer, vor allem zahlenmäßiger Verlust entstand teils durch die Eingemeindung der vormals zu Niederösterreich gehörenden Orte Brigittenau (1900), Floridsdorf (1905)³⁷ und Strebersdorf (1910)³⁸ in den Wiener Stadtbereich, teils durch die Assimilation, teils durch die Gebietsverluste im Raum Gmünd und Feldsberg. Denn die Eindeutschung, welche für ihren wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg eine unumgängliche Notwendigkeit darstellte, beschleunigte im Verein mit der

³³ Zöllner 453.

³⁴ Gutkas 12.

³⁵ Ebenda.

³⁶ Zöllner 446.

³⁷ Litschauer 438.

³⁸ Zöllner 443.

verminderten Zuwanderung — blieb doch die Volksgruppe fast ohne jeden Nachschub aus der Heimat — ihr Ausscheiden aus dem Volksverband. Der Friedensvertrag von Saint Germain wiederum forderte die Abtretung der mit slawischer Mehrheit besiedelten Dörfer Grundschachen, Rottenschachen, Ober- und Unterthemenau. Die übrigen Wünsche der tschechischen Delegation, ihnen die Gebiete um Litschau und das rechte Marchufer mit Teilen des Marchfeldes einzuräumen, konnten nicht realisiert werden. Selbst der Hinweis, daß das gesamte nördlich der Donau gelegene Gebiet Niederösterreichs nicht als deutsches Land angesehen werden könne, sondern vielmehr den Typus eines Übergangsgebiets darstelle, vermochte die Siegermächte nicht zu bewegen, ihre Entscheidung zu korrigieren. Nach 1922³⁹ erfolgte ein diplomatischer Vorstoß von Prag aus, welcher auf die Errichtung von zwanzig Volksschulen in den Bezirken Gänserndorf, Zistersdorf, Marchegg, Großenzersdorf und Hainburg abzielte, ferner die Einführung der tschechischen Sprache als Lehrgegenstand in ganz Niederösterreich und die Eröffnung einer zweiklassigen Landwirtschaftsschule in Marchegg forderte. Doch auch dieser Vorschlag blieb ohne Echo.

Die tschechische Volksgruppe verlor auch in den folgenden Jahrzehnten ständig an Mitgliedern. Die Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre bewirkte eine stete Abwanderung, wodurch ihr durch die Assimilation gefährdeter Bestand weiterhin abnahm. Er⁴⁰ sank in Wien von 4,26 Prozent (1923) auf 2,1 Prozent (1934), in Niederösterreich von 1 Prozent (1923) auf 0,7 Prozent (1934).

Zwangsmaßnahmen zur Zeit der sowjetischen Besetzung förderten den Rückgang, welcher durch die gewaltsame Repatriierung von 10 000 Tschechen⁴¹ in den Jahren 1945 bis 1948 seinen Höhepunkt erreichte. Eindeutschung, Geburtenrückgang und natürlicher Abgang verringerten die Minderheit auf 4875 (1952), beziehungsweise auf 4137 (1957) Mitglieder, wodurch sich ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung Wiens auf 0,22 Prozent senkte. Das Wiener Tschechentum ist heute selbst in jenen Bezirken, in welchen eine ausgesprochen starke Unterwanderung stattgefunden hatte, wie folgende Tabelle veranschaulicht, kaum mehr erkennbar.

Bezirk	1910	1951 ⁴²
Favoriten	18 488	485
Fünfhaus	1 721	413
Ottakring	10 965	634
Brigittenau	9 266	366

Als im Februar 1948 die tschechische Republik in eine Volksdemokratie umgewandelt wurde, verlor die zum Aussterben verurteilte Minderheit ihre innere Verbundenheit mit der Heimat. Auch ihr Zusammengehörigkeitsgefühl erlosch durch die Spaltung in zwei politische Lager, in eine vollkommen unabhängige und in eine

³⁹ Gutkas 13.

⁴⁰ Gutkas 12.

⁴¹ Österreich Lexikon 1169.

⁴² Otruba, G.: Die Herkunft der Wiener Bevölkerung in den letzten 150 Jahren. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 13 (1957) 16.

die nachbarliche Staatsform tolerierende Gruppe. Die Tschechen, auf sich allein gestellt, beginnen ein Leben zu führen, das sich den staatlichen Interessen besser angleicht als je zuvor.

4. Die Herkunft der Tschechen

Im 19. Jahrhundert verließ ein Großteil der tschechischen Bevölkerung seine Heimat, um sein Glück in der Fremde zu versuchen. Die Wandlung Wiens vom Handelszentrum zur Metropole, der Ausbau des Schienenverkehrs, die Erweiterung des Straßennetzes, die Industrialisierung des Wiener Beckens und die Gründung maschineller Fertigungsbetriebe im Donauraum führten zur Schaffung zahlreicher Arbeitsplätze. Der höhere Lebensstandard, die bessere Löhnung — durchschnittlich zwölf bis vierzehn Gulden wöchentlich — und kürzere Arbeitszeit lockten die einkommensschwachen Schichten Böhmens und Mährens an. Die Wirtschaftskrisen auf dem gewerblichen (Böhmen 1870) und landwirtschaftlichen Sektor (Mähren 1890), wodurch die Existenz zahlreicher Bauern und Handwerker vernichtet wurde, förderten die Abwanderung. Die verkehrsmäßige Erschließung der nördlichen Nachbarländer Österreichs beschleunigte diesen Prozeß.

Nebst Bauern und Arbeitern, die die Konjunktur zu nützen gedachten, emigrierten Söhne und Töchter kinderreicher Familien, deren elterlicher Betrieb keine gesicherte Zukunft gewährleistete. In den siebziger Jahren ergriff dieser Prozeß die Gewerbetreibenden Böhmens, welche sich mangels entsprechenden Einkommens nicht zur Modernisierung ihrer Betriebe entschließen konnten. Zwei Jahrzehnte später wanderten, bedingt durch die Agrarkrise (1890), welche zur Verschuldung oder zum Verlust zahlreicher Höfe führte, die Grundbesitzer samt ihren Familienangehörigen aus. Die Hochkonjunktur wiederum ließ auch diejenigen ihren Wohnsitz wechseln, welche Wien von Ausflügen und Wanderungen, von Ferientaufenthalten und Besuchen bei Verwandten und Freunden oder vom Militärdienst her kannten. Die Verbesserung der Verkehrsmittel — die Züge nach Budweis entbehrten anfangs noch der Sitzbänke — ermöglichte auch älteren Jahrgängen, die beschwerliche Reise anzutreten. Um die Jahrhundertwende kamen schließlich auch jene, welche die Reichshauptstadt nur vom Hörensagen kannten.

Der Siedlungsraum der Tschechen entvölkerte sich bis zur Jahrhundertwende um mehr als fünf Prozent. Innerhalb der böhmischen Länder verzeichneten die rein deutschen Gebiete die geringsten, die gemischtsprachigen mehr und die rein tschechischen Landstriche die höchsten Einbußen. Im Verlauf dieser Jahrzehnte verloren diese Räume etwa zehnmal mehr Einwohner als die deutschen Gebiete. Immigranten aus dem Böhmerwald, Nordmähren und Nordschlesien waren seltener, wengleich die Erschließung dieser Landschaften durch die Nordbahn eher das Gegenteil vermuten ließe.

Die Entvölkerung erfaßte die nördlichen Grenzräume Niederösterreichs in höchst unterschiedlichem Maße. Sie ergriff die Agrargebiete Mährens bei weitem stärker als die gewerblichen Bezirke Böhmens. Denn hier verzeichneten lediglich zwei Bezirke (Neuhaus, Kamenitz), in Mähren hingegen sieben (Datschitz, Iglau, Nikolsburg, Budwitz, Kromau, Neustadl, Znaim) einen Verlust von mehr als zehn Pro-

zent der ortsansässigen Bevölkerung⁴³. In manchen Jahren, vornehmlich zur Zeit der Agrarkrise, erreichten die Auswanderungsziffern die Hälfte des natürlichen Bevölkerungszuwachses.

5. Die sozialbiologische Bevölkerungsstruktur

Die Einwanderung der nördlichen Fremdvölker Wiens ging, von größeren oder kleineren Schüben unterbrochen, in mehr oder minder kontinuierlicher Form vor sich. Doch nur ein Teil wählte Wien als dauerhaften Wohnsitz, meist diejenigen, welche in der Heimat ihren Betrieb verloren oder keine Aussicht auf Besitznachfolge hatten. Sie bildeten den Stamm der tschechischen Bevölkerung Wiens. Die übrigen Ortsfremden tschechischer Herkunft kehrten nach Hause zurück, sobald das angestrebte Ziel, möglichst rasch viel Geld zu verdienen, erreicht war.

Der großzügige Ausbau der Reichshauptstadt, der Wien zur Metropole reifen ließ, fand seinen Ausdruck in der hundertprozentigen Vermehrung der tschechischen Bevölkerung. Ihre Zahl stieg von 40 000 (1832) auf 83 000 (1856). Doch kaum war die Möglichkeit des raschen Gelderwerbs geschwunden, verringerte sich ihre Zahl auf 25 186 (1880). Die Industrialisierungswelle verdreieinhalbfachte ihre Substanz. Der Bau der Stadtbahn schließlich ließ ihre Zahl auf 103 000 Personen schnellen. Der Rückgang war geringfügiger (1910: 98 000), weil die Hochkonjunktur viele noch zum Bleiben veranlaßte.

Ihr Kontingent wird gewiß größer gewesen sein als die amtlich publizierten Zahlen. Allein der vorübergehende Aufenthalt der Bauarbeiter, des Gesindes beim meist adeligen Großgrundbesitz, der Lehrlinge, Studenten, Künstler und Militärpersonen läßt sich nicht ermitteln. Denn die Volkszählungen waren stets Ende Dezember, zu einer Zeit also, in welcher die tschechischen Saisonarbeiter Wien bereits verlassen hatten. Doch wie stark die Fluktuation in manchen Jahren war, wird daraus ersichtlich, daß sich die Mitgliederschaft einzelner tschechischer Vereine innerhalb von zwölf Monaten bis auf den letzten Mann veränderte.

Ein weiterer Prozentsatz fiel der Assimilierung zum Opfer. Diese ergriff vorwiegend die Handwerker und Gewerbetreibenden, weil die Eindeutschung ihrem Vorwärtskommen dienlich war. Vor allem die mährischen Einwanderer zeigten eine größere Assimilierungs Bereitschaft als die böhmischen, weil diese nationalbewußter waren.

Die Immigranten beiderlei Geschlechtes waren Vertreter sämtlicher Altersstufen. Die folgende Tabelle⁴⁴ zeigt, daß die arbeitskräftigen Jahrgänge das Hauptkontingent bildeten. Der geringe Anteil der älteren Generation dürfte seine Ursachen in der Rückwanderung und Assimilation haben. Diese ergriff vornehmlich die Gewerbetreibenden, weil sie Vorteile daraus zogen, kaum die Arbeiterschaft, deren sozialer Status keine Veränderung erfuhr. Dieser Teil der Erwerbstätigen kehrte

⁴³ Hecke, W.: Volksvermehrung, Binnenwanderung und Umgangssprache in Österreich. Brünn 1914, Stichwort „Gebürtigkeit und Umgangssprache der Bewohner Wiens und NÖ.“, S. 16.

⁴⁴ Schubert, A.: Ziffern zur Frage des niederösterreichischen Tschecheneinschlages. Wien 1909, S. 15.

nach Hause zurück, sobald die Ersparnisse reichten, den heimatlichen Hof zu entschulden oder einen eigenen Gewerbebetrieb zu eröffnen. Lediglich jene Analphabeten, denen die Heimat keine ihren Fähigkeiten entsprechende Arbeit bot, blieben in Wien, da sie hier eine — wenn auch nicht immer befriedigende — Beschäftigungsmöglichkeit fanden.

Die Altersstufen der tschechischen Bevölkerung Wiens in den Jahren 1900/10

Altersstufen		1900	1910
1—10 J.	18 928	18,2 %	18,2 %
11—20 J.	21 545	20,7 %	20,4 %
21—30 J.	29 252	28,1 %	28,4 %
31—40 J.	15 613	15,1 %	17,6 %
41—50 J.	8 926	8,5 %	7,5 %
51—60 J.	4 908	4,7 %	4,3 %
61—70 J.	2 645	2,5 %	2,5 %
71—80 J.	1 157	1,3 %	1,1 %

Darüber hinaus veranschaulicht die Aufstellung, daß die Einwanderung größeren Stils erst in jüngster Zeit erfolgte, denn den wenigen Tausend älteren Tschechen würde ein viel schwächerer Unterbau als der vorliegende entsprechen.

Ein Vergleich der Geschlechtergliederung offenbart, daß die Männer, von Abenteuerlust gepackt, eher den Weg in die unbekannte Ferne wagten als die Frauen, welche sich nicht so rasch entschließen konnten, ihre vertraute Umgebung zu verlassen. Infolgedessen entstand gar bald ein Männerüberschuß. Dieser betrug in den heiratsfähigen Altersklassen fast ein Viertel der tschechischen Männer dieses Alters. Ihm stand auf deutscher Seite ein Frauenüberschuß gegenüber. Die verstreute Siedlungsweise der Tschechen dürfte die Mischehen mit der eingessenen deutschen Bevölkerung noch gefördert haben, zumal die Eindeutschung den Selbständigen und Gewerbetreibenden zum Vorteil gereichte. Doch auch die Frauen neigten dazu, in deutsche Familien einzuheiraten, zumal die Eheschließung eine Verbesserung ihres sozialen Status bedeutete. Besonders den Zwanzigjährigen war es als Hausgehilfinnen, Lehr- und Dienstmädchen gelungen, in der Großstadt Fuß zu fassen, wobei die zivilisatorischen Annehmlichkeiten eine große Anziehungskraft ausgeübt haben dürften. Wem es allerdings nicht geglückt war, sich in jungen Jahren zu verheiraten, der mußte ledig bleiben. Die tschechischen Frauen dieser Kategorie überwogen. Bei den Siebzigjährigen war die Anzahl der Frauen schließlich dreimal so groß wie die Zahl der gleichaltrigen Männer. Auffallend hoch war im Vergleich mit der männlichen Bevölkerung die Zahl der verwitweten und geschiedenen Frauen, welche bei den zwanzigjährigen doppelt, bei den fünfzigjährigen dreimal und bei den sechzig- bis siebzigjährigen fünfmal so hoch war wie bei den Männern.

Ein Drittel der ortsansässigen Tschechen (31,2 Prozent) war verheiratet. Ein Fünftel aller Familien bevorzugte zwei Kinder, wie die Tabelle ⁴⁵ zeigt, während

⁴⁵ E b e n d a 16.

ein Viertel aller Eheleute ein Kind für hinreichend erachtete. 27 Prozent der Familien blieben kinderlos. Einige (13 Prozent) erblickten in drei, wenige (7 Prozent) in vier Kindern das Glück der Ehe, mehr als fünf Kinder waren eine Seltenheit.

Die Kinderzahl der tschechischen Familien

Kinder pro Haushalt	%
0	27,21
1	25,83
2	20,32
3	13,31
4	7,33
5	3,55
6—10	2,44
über 10	0,01

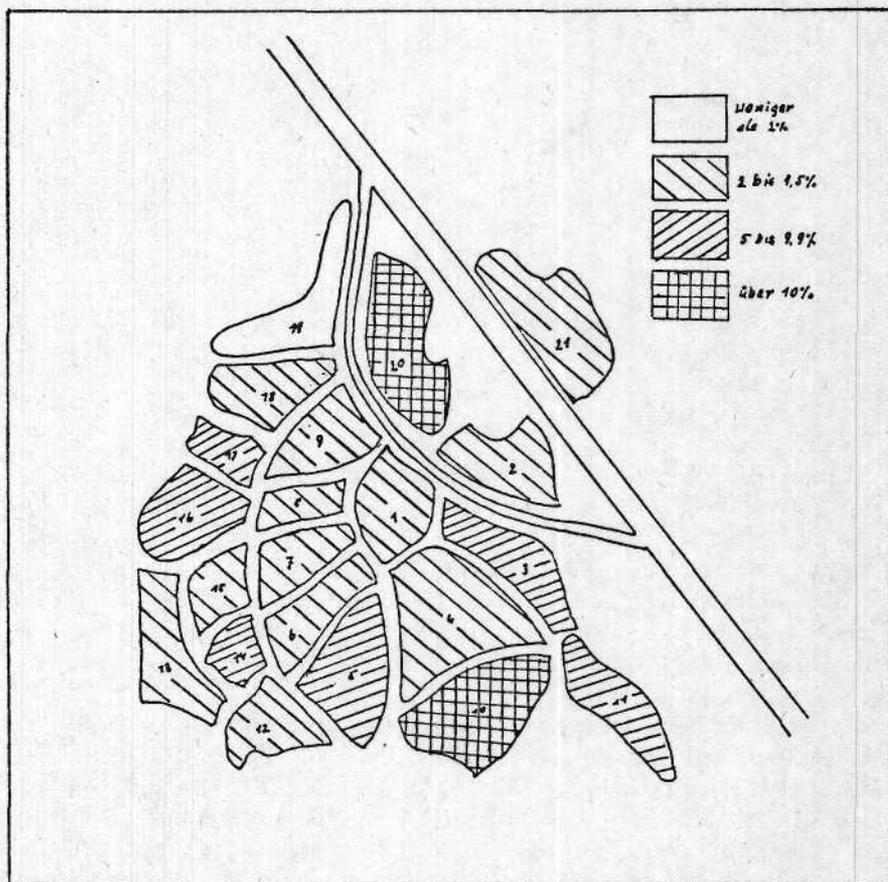
6. Das Siedlungswesen

Die tschechische Zivilbevölkerung Wiens siedelte (Karte S. 31) über sämtliche Bezirke verstreut in mehr (Randgebiete) oder minder (Vorstädte) großer Dichte, meist in der Nachbarschaft ihrer Arbeitsplätze, wo sie nicht selten ganze Häuserblocks bewohnten. Nur wenige Bezirke (neun) zählten mehr als 3000 Tschechoslawen. Sie lagen im peripheren Stadtbereich, Standort mehrerer Großbetriebe der metallverarbeitenden Industrie. Vor allem die Vorstädte Landstraße und Ottakring erwiesen sich (Tafel S. 32) nebst kleineren Schwerpunkten in Hernals und Brigittenau (6000), in Margarethen und Rudolfsheim (5000) als ausgesprochene Ballungszentren. Doch den höchsten Prozentsatz verzeichnete Favoriten (18 488), wo knapp ein Fünftel der gesamten Wiener Tschechen (19,2 Prozent) wohnte, den niedrigsten hingegen der Villenbezirk Döbling (0,7 Prozent).

Die Minderheit verteilte sich, wie die letzte Spalte veranschaulicht, sehr unterschiedlich auf die einzelnen Bezirke. Im Durchschnitt entfielen auf ein Haus zwei Personen tschechischer Umgangssprache. Am ungünstigsten lagen die Verhältnisse in den mit tschechischen Handwerkern durchsetzten bürgerlichen Geschäfts-, Wohn- und Villenvierteln der deutschsprachigen Bevölkerung, vor allem in Döbling, wo in drei von zehn Häusern nur ein Tscheche wohnte. Ähnliche Bedingungen herrschten im Zentrum; in Hietzing und Währing, wo in acht, und in Floridsdorf — dem seit der Vergrößerung auch ländliche Gebiete angehörten —, wo in neun von zehn Häusern ein tschechischer Volksgenosse lebte. In allen übrigen Bezirken, in welchen die restlichen neun Zehntel ansässig waren, fand ein Tscheche im gleichen Haus wenigstens einen Sprachgenossen als Stütze zur Behauptung seiner nationalen Eigenart. Vorteilhaft gestalteten sich die Verhältnisse in den kleinbürgerlichen proletarischen Vierteln Margarethen, Fünfhaus, Hernals und Rudolfsheim, wo auf ein Haus durchschnittlich vier Tschechen entfielen. Doppelt so viele zählten ledig-

lich die Häuser der Proletarierviertel Favoriten, wo nebst einer beachtlichen Zahl von Industriearbeitern die halbe Belegschaft der Wienerberger Ziegeleien lebte, und Brigittenau, Wohnort der im Bahnwesen Beschäftigten.

Graphische Darstellung der Bevölkerungsdichte in den einzelnen Wiener Bezirken⁴⁶
1910



⁴⁶ Stadtplan entnommen aus A. Bohdal: Die Stadterweiterung Wiens 1857 und die im Wiener Stadtbauamt befindlichen Wettbewerbspläne für die Erweiterung, Wien 1931.

Die tschechische Zivilbevölkerung Wiens 1900—1910

Bezirk	1900 ⁴⁷	1910 ⁴⁸	A	B	C
1. City	930	1 097	1,1	40	0,8
2. Leopoldstadt	5 532	6 329	6,6	20	2,0
3. Landstraße	9 244	7 164	7,4	19	3
4. Wieden	1 595	1 385	1,4	39	1
5. Margarethen	5 667	4 761	4,9	19	3
6. Mariahilf	2 018	1 641	1,7	33	1
7. Neubau	2 398	2 118	2,2	30	2
8. Josefstadt	1 722	1 662	1,7	28	2
9. Alsergrund	2 968	3 131	3,5	28	2
10. Favoriten	23 437	18 488	19,2	7	8
11. Simmering	2 079	2 606	2,7	15	2
12. Meidling	3 852	4 148	4,3	22	2
13. Hietzing	1 960	2 869	3,1	37	0,8
14. Rudolfsheim	5 908	4 945	5,2	17	4
15. Fünfhaus	2 294	1 721	1,8	23	3
16. Ottakring	11 039	10 956	11,4	14	4
17. Hernals	6 568	6 263	6,5	14	3
18. Währing	3 343	2 220	2,3	36	0,8
19. Döbling	1 284	632	0,7	73	0,3
20. Brigittenau	6 874	9 226	9,6	9	8
21. Floridsdorf	?	2 710	2,8	26	0,9

A: Anzahl der auf einen Bezirk entfallenden Tschechen in Prozenten

B: Anzahl der auf einen Tschechen entfallenden Deutschen

C: Anzahl der auf ein Haus entfallenden Tschechen

Die verstreute Siedlungsweise, die in manchen Bezirken Wiens den geselligen Verkehr mit den Volksgenossen — wie die vorletzte Spalte zeigt — auf ein Minimum (Mariahilf, Neubau, Josefstadt, Alsergrund, Floridsdorf) beschränkte, wenn nicht ganz unterband (Hietzing, Döbling, Wieden, Währing), förderte die Mischchen mit der eingewanderten deutschen Bevölkerung. Darüber hinaus herrschte, wie schon erwähnt, auf tschechischer Seite ein Männer-, auf deutscher Seite ein Frauenüberschuß, welcher die Verflechtung beider Volksgruppen begünstigte. Denn gerade in den heiratsfähigen Altersstufen von 21 bis 50 Jahren betrug der Überschuß der tschechischen Männer dieses Alters ein Viertel.

Die Minderheit lebte größtenteils in Haushaltsgemeinschaften. Nur ein Viertel der Zuwanderer war verheiratet, woraus sich auch die geringe Nachkommenschaft erklären läßt. Die übrigen wohnten als Dienstboten, Astermieter oder Bettgeher bei ihren Arbeitgebern. Es ist beachtlich, daß fast ein Achtel aller in Haushalten lebenden Tschechen, wie die Tabelle⁴⁹ zeigt, kein anderes Heim ihr Eigen nannte als eine Schlafstelle bei fremden Leuten.

⁴⁷ Pfaundler, R.: Die Zahl der Tschechen in Wien. Deutsche Erde 10 (1911) 102.

⁴⁸ Winkler, W.: Die Tschechen in Wien. Flugblätter für Deutschösterreichisches Recht, Wien 1919, Nr. 39, S. 17.

⁴⁹ E b e n d a 24.

Bei 100 in Haushalten lebenden Personen entfielen auf die Stellung im Haushalt:

Haushaltsvorstand	20,8 ‰
Ehegatte	16,2 ‰
Kind	23,3 ‰
Pflegekind	0,3 ‰
Dienstbote	6,3 ‰
Gesinde	6,9 ‰
Arbeiter	5,2 ‰
Bettgeher	11,8 ‰

Niederösterreich - Land: Die tschechischen Immigranten Niederösterreichs arbeiteten (s. u. Tabelle) größtenteils in den Industriebetrieben des Alpenvorlandes, vorwiegend im Raum Sankt Pölten (St. Pölten, Herzogenburg, Stattsdorf, Harland), Melk (Leiben, Neuda) und Amstetten (Ulmerfeld), ferner in den Fabriksorten des Donautales (Stein, Stockerau, Korneuburg) und des Wiener Beckens. Hier konzentrierten sie sich auf die Bezirke Mödling, Schwechat und Ebreichsdorf, während sie sowohl in den Landdistrikten des Kerngebietes (Ebreichsdorf, Bruck) und seinen Ausläufern (Hainburg, Wiener-Neustadt) als auch im Gebirgsbereich (Klosterneuburg, Purkersdorf, Pottenstein, Gutenstein, Neunkirchen, Gloggnitz), von den Industriezentren längs der Südbahnlinie (Traiskirchen, Felixdorf, Sollenau, Ternitz, Wimpassing), des Triestingtales (Berndorf, Fahrafeld) und des Pernitzer Kessels (Wipfelhof) abgesehen, fast gänzlich fehlten. Den Schwerpunkt allerdings bildeten die Ortschaften im Süden und Südosten Wiens, seit die zahlreichen kleineren, über das Land verteilten Ziegeleien auf einige Großbetriebe vereint worden waren, weshalb die in Favoriten siedelnden Tschechen im Volksmund nicht selten „Ziegelböhm“ genannt wurden. Die Gemeinden Leopoldsdorf (71 Prozent), Vösendorf (90 Prozent), Rothneusiedl, Neukettenhof und Wiener-Neudorf (71 Prozent) verzeichneten starke Minderheiten (mehr als 25 Prozent), während die Tschechen in Hennersdorf (92 Prozent) über die absolute Mehrheit verfügten.

Die Verteilung der Tschechen auf die Gerichtsbezirke N. Ö.

Gerichtsbezirke	Viertel ober dem Wienerwald		
	A	B	G
Amstetten	45	2	23
Ybbs	44	5	31
Melk	93	18	318
Waidhofen	67	7	33
Scheibbs	234	9	24
Mank	232	26	148
Mautern	52	10	72
Herzogenburg	102	8	58
Atzenbrugg	74	2	7
Tulln	52	7	40
Neulengbach	165	15	113
St. Pölten	225	19	449
Lilienfeld	44	7	54

Viertel unter dem Wienerwald

Gerichtsbezirke	A	B	G
Klosterneuburg	7	4	154
Purkersdorf	24	9	244
Mödling	27	16	3195
Baden	44	15	349
Schwechat	28	24	2536
Hainburg	15	5	116
Bruck	18	7	243
Ebreichsdorf	21	13	1103
Portenstein	44	7	155
Wiener Neustadt	60	7	398
Gutenstein	37	4	201
Neunkirchen	87	5	72
Gloggnitz	51	9	100

A: Anzahl der Orte eines Gerichtsbezirkes

B: Anzahl der Orte mit tschechischer Minderheit

G: Anzahl der im Gerichtsbezirk siedelnden Tschechen

Aus: Wiener Slawen. Statistik und Organisation. Wien 1910, S. 53.

In den übrigen Gebieten wohnten mährische oder slowakische Bauern, erst vereinzelt, später in größerer Zahl. Denn der Erwerb der bäuerlichen Besitzungen wurde durch Banken und Sparkassen regelrecht organisiert, wobei die Živnostenská Banka eine überragende Rolle spielte. Sie unterhielt in Wien eine Filiale mit einigen Exposituren auf dem Lande.

Die Tschechen bevölkerten vorwiegend, wie die Tafel auf der folgenden Seite zeigt, die Bezirke Schrems und Weitra, wo die Ortschaften Beinhöfen, Schwarzach, Rottenschachen und Tannenbruck absolute Mehrheiten besaßen, während in Unterwielands mehr als 25 Prozent, in Böhmerzeil und Eibenstein mehr als zehn Prozent der Dorfgenossen tschechischer Herkunft waren. Die übrigen verteilten sich in geringer Dichte auf die nördlichen Grenzbezirke des Wald- (Litschau, Dobersberg, Raab, Geras) und Weinviertels (Retz, Haugsdorf, Hollabrunn, Laa, Poysdorf). Allerdings bevorzugten sie mehr die Flachgebiete längs der Thaya und der Pulkau, während sie das Hochland (Allentsteig, Zwettl, Gföhl, Eggenburg) eher mieden.

Kleinere geschlossene Kolonien existierten im Gebiet Lilienfeld im Alpenvorland, ferner bei Neulengbach und Böheimkirchen und schließlich bei Loosdorf (Hürm, Inning, Reithen); größere, meist slowakischer Herkunft, in den östlichen Grenzbezirken längs der March. Doch während sie in Asparn (Mistelbach), Dürnkrot und Hohenau (Zistersdorf) den zehnten, in den Marchfeldsiedlungen Eßlingen (Großenzersdorf), Rutzendorf, Kopfstetten und Untersiebenbrunn (Marchegg) den vierten Teil der Ortsbevölkerung stellten, dominierten sie in den Ortschaften Altrperau (Laa), Bischofswarth, Ober- und Unterthemenau (Feldsberg), weshalb diese Gebiete auch abgetreten werden mußten, als das Reich zerfiel.

7. Das Berufswesen

Die tschechischen Berufstätigen Wiens zur Zeit der Jahrhundertwende verteilten sich laut Statistik ⁵⁰, die einen Blick in die berufliche und soziale Struktur der Minderheit vermittelt, auf alle Berufssparten, konzentrierten sich aber doch mehr auf

Viertel ober dem Manhartsberg

Gerichtsbezirk	A	B	G
Weitra	82	13	209
Schrems	64	25	3764
Litschau	37	13	158
Dobersberg	47	12	104
Raabs	59	15	131
Geras	40	10	40
Allensteig	75	4	23
Zwettl	92	4	21
Horn	69	9	35
Gföhl	59	2	6
Langenlois	28	5	31
Krems	44	4	146
Persenbeug	66	6	66

Viertel unter dem Manhartsberg

Gerichtsbezirk	A	B	G
Retz	32	12	194
Haugsdorf	16	4	52
Laa	49	27	617
Poysdorf	16	12	202
Eggenburg	41	10	76
Oberhollabrunn	67	15	300
Kirchberg	46	2	45
Stockerau	51	26	532
Korneuburg	30	6	373
Feldsberg	18	16	6069
Mistelbach	41	16	482
Zistersdorf	30	13	888
Matzen	30	11	356
Marchegg	26	12	892
Wolkersdorf	23	4	31
Großenzersdorf	32	30	1032

A: Anzahl der Orte eines Gerichtsbezirkes

B: Anzahl der Orte mit tschechischer Minderheit

G: Anzahl der im Gerichtsbezirk siedelnden Tschechen

⁵⁰ E b e n d a 22.

die handwerklichen und maschinellen Fabrikationszweige, wo mehr als 70 Prozent der arbeitenden Bevölkerung beschäftigt waren. Den übrigen bot das Handels- und Verkehrswesen (13,8 Prozent), teils der öffentliche Dienst (12,2 Prozent) und in geringerem Maße die Land- und Forstwirtschaft (0,5 Prozent) entsprechendes Auskommen.

Berufsklassen	absolut	%
Industrie und Gewerbe	72 340	75,5
Handel und Verkehr	13 606	13,8
Öffentlicher Dienst	12 018	12,2
Land- und Forstwirtschaft	466	0,5

Die Erwerbstätigen beiderlei Geschlechts gehörten zu knapp vier Fünftel, wenngleich sie in allen Berufsgruppen in mehr (Selbständigen Sektor) oder minder (Beamtensektor) großer Zahl vertreten waren, der Arbeiter- und Bedientenschicht an. Sie, die aus wirtschaftlichen Notstandsgebieten stammten, waren aufgrund ihrer niedrigen sozialen Herkunft geradezu prädestiniert, sich als Arbeiter, Tagelöhner oder Hausdiener, als Köchin, Amme, Bedienerin oder Stubenmädels, in welcher Sparte allein ein Achtel der in Haushalten wohnenden Personen (12 000) beschäftigt war, zu verdingen.

Berufsgruppen	% ⁵¹
Selbständige und Pächter	17,0
Beamte und Angestellte	3,6
Arbeiter und Tagelöhner	69,4
Hilfsarbeiter	0,3
Dienstboten	9,7

Die Arbeiterschaft stellte, wie die folgende Darstellung⁵² erhellt, rund 86 Prozent aller im industriellen Bereich Beschäftigten, ferner die Hälfte der in der Land- und Forstwirtschaft und zwei Fünftel der im Handels- und Verkehrswesen Berufstätigen. Die Dienstboten bildeten die zweitstärkste Berufsgruppe. Sie arbeiteten vorwiegend auf den herrschaftlichen Besitzungen, ferner in den Villen und Palästen der Aristokratie und des wohlhabenden Bürgertums. Die übrigen fanden ihr Auskommen durch die Einkünfte, die sie im Transportwesen erzielten. Die Angestellten dominierten im Handelswesen, die Selbständigen im Öffentlichen Dienst. Doch dürfte ihr Anteil (41,9 Prozent) angesichts der großen Zahl der Arbeitslosen — 6,5 Prozent im Jahre 1900⁵³ — weitaus niedriger gewesen sein. Denn diese versuchten sich als „Selbständige“ im weiteren Sinne in Lohndiensten wechselnder Art, bevor sie überhaupt auf jedwede Erwerbstätigkeit verzichteten, auch wenn sich hierdurch keine dauerhafte Einnahmequelle erschloß.

⁵¹ Ebenda.

⁵² Ebenda 21.

⁵³ Schubert 107.

Die soziale Stellung der Berufstätigen innerhalb
der einzelnen Berufsgruppen (1910)

Berufsgruppen	A	B	C	D
Arbeiter, Tagelöhner	50,0	85,7	36,8	26,1
Dienstboten	37,2	3,7	23,6	22,9
Angestellte	2,6	0,9	11,6	9,0
Selbständige	9,6	9,5	27,1	41,9
Hilfsarbeiter	0,6	0,2	0,9	0,1

A: prozentuales Verhältnis zur Zahl der Erwerbstätigen in der Land- und Forstwirtschaft

B: in der Industrie

C: im Handels- und Verkehrswesen

D: im Öffentlichen Dienst

Das Anordnungsschema wurde vom Verfasser geändert

Sie arbeiteten, wie die folgende Aufstellung⁵⁴ veranschaulicht, in den zahlreichen industriellen (30 891) und gewerblichen (23 043) Groß- und Kleinbetrieben, vornehmlich im Bekleidungs-gewerbe, in welchem allein drei Zehntel der Berufstätigen beschäftigt waren, ferner in der Holz- und Kautschukverarbeitung und im Baugewerbe. Kleiner war die Zahl der Werk-tätigen in der Metallverarbeitung, minimal hingegen ihr Anteil an den übrigen Produktionszweigen der Nahrungsmittel-, Maschinen- und Steinindustrie. Besonders beliebt waren für einen Teil der schaffenden Minderheit die Dienste, die teils in abhängiger (Hausdienerschaft), teils in selbständiger (Dienst-männer) Stellung geleistet wurden.

Berufszweige	absolut	Prozent
Bekleidungs-gewerbe	17 194	27,6
Holz- u. Kautschukverarb.	6 155	9,8
Hausdienerschaft	6 023	9,6
Baugewerbe	4 964	7,9
Metallverarbeitung	4 104	6,6
Nahrungsmittelindustrie	2 053	3,3
Industrie in Steinen	2 030	3,3
Lohndienste	1 957	3,1
Maschinenindustrie	1 916	3,1
Berufslose	1 799	2,9

Die Berufstätigen der verschiedenen Einkommenszweige gliederten sich in Selbständige (ein Achtel), Pächter (zwei Achtel), Lehrlinge und Arbeitnehmer (fünf Achtel). Wenngleich die letzten Sparten, wie bereits erwähnt, überwogen, spielten die ersteren in manchen Berufszweigen eine bedeutende Rolle. Vor allem in der Bekleidungsindustrie, der führenden gewerblichen Produktion, bildeten die Schnei-

⁵⁴ Winkler 23.

der, ferner noch die Schuster, obwohl ihr Anteil nur halb so groß war, in gewisser Weise auch die Hutmacher, wie die Aufstellung⁵⁵ zeigt, das Hauptkontingent aller Selbständigen. Ähnliche Verhältnisse herrschten in der Holzverarbeitung, wo die Tischler und Drechsler dominierten. Von den übrigen Handwerkern betätigten sich rund fünf Prozent als Fleischer und Selcher, als Tapezierer oder Maler, rund drei Prozent als Schlosser oder Kürschner, die restlichen als Bäcker, als Spengler oder Hafner, Bürstenmacher oder Maurer.

Berufe	absolut	Prozent
Schneider	86	33,0
Schuster	44	17,1
Tischler/Drechsler	44	17,1
Hutmacher	20	7,8
Tapezierer	13	5,0
Fleischer/Selcher	12	4,9
Maler	11	4,3
Kürschner	8	3,1
Schlosser	7	3,1
Bäcker	3	1,1
Bürstenmacher	3	1,1
Spengler	3	1,1
Hafner	2	1,0
Maurer	2	1,0

Wie sehr einzelne Berufszweige gefragt waren, läßt sich aus der folgenden Aufstellung⁵⁶ ersehen, so daß einige innerhalb dreier Jahrzehnte einen eineinhalb- (Tischler) oder gar dreieinhalbfachen Anstieg (Schuster, Schlosser) ihrer Mitglieder verzeichneten.

	1850	1880
Schuster	3	11
Schlosser	2	7
Tischler	7	10
Schneider	8	10

Dies veranlaßte Publizisten, auf die Gefahren hinzuweisen, welche dem deutschen Handwerk drohten. In manchen Berufssparten, schreibt einer von ihnen, sei bereits der Fall eingetreten, „daß ein Wiener Bursche selbst nach langem Herumsuchen keinen Lehrplatz mehr findet. Die Meister sind Tschechen, die Gesellen sind Tschechen und diesen ist ein tschechischer Lehrjunge viel sympathischer als ein deutscher“⁵⁷.

⁵⁵ Wiener Slawen. Statistik und Organisation der Tschechoslawen in Wien und Niederösterreich Land. Wien 1910.

⁵⁶ Mais 65.

⁵⁷ Hackl, St.: Der Rückgang des Wienertums. Deutsches Volksblatt vom 29. 1. 1911, S. 18.

Die Befürchtung, das Tschechentum werde bald die wichtigsten Herstellungszweige beherrschen, war — wie die Tabelle unten⁵⁸ zeigt — nicht aus der Luft gegriffen. Denn während sich der tschechische Anteil seit 1780⁵⁹ in kontinuierlicher Form vermehrt hatte, war der deutsche im gleichen Prozentsatz (30 Prozent) gesunken. Im Ledergewerbe, um nur ein Beispiel zu erwähnen, lag der Anteil 1780 deutscherseits bei 89 Prozent, während sich die restlichen elf Prozent auf die verschiedensten Nationen verteilten, die slawischen ausgenommen. Hundert Jahre später (1887) war der deutsche Anteil auf 73 Prozent gefallen, der slawische hingegen um zwanzig Prozent gestiegen.

Das Vordringen des tschechischen Handwerkes wurde begünstigt durch die Einstellung der Jugend, welche angesichts des raschen Gelderwerbs in den Fabriken nicht gewillt war, die Mühsale einer langjährigen Ausbildung auf sich zu nehmen. Andererseits trachteten viele Familien danach, ihren Söhnen mit „a bißl Protektion“ Stellen zu verschaffen, wo „nicht gar so viel verlangt wurde“⁶⁰. Infolgedessen entstand gar bald ein Lehrlingsmangel, den die deutschen Handwerker durch die Einstellung tschechischer Lehrbuben zu kompensieren suchten.

Nebst den Handwerkern, welche unter den Selbständigen an erster Stelle rangierten, bildeten die Händler und Verkäufer einen wichtigen Faktor. Sie waren meist Besitzer von Textilgeschäften, sofern sie nicht von den Einkünften des Gastgewerbes oder vom Spirituosenhandel lebten. Unter den Freiberuflichen dominierten die Ärzte und Advokaten. Doch waren die Tschechen auch in anderen Berufen, wenn auch seltener, vertreten. Sie arbeiteten als Baumeister, Photographen oder Kapellmeister, wie die Aufstellung (S. 40) deutlich macht⁶¹.

Der deutsche und slawische Anteil an den Berufsparten
des Wiener Handwerks und Gewerbes (1887)

Berufe	Dt.	Slaw.
Schuster	52 0/0	44 0/0
Schneider	54 0/0	41 0/0
Kürschner	55 0/0	39 0/0
Riemer	62 0/0	35 0/0
Sattler	67 0/0	26 0/0
Hutmacher	68 0/0	25 0/0
Friseur	68 0/0	24 0/0
Taschner	70 0/0	23 0/0
Fächermacher	67 0/0	21 0/0
Lederfabrikant	73 0/0	20 0/0
Parfümerie	72 0/0	17 0/0
Handschuhmacher	80 0/0	13 0/0
Puderverfertiger	78 0/0	12 0/0
Gerber	83 0/0	10 0/0

⁵⁸ Mayer, A.: Über eine historische Ethnographie Wiens. Wiener Communalcalender und Städt. Jahrbuch 27 (1889) 299.

⁵⁹ E b e n d a.

⁶⁰ L u s t i g, K.: Die Tschedisierung Wiens und das deutsche Handwerk. Deutsche Schutzvereinszeitung, Wien 1911, Nr. 6, S. 17.

⁶¹ Wiener Slawen.

Berufszweige	absolut	Prozent
Handwerker	256	45,3
Händler	50	8,8
Verkäufer	134	23,7
Freiberufliche	64	11,1
Sonstige	63	11,1

Berufe	absolut	Prozent
Gastwirt	66	49,3
Kaffeehausbesitzer	13	9,7
Textilgeschäftsbesitzer	38	28,3
Papierwarengeschäftsbesitzer	11	8,2
Nähmaschinen-geschäftsbesitzer	6	4,4
Schnapshändler	19	3,8
Wäschehändler	20	40,0
Musikalienhändler	4	8,0
Buchhändler	3	6,0
Ärzte	29	45,0
Advokaten	14	21,8
Fotographen	10	15,6
Baumeister	8	12,5
Kapellmeister	2	3,1

Die tschechischen Erwerbstätigen Niederösterreichs waren, wie die Aufstellung zeigt⁶², größtenteils in den Fabriken und Ziegeleien beschäftigt, aber auch in der Land- und Forstwirtschaft, teils als Arbeiter auf den grundherrlichen Gütern⁶³, teils als Bauern auf dem selbst erworbenen Hof.

Die Verteilung der berufstätigen Tschechen Niederösterreichs

Berufsklassen	absolut	Prozent
Industrie u. Gewerbe	13 849	53,8
Land- u. Forstwirtschaft	9 436	36,7
Handel u. Verkehr	2 187	8,5
Öffentlicher Dienst	207	0,8
Freiberufliche	29	0,2
Gesamt	25 708	100,0

Verschwindend gering war die Zahl jener Tschechen, welche als Beamte und Angestellte in den verschiedenen staatlichen und kommunalen Ämtern tätig waren. Die Möglichkeit, die staatliche Laufbahn zu ergreifen, stand wohl jedem Tschechen offen, wenn er die deutsche Sprache beherrschte und fachlich befähigt war. Doch das Gros der Immigranten war gänzlich ungebildet. Sie hatten aufgrund ihrer sozialen Herkunft auch nicht die Mittel, eine diesbezügliche Ausbildung in Erwägung zu ziehen.

⁶² E b e n d a.

⁶³ Namentlich aufgeführt etwa 60 Personen bei Schubert 96 f.

Die meisten Tschechen waren, wie die folgende Zusammenstellung zeigt ⁶⁴, in den Ministerien für Landesverteidigung, Kriegs- und Justizwesen beschäftigt. Darüber hinaus hatten noch das Verwaltungsgericht und die beiden Ministerien für Kultus und Inneres starke tschechische Belegschaften. Doch darf man nicht außer acht lassen, daß nur wenigen gegönnt war, höhere Stellen ⁶⁵ zu erlangen. Der bei weitem größere Teil bekleidete die untersten Dienstränge, die im Rechnungs- und Kanzleiwesen als Konzipienten oder Vizesekretäre beschäftigt waren.

Die deutschen und tschechischen Beamten in den Wiener Ministerien (1914)

Ministerien	dt.	tsch.
Inneres	187	31
Unterricht	109	17
Justiz	77	31
Verwaltungsgericht	53	10
Finanzen	224	24
Handel	1915	128
Öffentl. Arbeiten	613	99
Eisenbahnen	406	67
Ackerbau	117	16
Landesverteidigung	225	80
Kriegsministerium	419	91
Außeres	396	55
Gesamt	4772	653

Die übrigen Beamten und Angestellten wirkten in ähnlichen Funktionen bei öffentlichen oder privaten Institutionen. Einer Aufstellung ⁶⁶ aus der Jahrhundertwende zufolge war die Mehrzahl der Wiener tschechischen Beamten, vom Staatsdienst abgesehen, im Bahn- und Verwaltungswesen tätig. In Niederösterreich bildete der herrschaftliche Großgrundbesitz den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit.

Die Verteilung der tschechischen Beamten und Angestellten auf die öffentlichen und privaten Institutionen (1900)

Arbeitgeber	Wien	N.Ö.
Staat	7 942	582
Gemeinde	1 050	91
Kirchen	431	145
Bahnwesen	2 248	75
Banken		406
Großgrundbesitz	108	5 629

⁶⁴ Schneefuß, W.: Demokratie im alten Österreich. Klagenfurt 1949, S. 144.

⁶⁵ Im Jahre 1909 zählten die Wiener Magistrate 23 Abgeordnete und 105 Armenräte; aus Walter, F.: Wien. Die Geschichte einer Großstadt an der Grenze. Wien 1944, Bd. 3, S. 397.

⁶⁶ Ricek, L. von: Der gewerbliche Nachwuchs in nationaler Sicht. Deutsche Erde 9 (1910) 197 f.

8. Das Bildungswesen

Die Errichtung tschechischer Volksschulen verfolgte den Zweck, der Germanisierung tschechischer Siedler Einhalt zu gebieten. Ihre niedrige soziale Stellung und ihre wirtschaftliche Abhängigkeit zwangen sie zu möglichst rascher Anpassung an die Umgebung. Das Fehlen einer sie kulturell stützenden Intelligenzschicht erleichterte die Eindeutschung außerordentlich. Doch weder der 1868 gegründete Wiener tschechische Arbeiterverein⁶⁷, der sich auf die Fabrikarbeiter stützte, welche größere nationale Widerstandskraft als die böhmischen Handwerker in den Wiener Kleinbetrieben zeigten, noch der mehr zur körperlichen Ertüchtigung gegründete Sokol konnten die zur Erhaltung des völkischen Eigenlebens erforderliche Widerstandskraft vermitteln. Darüber hinaus wurde die Eingliederung in den deutschen Volkskörper durch den Besuch deutscher Schulen gefördert, weshalb seitens der Tschechen gar bald der Wunsch nach einer Schule mit tschechischer Unterrichtssprache erwachte.

Infolgedessen wurde 1872⁶⁸ die Unterrichtsabteilung des Arbeitervereins als tschechischer Schulverein Komenský verselbständigt. Dem Schulausschuß fiel die Aufgabe zu, die Errichtung einer privaten Volksschule im zehnten Bezirk durchzusetzen. Doch der niederösterreichische Landesschulrat war nicht gewillt, das diesbezügliche Ansuchen zu befürworten. Denn hinter der pädagogischen Absicht, den Kindern die Erlernung der deutschen Sprache aufgrund ihrer Muttersprache zu erleichtern, verbarg sich geschickt das eigentliche politische Fernziel, Wien und Niederösterreich zu gemischtsprachigen Gebieten zu erklären. Nach langen Verhandlungen allerdings gelang es, das als Berufungsinstanz befragte Unterrichtsministerium von der lautereren Absicht zu überzeugen. Am 16. September 1883⁶⁹ wurde die erste tschechische private Volksschule Wiens als sichtbares Zeichen erwachenden Widerstandes gegen die eindeutschende Kraft eröffnet.

Durch diesen Erfolg ermutigt, forderten die Tschechen das Öffentlichkeitsrecht für ihre Lehranstalt. Vor allem wollten sie erreichen, daß ihre Schule staatlich gültige Zeugnisse ausstellen durfte. Dieser Entschluß stieß allerdings auf die einhellige Ablehnung aller maßgeblichen Stellen. Weder der Landesschulrat noch das Unterrichtsministerium waren gewillt, das Vorhaben zu unterstützen. Aber nichts vermochte die Tschechen zu hindern, den einmal gefaßten Plan zu verwirklichen. Von Bittschriften tschechischer Familienväter über eine ausgedehnte Propaganda in der Presse bis zu politischen Vorstößen im Reichsrat wurden alle Mittel eingesetzt, doch erreichten sie vorerst nur das Gegenteil. Denn am 30. Dezember 1896⁷⁰ wurde im Landtag — aufgrund eines Antrages des deutschnationalen Abgeordneten Robert Kolisko — der einstimmige Beschluß gefaßt, den Landesauschuß aufzufordern, in kürzester Frist ein Gesetz vorzulegen, welches die deutsche Sprache als alleinige Unterrichtssprache an allen Volks- und Bürgerschulen Niederösterreichs vorsehen sollte. Es nützte den Tschechen auch nichts, daß sie am 7. Jänner

⁶⁷ Otruba 247.

⁶⁸ Österreich Lexikon 1169.

⁶⁹ Walter 395.

⁷⁰ Ebenda.

1897⁷¹, nachdem der Kaiser die Sanktion der Lex Kolisko verweigert hatte, im Reichsrat die Resolution durchsetzten, die von der Regierung verlangte, das Öffentlichkeitsrecht der Komenskýschule eingehenden Erörterungen zu unterziehen. Sie erreichten lediglich, daß die nationale Frage, durch Badenis Mißgriff der Sprachenverordnung aufgeworfen, auch die Reichshauptstadt in den Brennpunkt des politischen Geschehens rückte.

Die Lehranstalt allerdings erhielt trotz aller Interventionen der Tschechen kein Öffentlichkeitsrecht. Sämtliche Regierungen von Gautsch (1897) bis Stürgkh (1916) lehnten, teils durch politische Nöte gezwungen, teils aus taktischen Gründen, es ab, sich in dieser Angelegenheit zu engagieren. Ermöglicht wurde diese für beide höchst unbefriedigende Lösung durch die Haltung der christlichsozialen Partei, die wohl geschlossen für den Antrag stimmte, sich aber nicht um die Verwirklichung bemühte, selbst dann nicht, als ihr politischer Einfluß die Realisierung dieser Pläne ermöglicht hätte.

Denn die Einwanderung der Tschechen, ihr nationaler Zusammenschluß und sozialer Aufstieg erreichte gerade in der Ära Luegers ihren Höhepunkt. Dank seiner Schutzmethoden konnte sich das tschechische Vereinsleben erst richtig entfalten. Nebst den von alters her existierenden Geselligkeits- und Sportvereinen bestanden zahlreiche politische, kirchliche und gewerkschaftliche Organisationen. Er erwies sich auch sonst, wohl aus wahltaktischen Motiven, sehr großzügig. Er förderte die Errichtung tschechischer Banken und Sparkassen und genehmigte die Instituierung mehrerer Vereinshäuser. Auch Tageszeitungen, Wochen- und Monatschriften erschienen in großer Auswahl. Der Komenskýverein wiederum erhielt das Recht, vier Sprachschulen und zwei Kindergärten ins Leben zu rufen, welche von der Gemeinde Wien subventioniert wurden.

Die Folgen seiner Duldsamkeit wurden offenkundig, als man 1909⁷² feststellte, daß im Gemeinderat fünf und in den Bezirksvertretungen 23 tschechische Abgeordnete amtierten, während die Gemeinde nebst 105 Armenräten 1051 Angestellte beschäftigte. Vermutlich fehlte dem Bürgermeister Lueger, dessen persönliche Einstellung sich in seinem Ausspruch: „Laßt mir meine Böh in Ruh“⁷³ manifestiert, die Einsicht, die tschechischen Ziele klar zu erkennen. Denn seit dem Erlaß vom 24. Juni 1908⁷⁴ durften die Lundenburger Lehrer ihre Prüfungen in Wien abhalten. Die Schüler waren nicht mehr gezwungen, nach Lundenburg zu fahren, um staatlich gültige Zeugnisse zu erlangen. Doch erst unter dem Druck der deutschen nationalen Propaganda erklärte er sich bereit, sich für die gesetzliche Verankerung der deutschen Unterrichtssprache einzusetzen. Am 8. Jänner 1909⁷⁵ wurde der Antrag des Abgeordneten Julius Axmann, der sich inhaltlich mit der Lex Kolisko deckte, in der ersten Sitzung des neugewählten Landtages mit überwältigender Mehrheit, trotz der Gegenstimmen der Sozialdemokraten, bestätigt.

⁷¹ Ebenda 396.

⁷² Ebenda 397.

⁷³ Otruba 247.

⁷⁴ Gutkas 12.

⁷⁵ Ebenda.

Als die Verwirklichung auf sich warten ließ, ergriffen die Tschechen, durch den Erlaß ermuntert, die Initiative, in ihrer Enklave Unterthemenau, das 1900 eine tschechische Mehrheit ⁷⁶ von 94 Prozent verzeichnete, eine Volksschule zu errichten. Aber die deutschen Schutzvereine waren nicht gewillt, dieser Entwicklung tatenlos zuzusehen. Sie erreichten schließlich, nachdem es zu schweren Ausschreitungen gekommen war, die Schließung der Lehranstalt. Ihr Eingreifen war allerdings gesetzeswidrig gewesen. Aufgrund eines vom Kabinett Bienenrth (1909) verabschiedeten Gesetzes ⁷⁷ war den Tschechen nämlich zugesichert worden, daß an bisherigen Gewohnheiten nicht gerüttelt werde. Die tschechische Sprache sollte überall dort, wo sie bis zur Jahresmitte gleichzeitig auch Amtssprache gewesen war, in Verwendung bleiben. Andererseits schien den Tschechen entgangen zu sein, daß ihre Petition nur deshalb so rasch Gehör gefunden hatte, weil man Wähler für die Landtagswahl (1908) gewinnen wollte.

Die Lex Kolisko ließ sich auch in den folgenden Jahren nicht realisieren. Sie wurde 1912 ⁷⁸ zwar nochmals vom Landtag beschlossen, doch erklärte Statthalter Bienenrth bereits bei der Sitzung, daß das Gesetz der Regierung nicht vorgelegt werde, was auch geschah.

Erst der Zusammenbruch der Monarchie ermöglichte den Tschechen, ihre lang gehegten und hartnäckig verfolgten Wünsche zu verwirklichen. Der Staatsvertrag von Saint Germain sicherte allen Staatsbürgern, gleichgültig welcher Sprache, Rasse oder Religion, das Recht zu, auf eigene Kosten Wohltätigkeits-, religiöse oder soziale Einrichtungen, Schulen und andere Erziehungsanstalten zu errichten, zu verwalten und zu beaufsichtigen, mit der Berechtigung, in denselben nach Belieben die eigene Sprache zu gebrauchen. Darüber hinaus wurde die österreichische Regierung verpflichtet, in jenen Städten und Bezirken, wo eine verhältnismäßig große Anzahl Anderssprachiger wohnte, für diese Schulen zu errichten. Sie sollte ferner angemessene Erleichterungen gewähren, um sicherzustellen, daß in den Volksschulen den Kindern der Unterricht in ihrer eigenen Sprache erteilt werde. Infolgedessen erhielten die tschechischen Volksschulen das Öffentlichkeitsrecht zugestanden. Gleichzeitig wurden beide Sprachen, die deutsche und die tschechische, zum Pflichtgegenstand erklärt.

Als sich die Durchführung der im Staatsvertrag verankerten Bestimmungen verzögerte, setzte sich die tschechische Regierung anlässlich der Brüner Verhandlungen im Sommer 1920 ⁷⁹ für ihre in Österreich verbliebenen Volksgenossen ein. Österreich wurde seitens der Siegermächte verpflichtet, zu veranlassen, daß am Beginn des Schuljahres 1920/21 für Kinder österreichischer Staatsangehöriger tschechischer Sprache aufgrund ihrer Anmeldungen öffentliche Volksschulen mit tschechischer Unterrichtssprache in geeigneten Lokalitäten instituiert würden. Ferner sollte die Regierung auf genügend Klassen achten, das Limit von 42 Schülern pro Klasse nicht überschreiten und nur vollkommen qualifizierte Lehrkräfte anstellen. Das

⁷⁶ Ebenda.

⁷⁷ Walter 397.

⁷⁸ Gutkas 12.

⁷⁹ Martin, O.: Das tschechische Schulwesen in Wien. Österreichische Rundschau 20 (1924) Heft 2, S. 115.

Vertragswerk beruhte auf Gegenseitigkeit; denn den Kindern österreichischer Staatsangehöriger wurde der Besuch der öffentlichen und privaten Schulen in der tschechischen Republik ohne Ausnahme zugestanden.

Als die Errichtung der durch den Brüner Vertrag vorgeschriebenen tschechischen Schulen durch die Ratifikationsverhandlungen im Parlament auf sich warten ließ, setzte ein spontaner Streik tschechischer Schulkinder ein, der erst abgebrochen wurde, nachdem die Schulen ihrer Bestimmung übergeben worden waren. Die Tschechen hatten ihr seit 1883 konsequent verfolgtes Ziel, wenngleich mit ausländischer Hilfe und unter geänderten politischen Verhältnissen, erreicht.

a) *Das Grundschulwesen.* Die Schulpflichtigen besuchten teils private tschechische, teils öffentliche deutsche Volks- und Bürgerschulen. Letztere wurden von der Mehrheit frequentiert. Zwar waren die Privatschulen viel beliebter, doch entbehrten sie, solange Tschechisch als Unterrichtssprache fungierte, der Befugnis, staatsgültige Zeugnisse auszustellen, wodurch den Absolventen ein höheres Studium versagt blieb.

Die ersten tschechischen Lehranstalten wurden in den achtziger Jahren in den Vorstädten Landstraße und Favoriten ins Leben gerufen. Erstere zählte zwei, letztere 14 Klassen, die durchschnittlich von 850 Schülern⁸⁰ besucht wurden. Den Unterricht in den normalmäßigen Disziplinen erteilten acht Lehrer, zwei Lehrerinnen und zwei Katecheten. Beiden waren Kindergärten angeschlossen, in welchen sechzig bis achtzig Kinder im Vorschulalter von einer Leiterin und einer Gehilfin betreut wurden. Die Lehranstalten verteilten sich auf alle Bezirke Wiens, die City und die Vorortsiedlungen (Hietzing, Rudolfsheim, Ottakring, Währing, Döbling) ausgenommen. Manche Stadtteile wie Margarethen oder Favoriten verfügten über zwei Grundschulen.

Doch der weitaus größere Prozentsatz tschechischer Schulkinder beiderlei Geschlechts absolvierte deutschsprachige Lehranstalten. Ihre Zahl war in den Jahren des konjunkturellen Aufschwungs, wie aus der folgenden Aufstellung⁸¹ hervorgeht, in stetem Steigen begriffen, bis Geburtenrückgang und Rückwanderung, durch die schlechte Ernährungsgrundlage bedingt, ihre Frequenz von 5,4 Prozent (1910) auf 3,4 Prozent (1921) sinken ließen. Das Maximum wurde 1910 (13 048) erzielt, das Minimum hingegen 1920 (3326) als Folge eines Schulstreiks.

Sie wurden gleich allen anderen Schülern in den vorgeschriebenen Fächern unterrichtet. Nebenbei waren sie allerdings verpflichtet, einen der sechs im dritten, fünften, neunten, zehnten und fünfzehnten Bezirk meist am Mittwoch und Samstag Nachmittag abgehaltenen Sprachkurse aufzusuchen, um Tschechisch zu lernen. Am Schluß waren sie, wollten sie gültige Abschluszeugnisse erlangen, genötigt, sich in Lundenburg den Prüfungen tschechischer Lehrer zu unterziehen. Erst der Ministerialerlaß vom 24. Juni 1908⁸² entthob sie dieser Verpflichtung. Den Lundenburger Lehrern war hiermit die Erlaubnis erteilt worden, besagte Prüfung in Wien vornehmen zu dürfen. Die ministerielle Entscheidung erregte den Widerspruch des Wiener Magistrats, welcher darin eine (de facto) Verleihung des Öffent-

⁸⁰ Wiener Slawen 12.

⁸¹ Martin 117.

⁸² Gutkas 12.

lichkeitsrechtes erblickte. Die Prüfungen, in Gegenwart des Bezirksschulrates abgehalten, fanden in aller Stille statt. Denn Direktor Assmann hatte sich, um die vom Landesschulrat zugestandene Begünstigung nicht zu verlieren, gegen welche von christlich-sozialer Seite wiederholt demonstriert worden war, verpflichtet, auf Publikationen in den deutschen Journalen zu verzichten.

Die tschechischen Absolventen öffentlicher deutscher Volksschulen 1906—1922

Jahr	absolut	Prozent
1906	11 168	4,9
1907	11 588	4,9
1908	12 665	5,3
1909	12 792	5,3
1910	13 048	5,4
1911	10 709	4,4
1912	10 515	4,3
1913	10 421	4,3
1914	10 424	4,4
1915	9 453	3,9
1916	8 848	3,8
1917	8 755	3,9
1918	7 177	3,4
1919	6 193	3,2
1920	3 326	1,8
1921	5 987	3,4
1922	5 720	3,5

Der Untergang der Monarchie bescherte den tschechischen Schulen, nachdem Deutsch zum Pflichtfach erklärt worden war, das lang ersehnte Öffentlichkeitsrecht. Ihre gemischtsprachigen Lehranstalten⁸³ gliederten sich in sechs Haupt- und 21 Volksschulen, welche gleich den 17 Kindergärten — laut Brünner Vertrag aus Staatsmitteln erhalten — auch von Schülern deutscher Muttersprache frequentiert werden durften. Sie zählten⁸⁴ insgesamt 102 Klassen mit 3408 Besuchern. Der Unterricht fand wegen Raummangels, da die Klassen in deutschen Schulgebäuden untergebracht waren, meist nachmittags statt, was wiederholt zu Klagen Anlaß gab. Sie fühlten sich benachteiligt, war ihnen doch Gegenteiliges zugesichert worden. Sie beschwerten sich über mangelhafte Heizung und über geringe Ausstattung mit Lehrmitteln, ohne zu bedenken, daß die öffentliche Finanzmisere der Grund solcher Unannehmlichkeiten sein könnte. Ihre Beschwerden verebten aber im Laufe der Zeit, als sich die ökonomische Situation der Stadt besserte.

Die politische Verfolgung der Hitlerjahre, die viele Tschechen zur Flucht in die Heimat veranlaßte, verringerte die Frequenz, bis die Schulen 1942 liquidiert wurden. Nach 1945 wurden sie, dem Bedarf entsprechend, in geringerem Maße resti-

⁸³ Österreich Lexikon 1169.

⁸⁴ Martin 119.

tuiert. Im Jahre 1954⁸⁵ zählte Wien neun, 1966 sechs tschechische Schulen mit 526, beziehungsweise 252 Schülern beiderlei Geschlechts.

b) *Das Mittelschulwesen.* Nach der behördlichen Schließung mehrerer Komen-ský-Schulen (1909) tauchte kurzfristig der Plan auf, eine tschechische Mittelschule zu gründen. Der Zentralschulverein stand dem Vorhaben anfangs positiv gegenüber, sofern die Anstalt erst eröffnet werde, wenn sie amtlich genehmigt sei. Er verhielt sich aber abwartend, weil er der Ansicht war, daß die Bewilligung für eine Mittelschule noch schwieriger zu erlangen sein würde als für die Volksschule. Schließlich lehnte er, wohl auf Druck der Prager Tschechen, ab, für das Prestigeobjekt finanzielle Verpflichtungen irgendwelcher Art zu übernehmen.

Die geringe Zahl tschechischer Schüler in den höheren Schulen Wiens zeigt, daß die Beamtenkinder keine genügend starke Grundlage für die Errichtung eines tschechischen Gymnasiums boten.

Die tschechischen Absolventen der Wiener Mittelschulen

Schulen	Schüler	%
19 Gymnasien	94	1,33
Mädchengymnasien	3	1,10
17 Realschulen	117	1,64
11 Lyzeen	13	0,78
Lehrerinnenbildungsanstalten	19	1,68

Die tschechischen Schüler zogen aufgrund ihrer sozialen Stellung Berufsschulen vor. Nur wenige widmeten sich höheren Studien, wobei sie den realistischen Lehranstalten den Vorzug vor den humanistischen gaben, während die Mädchen, wie obige Tabelle zeigt⁸⁶, das Lehrfach als erstrebenswertes Ziel erachteten.

Die Schüler gehörten vorwiegend dem Mittelstand an. Sie stammten, sofern ihre Eltern nicht Geschäftsinhaber oder Gewerbetreibende waren, aus Beamtenfamilien und Handwerkskreisen.

Die Aufnahme in die Mittelschule, wo sie gleich den übrigen Schülern in den normalmäßigen Lehrfächern unterrichtet wurden, erfolgte aufgrund staatsgültiger Zeugnisse, die nach dem Besuch einer vierklassigen Volksschule und nach der Absolvierung eines böhmischen Sprachkurses mit Abschlußprüfung ausgestellt wurden. Das Reifeprüfungszeugnis, nach dem Besuch einer achtklassigen humanistischen oder realistischen Bildungsanstalt erteilt, berechnete zum Besuch der Hochschulen.

c) *Das Hochschulwesen.* Die Wiener tschechische Hochschülerschaft stand ganz im Zeichen der Fluktuation, denn Wien wurde nur in jenen Disziplinen aufgesucht, in welchen die eigenen Fakultäten nichts Nennenswertes zu bieten hatten. Vor allem die Hochschule für Bodenkultur, die Tierärztliche Hochschule und die evangelisch-theologische Fakultät erfreuten sich — laut Tabelle⁸⁷ — großer Beliebtheit.

⁸⁵ Österreich Lexikon 1169.

⁸⁶ Wiener Slawen 14.

⁸⁷ E b e n d a 20.

Die Hörerzahl blieb bis zur Jahrhundertwende, von den Einwanderungswellen unbeeinflusst, konstant. Erst in den späteren Jahren zeigten sich an den diversen höheren Bildungsstätten, die Hochschule für Bodenkultur und die Akademie der bildenden Künste ausgenommen, schwache Rückgangstendenzen, welche dem zunehmenden Einfluß Prags und Brünns zuzuschreiben sind.

Die tschechische Schülerfrequenz der Wiener Hochschulen

Hochschulen	1902/03	1906/07
Universität	3,9 ‰	3,4 ‰
Technische Hochschule	2,6 ‰	1,9 ‰
Tierärztliche Hochschule	? ‰	16,0 ‰
Hochschule für Bodenkultur	11,0 ‰	17,0 ‰
Akademie der bildenden Künste	3,0 ‰	3,3 ‰
evang. theolog. Fakultät	31,0 ‰	28,0 ‰

d) *Die berufsbildenden Lehranstalten.* Die berufsbildenden Lehranstalten verfolgten den Zweck, den Nachwuchs in allen Zweigen des gewerblichen Lebens zu sichern. Sie gliederten sich in fachliche und gewerbliche Bildungsstätten. Ihr Besuch setzte ein positives Abgangszeugnis der Volksschule voraus, welches nur jenen Kandidaten ausgestellt wurde, die hinlängliche Kenntnis in der deutschen Sprache, ferner im Lesen, Schreiben und Rechnen besaßen. Wer eine solche Bescheinigung nicht vorweisen konnte, mußte die Vorbereitungsschulen besuchen, um die fehlenden Kenntnisse nachzuholen.

Die Vorbereitungsschulen: Die Vorbereitungsschulen waren seitens des Landeschulrates, im Einvernehmen mit dem Landesausschuß und der Gewerbekammer, als Pflichtschulen für jene Lehrlinge erklärt worden, welche das vierzehnte Lebensjahr überschritten hatten, ohne das Lernziel der Volksschule erreicht zu haben. Diese Kurse wurden durchschnittlich von 67 Prozent der Volksschulabgänger besucht. Doch lag dieser Mißerfolg nicht so sehr an den deutschen Lehrkräften, sondern vielmehr an den Tschechen selbst, welche ihre halbgebildeten Söhne zur weiteren Ausbildung nach Wien schickten, ohne daß diese des Deutschen kundig waren.

Die Fachschulen: Die Fachschulen Wiens (13) genossen bei allen Völkern, wiewohl sie vorwiegend von Deutschen (90 Prozent) besucht wurden, einen guten Ruf. Allein acht Prozent ihrer Absolventen waren tschechischer Herkunft. Besonders beliebt war, wie die Tafel erhellt⁸⁸, die Ausbildung als Spengler, Schuster, Fleischer, Friseur, Maurer und Zimmermaler. Doch auch die Fachschulen für Korbflechter, Tischler, Faßbinder oder Uhrmacher erfreuten sich eines guten Besuches. Am begehrtesten allerdings waren die Lehrstätten für Bäcker und Schneider. Sie zählten die meisten Besucher, während die Nachfrage nach freien Plätzen zur Erlernung des Drechsler- oder Schusterhandwerks gering war.

⁸⁸ E b e n d a 15.

Die tschechischen Absolventen der Wiener Fachschulen 1906/07

Fachschulen für	absolut	Prozent
Bäcker	107	14
Drechsler	17	8
Fleischhauer	33	10
Friseure	35	5
Kammacher	21	29
Kleidermacher	107	27
Korbflechter	24	68
Schlosser	21	7
Schuhmacher	39	14
Spengler	42	9
Tischler	24	13
Uhrmacher	28	13,6
Zimmermaler	40	17

Die Gewerbeschulen: Die Mehrheit der Lehrlinge allerdings frequentierte eine der zahlreichen Gewerbeschulen. Diese dienten der ferneren Unterweisung aller jener Gehilfen und Lehrlinge, welche keine Fachschule absolvieren mußten oder wollten. Sie verteilten sich auf alle Lehranstalten. Nur an einigen wenigen traten sie in größerer Zahl auf, wie die folgende Aufstellung zeigt⁸⁹. Im zweiten (Leopoldstadt), zehnten (Favoriten), elften (Simmering), dreizehnten (Hietzing) und achtzehnten Bezirk (Währing) stellten sie durchschnittlich elf Prozent der Schüler, im 21. (Floridsdorf) 19 und im zwölften Bezirk (Meidling) 45 Prozent aller Frequentanten.

Die tschechischen Absolventen der Wiener Gewerbeschulen 1906/07

Schulort	Prozent
12. Herthergasse 28	45
21. Jubiläumsgasse 13	19
11. Enkplatz 4	13
10. Erlachgasse 91	12
2. Weintraubengasse 13	11
13. Hietzinger Hptstr. 166	11
18. Schulgasse 19	10

Die Besucher sämtlicher Bildungsanstalten wohnten, sofern sie nicht in Wien beheimatet waren, bei Pflegeeltern, welche die Gemeinde Wien eruierte; denn sie durften nur bei solchen deutscher Nationalität untergebracht werden. Gar bald aber zeigte sich, daß jene Familien, die keine Fremdsprache beherrschten, die Übernahme von Kindern, mit welchen sie sich in keiner Weise verständigen konnten, aus selbstverständlichen Gründen ablehnten. Infolgedessen wurden im neunten

⁸⁹ E b e n d a 15, 16.

(1896) und fünfzehnten Bezirk (1909) zwei Heime errichtet, welche den Lehrlingen für die Dauer ihrer Ausbildung zur Verfügung standen. Für die Erlangung einer Gehilfenstelle sorgte der Dienstvermittlungsverein (1896).

9. Zusammenfassung

Die sozialökonomische Situation der böhmischen Kronländer bildete den Anlaß, der wirtschaftliche Aufschwung Wiens zur Reichshauptstadt den Grund, daß die Immigration der Völker aus den Nachbarländern nicht mehr verebbte. Sie wurde ermöglicht durch die merkantilistische Wirtschaftspolitik Leopolds I., der die Errichtung von Manufakturen unterstützte, um Anschluß an den Wirtschaftsboom der westeuropäischen Handelsnationen zu gewinnen. Sie wurde bewußt gefördert in der thesesianischen Ära, galt es doch, möglichst rasch Ersatz zu schaffen für die verlorengegangenen Produktionsstätten Schlesiens. Sie steigerte sich noch mehr, als die Wirtschaftsgesetze der Regierung Kaiser Franz' II. die Instituierung manueller Fabrikationszweige beschleunigten. Sie erreichte schließlich ihren Höhepunkt in der franzisko-josefinischen Industrialisierungswelle, welche den Wiener Raum um Jahrzehnte früher ergriff als die Nachbarländer. Der Ausbau der Verkehrsverbindungen, die Vergrößerung des Straßennetzes, die Errichtung der Bahnhöfe und Brücken, der Fabriken und Wohnhäuser ließen den Bedarf an Arbeitskräften sprunghaft ansteigen. Er erhöhte sich, als die süddeutschen Arbeiter, durch das Ausscheiden Österreichs aus dem deutschen Raum bedingt, Wien den Rücken kehrten. Als der Arbeitsmarkt gesättigt war und der konjunkturelle Aufschwung sich ins Gegenteil verkehrte, besannen sich die Tschechen auf ihre Heimat, welche ihnen — fernab des Kampfgeschehens — ein besseres Leben bieten konnte als das von Versorgungskrisen heimgesuchte Wien. Kehreten die einen freiwillig zurück, erst vereinzelt, später in Gruppen, durch Massenarbeitslosigkeit und politische Verfolgung gefördert, wurden die anderen gewaltsam repatriiert. Geburtenrückgang und Eindeut-schung verringerten ihre Minderheit so sehr, daß sie heute kaum mehr in Erscheinung tritt.

BERGBAU UND INDUSTRIE BÖHMENS IM ZEITALTER DES NEOABSOLUTISMUS UND LIBERALISMUS 1848 BIS 1875

Von Gustav Otruba und Karl M. Brousek

Mit dem folgenden Beitrag sollen die im Bohemia-Jahrbuch bereits erschienenen Abhandlungen zur Industriegeschichte Böhmens seit dem Zeitalter des Merkantilismus, die bis 1848 gediehen sind, in vergleichbarer Form fortgesetzt werden¹. Aufgrund einer völlig veränderten Quellenlage erfolgt die Darstellung jedoch nicht mehr für Gesamtböhmen, sondern getrennt nach den einzelnen Handelskammerbezirken. Amtliche statistische Darstellungen von der Qualität, wie sie uns Czoernig für das Jahr 1848 detailliert für einzelne Betriebe noch bot, liegen nach 1848 infolge des Überganges vieler Agenden an die neugegründeten Handels- und Gewerbekammern sowie einer im Zeitalter des Liberalismus wachsenden Abneigung gegenüber statistischer Erfassung nicht mehr in der bisher gewohnten Weise vor.

Im folgenden wird eine detaillierte mikroökonomische Darstellung angestrebt, die auf einer eingehenden Analyse der Handels- und Gewerbekammerberichte fußt. Diese Berichte wurden seit dem Jahre 1851 in unregelmäßigen Abständen und sehr unterschiedlicher Qualität herausgegeben. Ab 1870 erschienen sie regelmäßig alle fünf Jahre, wobei allerdings der Bericht der Reichenberger Kammer vom Jahre 1875 fehlt. Die ältesten Berichte sind auch die dürftigsten. Bereits von den Zeitgenossen wurde heftige Kritik an der Qualität der statistischen Angaben geübt, besonders daran, daß sie sich ausschließlich auf Unternehmernaussagen stützten. Allerdings bemühten sich die Beamten laufend, fehlerhafte Angaben zu korrigieren bzw. fehlende durch Schätzung zu ergänzen. Die Handelskammerberichte wurden bislang meist entweder nur für einen Industriezweig oder für eine bestimmte Region bzw. Periode ausgewertet. Ergänzend wurden auch die Festbände der „Großindustrie Österreichs“, die 1898 und 1908 anlässlich der Kaiserjubiläen erschienen sind und Firmengeschichten beinhalten, herangezogen. Weiters wurden zeitgenössische private statistische Handbücher (z. B. Hain) sowie umfangreiche Zusammenstellungen von Daten anlässlich der Wiener Weltausstellung 1873, darunter eine zeitgenössische Industriekarte (herausgegeben von der Generaldirektion

¹ Otruba, Gustav: Die wirtschaftliche Bedeutung Böhmens und Mährens im Spiegel der ältesten österreichischen Handelsstatistik (1790—1839). BohJb 2 (1961) 153—163. — Ders.: Die älteste Manufaktur- und Gewerbestatistik Böhmens. BohJb 5 (1964) 161—241. — Ders.: Anfänge und Verbreitung der böhmischen Manufaktur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (1820). BohJb 6 (1965) 230—331. — Otruba, Gustav / Kropf, Rudolf: Bergbau und Industrie Böhmens in der Epoche der Frühindustrialisierung (1820—1848). BohJb 12 (1971) 53—232.

der k. k. privilegierten österreichischen Staatseisenbahn-Gesellschaften), ein im Jahre 1863 von A. L. Hickmann veröffentlichter Industrieatlas sowie fallweise den Berichten der Handels- und Gewerbekammern beigelegte Übersichtskarten einzelner Bezirke (z. B. 1863 für Eger und 1855 für Pilsen) verwendet. Für den deutschsprachigen Leser mag es von Interesse sein, daß zu diesem Beitrag erstmals die tschechische Spezialliteratur herangezogen wurde. Dabei gelang es, über die gedruckten Arbeiten hinausgehend, unveröffentlichte Dissertationen und Diplomarbeiten, die für dieses Thema relevant sind, auszuwerten.

Grundzüge der Wirtschaftsentwicklung der Donaumonarchie 1848 bis 1875

Die Zeit des Neoabsolutismus bis 1859 wird gekennzeichnet durch ein stärkeres Engagement des aus dem politischen Leben ausgeschlossenen Bürgertums in Handel und Industrie. Die durch die Auflösung der Grundherrschaft in die Hände des Adels gelangten Ablösesummen führten in erhöhtem Maße zur anonymen Geldanlage — zur Neugründung großer Bankinstitute, aber auch zu Aktiengesellschaften, die jetzt immer mehr an Bedeutung gewannen. Im Jahre 1852 waren die Bedingungen für die Gründung solcher Gesellschaften gesetzlich geregelt worden, wodurch das Vertrauen in diese Unternehmensform stieg². Die Krise, die auch die Revolution von 1848 ausgelöst hatte, dauerte noch bis Anfang der fünfziger Jahre, dann folgte aber eine neuerliche Konjunktur, die wieder von der ungünstigen Entwicklung vor allem der Eisen- und Maschinenindustrie von 1857 bis 1859 unterbrochen wurde. In dem Handelsminister Freiherrn von Bruck besaß der Neoabsolutismus einen fähigen Liberalen, der jedoch mit seiner Doktrin der Nichtintervention in den naturhaften Konjunkturablauf bei gleichzeitiger Protektion der Bahngesellschaften und der Effektenspekulation eine letztlich in sich widersprüchliche Wirtschaftspolitik verfolgte³. Der für die Monarchie unglückselige Ausgang des Krieges von 1859 wie auch der Importstopp von Rohbaumwolle infolge des Ausbruchs des amerikanischen Sezessionskrieges führten einerseits zu einer neuerlichen Krise, andererseits aber zu einer Liberalisierung der Wirtschaft und des politischen Lebens. Für die Industrie bedeutete die Aufhebung der Zünfte 1859 und die vollständige Freigabe aller Gewerbe die Öffnung vieler bisher versperrter Möglichkeiten, allerdings zum Teil auf Kosten gewisser sozialer Sicherheiten.

Ein Vergleich der Industriestruktur der Jahre 1841 und 1865 (nach N. Gross) zeigt, daß die Textil- und Bekleidungsindustrie nichts von ihrer führenden Bedeutung eingebüßt hatte⁴. Starke Verluste verzeichneten die Tabak- und Lebensmittelindustrie sowie die Glas- und Tonwarenerzeugung, während die Metall- und Metallwarenindustrie geringfügige Steigerungen, die Holz-, Leder- und Papier-

² Stölzl, Christoph: Die Ära Bach in Böhmen. Sozialgeschichtliche Studien zum Neoabsolutismus 1849—1859. München-Wien 1971, S. 78.

³ Brandt, Harm-Hinrich: Der österreichische Neoabsolutismus. Staatsfinanzen und Politik 1848—1860. 2 Bde. Göttingen 1978, S. 1011.

⁴ Gross, N. T.: Die industrielle Revolution im Habsburgerreich 1750—1914. In: Europäische Weltgeschichte. Bd. 4: Die Entwicklung der industriellen Gesellschaft, S. 203—235, hier S. 233.

industrie sogar ein sehr beträchtliches Wachstum zeigten. Chemikalien, Brennstoffe und Energie standen gleichrangig an letzter Stelle. Die Entwicklung vollzog sich vielfach auch im Schatten des großen Aufschwungs des Deutschen Zollvereins, von dem Österreich ausgeschlossen blieb. Die Niederlage von 1866 hatte das endgültige Ausscheiden der Donaumonarchie aus dem Deutschen Reich zur Folge, brachte aber andererseits eine innenpolitische Stabilisierung und für die Wirtschaftsentwicklung den vollen Sieg des Liberalismus. Die Teilung der Habsburgermonarchie in zwei Reichshälften versetzte der Industrie Zisleithaniens einen schweren Schlag. Wirtschaftlich gesehen waren die Jahre von 1867 bis 1873 — die sogenannten „Gründerjahre“ — eine Zeit hektischer Entwicklung auf einer nicht immer soliden Grundlage. Charakteristisch für diese Epoche sind die zahlreichen oft auf Aktienbasis vorgenommenen Neugründungen, wobei die erhöhte Finanzkraft der beteiligten Banken einen verstärkten Einsatz von Dampfmaschinen und modernen Technologien gestattete. Die Vergrößerung der Betriebe und deren kostspieligere Ausstattung mit technischen Einrichtungen führte zu einem Konzentrationsprozeß in vertikaler und horizontaler Richtung, den die kleinen Betriebe nicht mitmachen konnten. Nach der bereits oben zitierten Statistik der Industriestruktur blieben Textilien und Bekleidung im Jahre 1880 zwar noch immer an erster Stelle, allerdings unter einem starken Bedeutungsabfall, von dem in geringerem Ausmaß auch Metalle und Metallwaren betroffen wurden. Besonders an Gewicht verloren Holz, Leder und Papier, während Lebensmittel und Tabak, beziehungsweise Chemikalien, Brennstoffe und Energie stark an Bedeutung zunahmen⁵. Einen Höhepunkt dieser Entwicklung brachte die Wiener Weltausstellung. Jedoch am „Schwarzen Freitag“, dem 9. Mai 1873, begann eine der schwersten Wirtschaftskrisen vor dem Ersten Weltkrieg. Die „große Depression“ reichte in manchen Wirtschaftszweigen bis weit in die achtziger Jahre zurück. Die Gründerzeit ist durch einen starken Preisanstieg gekennzeichnet, dem die Löhne nur zögernd folgten. Die Krise löste bei Industrieprodukten einen heftigen Preisverfall aus, weniger bei Lebensmitteln. Dieser Umstand verschlechterte die soziale Lage der Arbeiterschaft in zunehmendem Maße und führte zu einem verstärkten politischen Zusammenschluß derselben, den die verfassungsmäßig garantierten Bürgerrechte von 1867 erst ermöglicht hatten. Die Krise verstärkte aber neben Mechanisierungstendenzen auch den Konzentrationsprozeß, in dem alle, die nicht mithalten konnten, auf der Strecke blieben.

Die Auswirkungen der Industrialisierung in Böhmen

Im Jahre 1869 waren in Böhmen etwa 54 Prozent der Bevölkerung in der Land- und Forstwirtschaft und 31 Prozent in Gewerbe, Industrie und Bergbau tätig⁶. Böhmen war somit noch immer ein Agrarland, das allerdings bereits verstärkte Industrialisierungstendenzen aufwies. 53 Prozent aller Beschäftigten arbeiteten in der Textilindustrie, 21 Prozent in der Holzverarbeitung, 11 Prozent in Leder-

⁵ E b e n d a 233.

⁶ H o r s k á, Pavla: Pokus o využití rakouských statistik pro studium společenského rozvrstvení českých zemí v 2. polovině 19. století [Versuch einer Auswertung österreichischer Statistiken für das Studium der Gesellschaftsstruktur der böhmischen Länder in der 2. Hälfte d. 19. Jh.]. ČSCH 20 (1972) 650.

Papier- und sonstigen Betrieben, 10 Prozent in Lebensmittel- und chemischer Industrie und 6 Prozent in Berg- und Hüttenwerken sowie in der Metallverarbeitung⁷. Die weit verbreiteten kleineren Lebensmittelbetriebe gehörten adeligen Gutsbesitzern, die zum Teil für den Eigenbedarf produzierten. Im Jahre 1871 befanden sich 53 Prozent aller Bierbrauereien, 65 Prozent aller Zuckerfabriken und 68 Prozent aller Spiritusbrennereien in den Händen des Adels⁸. Bei den großen Zuckerfabriken dominierten Aktiengesellschaften. Im Jahre 1871 waren von den böhmischen Aktiengesellschaften 14 Banken, 68 Zuckerfabriken, 15 Handelsunternehmen, 7 Mühlen, drei Aktiengesellschaften der Glaserzeugung und vier des Maschinenbaues⁹.

Charakteristisch für Böhmen sind nicht nur die von der Gesamtmonarchie abweichende Industriestruktur, sondern auch die sehr starken territorialen Unterschiede in der industriellen Entwicklung. Diese inselartigen Konzentrationen sind in erster Linie auf die Kohlevorkommen zurückzuführen, die sowohl für die Eisenwerke als auch für die chemische Industrie und die Porzellan- und Steinguterzeugung Grundvoraussetzung waren. Das nicht gleichmäßig ausgebaute Eisenbahnnetz benachteiligte manche Gebiete, vor allem das wirtschaftlich rückständige Südböhmen, stark¹⁰. Früher hatten die schiffbaren Flüsse Böhmens und der Holzreichtum die Standorte der Industrien bestimmt.

Der rasche Produktionsanstieg in den Jahren 1850 bis 1873 ging aber mit der Steigerung der Arbeiterzahlen nicht unbedingt konform, da die Produktivität immer mehr vom Grad der Mechanisierung abhing. So überwog bereits Anfang der siebziger Jahre in den meisten Sparten der Textilherstellung die maschinelle Produktionsweise. Andere Industriezweige, wie die chemische, die Papier-, die Zucker-, die Maschinen- und die Glasindustrie waren bereits hoch technisiert; auch in vielen Großbetrieben des Braunkohleabbaues, vor allem bei der Steinkohleförderung, standen Dampfmaschinen im Einsatz. Die beeindruckendste Zuwachsrate konnte in diesem Zeitraum (1848 bis 1874) eben bei der Kohleproduktion mit einer fast 20fachen Steigerung erzielt werden¹¹. Die in den böhmischen Zuckerfabriken verarbeitete Rübenmenge stieg von der Saison 1851/52 bis zum Jahre 1872/73 auf das fast 17fache an¹², während sich in den Jahren 1855 bis 1873 die

⁷ Purš, Jaroslav: K otázce průmyslové revoluce v hlavních odvětvích textilního průmyslu v českých zemích [Zur Frage der industriellen Revolution in den Hauptzweigen der Textilindustrie in den böhmischen Ländern]. ČSČH 2 (1954) Nr. 1, Tab. XIV.

⁸ Ders.: Použití parních strojů v průmyslu českých zemí v období do nástupu imperialismu [Die Verwendung von Dampfmaschinen in der Industrie der böhmischen Länder in der Epoche bis zum Auftreten des Imperialismus]. ČSČH 2 (1954) 93—143, und 3 (1955) 254—290, 261.

⁹ Mrázek, Otakar: Vývoj průmyslu v českých zemích od manufaktury do roku 1918 [Die Entwicklung der Industrie in den böhmischen Ländern von der Manufaktur bis zum Jahre 1918]. Prag 1964, S. 206.

¹⁰ Hons, Josef: Dejiny železnic [Geschichte der Eisenbahnen]. Preßburg 1978, S. 104 ff.

¹¹ Kárníková, Ludmila: Vývoj uhelného průmyslu v českých zemích do roku 1880 [Die Entwicklung der Kohleindustrie in den böhmischen Ländern bis zum Jahre 1880]. Prag 1960, S. 334—339.

¹² Dudek, František: Vývoj cukrovarnického průmyslu v českých zemích do roku

Bierproduktion verdreifachte¹³. Die Herstellung von Roheisen konnte von 1851 bis 1873 um das Doppelte gesteigert werden¹⁴.

Besonders intensiv verlief die Gründerzeit in Böhmen. Von 1871 bis 1873 wurde hier gegenüber den Jahren 1867 bis 1870 die dreifache Anzahl von Aktiengesellschaften gegründet. Diese wurden zumeist von Banken finanziert. Dementsprechend hoch war auch die Zahl der Bankengründungen¹⁵. Das Spekulationsfieber begünstigte die Gründung einer eigenen Prager Börse, die nach mehreren gescheiterten Versuchen am 17. Mai 1871 endlich ihre Tätigkeit aufnahm¹⁶.

Vom Ende der fünfziger Jahre an begannen die großen Banken, die ihre Zentralen in Wien hatten, Filialen in Prag zu errichten. Im Zuge dieser Entwicklung entstanden die „Böhmische Eskompte-Bank“ im Jahre 1863 und mit einer Beteiligung des tschechisch-nationalen Kapitals die „Landwirtschaftliche Kreditbank für Böhmen“ im Jahre 1867. In ausschließlich tschechischer Hand befanden sich die „Živno-Bank“, gegründet 1868, und die 1870 entstandene „Kolínská úvěrní banka“¹⁷. Die „Živno-Bank“ wurde zur bedeutendsten tschechischen Bank und hatte in der „Všeobecná Česká banka“ (Allgemeine Böhmische Bank) eine sehr erfolgreiche Tochtergesellschaft. Die tschechischen Banken interessierten sich zunächst vornehmlich für die aufblühende Zuckerindustrie, investierten aber auch stark in die Maschinenindustrie¹⁸. Wie intensiv Böhmen vom Gründungsfieber erfaßt wurde, geht daraus hervor, daß von den 60 Bankgründungen Österreichs im Jahre 1872 allein 33 in Böhmen stattfanden¹⁹. Die enge Verquickung vieler Betriebe mit den Kreditinstituten führte zu verheerenden Auswirkungen der Bankenkrise, wobei gerade die kleineren Unternehmen die notwendigen Rationalisierungsmaßnahmen nicht durchführen konnten und deshalb in Konkurs gerieten. In Böhmen zeigten sich die Anzeichen der großen Krise wesentlich früher, und zwar bereits 1869 mit der Schließung einiger baumwollverarbeitender Industriebetriebe. Tiefpunkte traten erst im Herbst 1875 und im Herbst 1876 ein.

1872 [Entwicklung der Zuckerindustrie in den böhmischen Ländern bis zum Jahre 1872]. Prag 1979, S. 165.

¹³ Viličkovský, Václav: Dějiny zemědělského průmyslu v Československu od nejstarších dob až do vypuknutí světové krize hospodářské [Die Geschichte der landwirtschaftlichen Industrie von den Anfängen bis zum Ausbruch der Weltwirtschaftskrise]. Prag 1936, S. 688. — Kippes, Maximilian: Zur Entwicklung der Bierindustrie in den böhmischen Ländern 1873—1914. Hausarbeit. Wien 1978, S. 67.

¹⁴ Retrospektivní statistika československého hutnictví železa. České země před rokem 1918 [Retrospektive Statistik des tschechoslowakischen Eisenhüttenwesens. Die böhmischen Länder vor dem Jahre 1918]. Bd. 1. Prag 1973, Tabelle Nr. 5 a.

¹⁵ Mrázek 206.

¹⁶ Kurečková, Miroslava: Hospodářská krize v 70 letech 19. století v prazské oblasti [Die Wirtschaftskrise in den 70er Jahren d. 19. Jh. im Prager Raum]. Diplomarbeit. Prag 1975, S. 27 f.

¹⁷ Urban, Otto: Československé dějiny 1848—1914. I. hospodářský a sociální vývoj [Tschechoslowakische Geschichte 1848—1914. I. Wirtschaftliche und soziale Entwicklung]. Skriptum der Prager Universität. Prag 1978, S. 92.

¹⁸ Rudolph, L. Richard: Banking and industrialization in Austria-Hungary. Cambridge 1976, S. 70 ff. und 124 f.

¹⁹ Mrázek 206.

*Die Gesamtentwicklung der wichtigsten Industriesparten**1. Der Bergbau*

a) *Steinkohle und Braunkohle.* Da Kohle in dem untersuchten Zeitraum zum wichtigsten Energieträger wurde, erlebte der Bergbau einen gewaltigen Aufschwung. Während in Böhmen im Jahre 1848 an die 8 Millionen Wiener Zentner Kohle gefördert wurden, waren es 1875 bereits fast 130 Millionen. Im Berichtszeitraum stieg die Kohleförderung konstant an, beschleunigte sich aber vor allem in der Zeit der Hochkonjunktur Anfang der siebziger Jahre. Rückläufige Tendenzen gab es zu Beginn der fünfziger Jahre, im Jahre 1866 und zur Zeit der Krise — allerdings erst ab dem Jahre 1875. Die Produktion der Steinkohle stieg in diesem Zeitraum um das 10fache, die der Braunkohle hingegen fast um das 30fache an²⁰. Für den großen Aufschwung in der Kohleindustrie war vor allem der verstärkte Einsatz der Dampfkraft maßgebend. Während 1852 231 Dampfmaschinen mit über 3500 PS im Einsatz standen, konnte die böhmische Wirtschaft bereits im Jahre 1876 mit über dreieinhalbtausend Dampfmaschinen mit 60 720 PS produzieren. Die Anzahl der in den Gruben eingesetzten Dampfmaschinen stieg im selben Zeitraum von 46 auf 734 — mit fast zwanzigfacher PS-Leistung — an. Verglichen mit der österreichischen Reichshälfte bedeutet dies, daß in Böhmen im Schnitt etwa 50 Prozent aller in Zisleithanien im Bergbau verwendeten Maschinen im Einsatz standen²¹.

Der Steinkohleabbau in Kladno — dem wichtigsten Revier Böhmens — war wegen seiner Tiefe sehr kapitalintensiv — Kladno war das tiefste Werk in Mitteleuropa. Zu den Großgrundbesitzern und bürgerlichen Unternehmern gesellten sich bald Großkapitalisten aus anderen Berufssparten, denen es möglich war, die nötigen hohen Investitionen zu tätigen. Bei der Braunkohle hingegen war — abgesehen von einigen hochtechnisierten Gruben im Teplitz-Brüx-Komotauer Revier — der Kleinbetrieb dominant. Vielfach wurde auch nur zu Konjunkturzeiten abgebaut, wobei der Raubbau zu Verlusten von bis zu 70 Prozent der Kohlesubstanz führte²². Auch Fremdkapital spielte eine große Rolle: in Kladno schon sehr früh französisches und Wiener Bankkapital und in den Braunkohlegebieten vor allem deutsches und englisches. Bei jenen Becken, die erst mit Beginn der sechziger Jahre aufgeteilt wurden, vermochte sich auch das mittlere deutsch-böhmische Bürgertum einzukaufen. Der Absatz der Kohle hing vor allem mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes eng zusammen, da die Bahn sowohl Verbraucher als auch Transporteur war. Als weitere Abnehmer waren die Zucker- und Glasindustrie sowie die Eisenwerke, die in diesem Zeitraum praktisch keine Holzkohle mehr verwendeten, von Bedeutung. Exporte, insbesondere von Braunkohle, gingen vorwiegend an die benachbarten deutschen Industriegebiete. Die Konzentration der Bergbaue begünstigte ein seit 1854 wirksames Berggesetz. Den Aufstieg der Kohleförderung vermochte nicht einmal die große Krise zu bremsen; die Braunkohleexporte steigerten sich sogar noch. Verschiedene Abnehmer fielen zwar aus, dafür waren andere gezwungen, auf

²⁰ K á r n í k o v á : Vývoj uhelného průmyslu 334—339.

²¹ P u r š : Použití parních strojů, Tabelle X.

²² Der Bergwerksbetrieb 1855, S. 103.

ein preisgünstigeres Heizmaterial überzugehen. Dementsprechend ist in der Krise der Steinkohleanteil an der Gesamtproduktion laufend zurückgedrängt worden. Auch strukturell kam es zu Verschiebungen. So mußte Kladno seine führende Rolle im böhmisch-mährischen Raum an Mährisch-Ostrau abgeben. Pilsen, das zu Beginn des Berichtszeitraumes noch keine Verbindung zu den größeren Industriezentren hatte und deshalb geringere Zuwachsraten verzeichnete, gelang es dann in den sechziger Jahren, wieder Terrain zu gewinnen; in der Folgezeit verlor jedoch das Pilsner Steinkohlerevier wegen Erschöpfung seiner Lager an Bedeutung.

b) *Metallbergbaue*. Innerhalb der in Böhmen abgebauten Metalle spielte Eisen die bedeutendste Rolle. Jedoch war das phosphorhaltige böhmische Erz vor Erfindung des Thomasverfahrens und dessen Umsetzung in die Praxis (seit 1881) wenig verwertbar. Ende der fünfziger Jahre wurden etwa zwei Drittel des erforderlichen Roheisens aus England eingeführt. Obgleich die Einfuhrzölle ursprünglich hoch lagen und erst später stark reduziert wurden, kam englisches Eisen in der Produktion den heimischen Hochöfen häufig billiger als heimische Erze (trotz geringerer Transportkosten)²³. Von den übrigen Bergbauen hatten vor allem Zinn und Graphit sowie Alaun und Vitriolschiefer, Schwefel und Blei eine gewisse Bedeutung.

2. Die Eisen- und Metallerzeugung

a) *Die Eisenwerke*. Die Anzahl der in Betrieb befindlichen Hochöfen schwankte im Berichtszeitraum zwischen 44 und 57. Der Höchststand von 57 existierenden Hochöfen wurde 1862 erreicht, jedoch standen von diesen 44 still. Die Konjunkturen und Krisen der Eisenindustrie sowie der Konzentrationsprozeß lassen sich auch an den Beschäftigtenzahlen, beziehungsweise an den Preisen für Schmiede- und Gußeisen ablesen. Die Arbeiterzahl sank vom Jahre 1851 bis 1857 von etwa 3400 auf 2700 ab. Im Jahre 1871 wurde dann ein Höchstbeschäftigtenstand von etwa 6700 Arbeitern erreicht, der sich bis 1875 auf 3500 reduzierte²⁴.

Die Preise von Schmiede- und Gußeisen stiegen von 1851 bis 1858 kontinuierlich an und fielen danach — mit geringfügigen Schwankungen und mit Ausnahme eines kräftigen Preisanstieges am Anfang der siebziger Jahre — bis zu einem absoluten Tief im Jahre 1875 ständig. Der Höchstpreis für Schmiedeeisen betrug im Jahre 1858 pro Tonne 66,3 Gulden, der Tiefstpreis im Jahre 1875 52,2 Gulden. Bei Gußeisen lag ebenfalls im Jahre 1858 der Höchstpreis pro Tonne bei 114,2 und der Tiefstpreis bei 63,8 Gulden im Jahre 1875²⁵.

Die Gesamtproduktion konnte vom Anfang der fünfziger Jahre bis zum Ende der sechziger Jahre mehr als verdoppelt werden. Der im Jahre 1873 erreichte Höchststand von über 70 000 Tonnen verringerte sich dann infolge der Krise um

²³ Sto let Kladenských železáren [Hundert Jahre Kladnoer Eisenwerke]. Prag 1959, S. 8.

²⁴ Retrospektivní statistika, Tabelle Nr. 5 a. — Eine sehr ähnliche Preisentwicklung, nur mit leicht abweichenden Spitzen- und Tiefstwerten, stellt Kořan fest: Kořan, Jan: Vývoj výroby železa v českých zemích v období průmyslové revoluce [Entwicklung der Eisenerzeugung in den böhmischen Ländern im Zeitalter der industriellen Revolution]. Prag 1976, S. 283.

²⁵ Retrospektivní statistika, Tabelle Nr. 5 a.

etwa 20 000 Tonnen. Zur Eisenproduktion der österreichischen Reichshälfte steuerte Böhmen im Berichtszeitraum im Schnitt etwa 20 Prozent bei ²⁶.

Konkurrenz- und leistungsfähig waren nur die großen Unternehmen wie Kladno und mit etwas geringerer Bedeutung Teplitz, in denen moderne technische Neuerungen wie etwa das Bessemer-Verfahren eingeführt werden konnten. Charakteristisch für das Nachhinken der anderen böhmischen Eisenwerke ist die Tatsache, daß im Zeitraum von 1866 bis 1875 die Zahl der Puddelöfen um 50 Prozent anstieg, während in Westeuropa auf Bessemerbirnen umgestellt wurde. So gab es in Böhmen im Jahre 1875 36 Holzkohlehochöfen und nur vier mit Koks betriebene. Als Gründe für die Rückständigkeit der böhmischen Eisenproduktion können erstens die schlechte Qualität des heimischen Eisens mit seiner Phosphor- und Schwefelhaltigkeit sowie zweitens die zu wenig verkoksbare Kohle angesehen werden; drittens auch der langsame Übergang auf die Kokserzeugung und viertens der wegen reichlich vorhandener Wasserkraft — die allerdings (wie zum Beispiel 1868) in Trockenzeiten ausfiel und zu Produktionsrückgängen führte — nur zögernd vorgenommene Übergang zum Dampfantrieb. Erst in der „großen Depression“ waren die böhmischen Eisenwerke aus Konkurrenzgründen gezwungen, technische Innovationen einzuführen und zur Dampfkraft überzugehen. Anfang der achtziger Jahre gelang es dann, dank des Thomasverfahrens die heimischen Eisenvorräte zu nützen, und diese Entwicklung brachte in der Folge eine Verschiebung des Schwer gewichtes der Eisenproduktion vom Alpenraum nach Böhmen ²⁷.

b) *Maschinenindustrie.* Die Maschinenindustrie entwickelte sich in Böhmen im Laufe der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre. Von diesem Zeitpunkt an wurden Maschinen durch Maschinen erzeugt. Konzentriert waren diese Fabriken vor allem in Prag oder auch in Pilsen, also größeren städtischen Ballungszentren. Bedeutende Impulse erhielt dieser Produktionszweig von der Zuckerindustrie, der Spirituserzeugung sowie der Bierbrauerei. Es gelang vor allem in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, mit Geräten und Maschinen für die Lebensmittelindustrie auch größere Exporterfolge zu erzielen, jedoch mußten andererseits Spezialmaschinen vorwiegend für die Textilerzeugung weiter eingeführt werden. Obwohl im Laufe der sechziger Jahre der inländische Maschinenmarkt durch heimische Produktion hätte gedeckt werden können, bestanden doch Hindernisse für eine generell zufriedenstellende Entwicklung dieser Sparte. Eines der wesentlichsten Hemmnisse war der schon erwähnte Mangel an geeigneten Rohstoffen, da zwei Drittel des Roheisens aus England eingeführt werden mußten ²⁸.

3. Stein-, Erde- und Tonindustrie

a) *Porzellanfabriken.* Wichtigstes Zentrum dieses Industriezweiges war der Raum um Karlsbad, wo sich im Jahre 1856 von 13 Fabriken der Monarchie neun

²⁶ E b e n d a.

²⁷ Sto let Kladenských železáren 73.

²⁸ V r b o v á, Pavla: Hlavní otázky vzniku a vývoje českého strojírenství do roku 1918 [Die bedeutendsten Fragen der Entstehung und Entwicklung der böhmischen Maschinenindustrie bis zum Jahre 1918]. Prag 1959. — P u r š, Jaroslav: The Industrial Revolution in the Czech Lands. In: Historica. Bd. 2. Prag 1960, S. 255 f.

mit 2000 Arbeitern befanden. Erst seit der zweiten Hälfte der sechziger Jahre kam es zum Einsatz von Dampfmaschinen und zu einer Massenerzeugung von weniger wertvollem Steingut. Der Absatz der Karlsbader Waren hing eng mit dem Kur- und Restaurationsbetrieb zusammen.

b) *Glasindustrie.* Die Industrialisierung der Glasproduktion und Glasveredelung zeigt eine große Ähnlichkeit mit der Entwicklung der Textilindustrie. Während einige Sparten der Erzeugung bereits mechanisiert waren, dominierte in anderen die Heimarbeit. Noch Anfang der siebziger Jahre verwendete die Mehrzahl der böhmischen Glashütten Holz als Brennstoff und Kohle konnte sich nur in den bedeutendsten Glasindustriezentren im Norden und im Nordwesten Böhmens durchsetzen. In den fünfziger und sechziger Jahren wurde zu etwa gleichen Teilen (über 40 Prozent) Hohl- und Tafelglas produziert, während die Spiegel- und die Bijouteriewarenherstellung zusammengenommen etwa 12 Prozent der gesamten Glasherstellung ausmachte²⁹. Während die alten Glashütten inmitten von Wäldern lagen und von den Grundherren betrieben wurden, hatten jetzt die Glasfabriken ihre Standorte bei Kohlelagern und Eisenbahnanschlüssen und wurden von kapitalistisch organisierten Firmen mit zumeist wesentlich mehr Beschäftigten geführt. Die Hausindustrie spielte vor allem bei der Glasveredelung, beim Glasschleifen und -gravieren eine bedeutende Rolle. Böhmische Glaswaren wurden hauptsächlich innerhalb Euopas abgesetzt, aber auch nach Süd- und Nordamerika, Mittelasien, China, Indien und Afrika exportiert.

c) *Baumaterialien.* Ziegel und Kalk wurden in Böhmen bis in die sechziger Jahre zumeist in Handwerksbetrieben in kleinen Feldöfen gebrannt. Voraussetzung für eine industrielle Ziegelerzeugung ist der Ringofen, der erst 1858 patentiert wurde und in Böhmen in den sechziger Jahren noch unbekannt war. Einer der ersten Ringöfen wurde 1870 in Smíchov gebaut und in Betrieb genommen³⁰. In Österreich-Ungarn stieg die Produktion von Zement zwischen 1860 und 1870 auf mehr als das Siebenfache, während in Böhmen der Aufschwung erst Anfang der siebziger Jahre einsetzte³¹. In mehreren kleinen Fabriken wurden im böhmischen Raum feuerbeständige Materialien aus Schamotte hergestellt. Interessant ist, daß in Böhmen in der Glas-, Stein- und Erdindustrie am Ende der Periode fast 40 Prozent aller in der österreichischen Reichshälfte in diesem Produktionszweig eingesetzten Dampfmaschinen in Betrieb standen³².

4. Die chemische Industrie

Die chemische Industrie Böhmens hatte eine günstige Ausgangsposition durch das Vorkommen von Schwefel, Kohle und anderen Grundstoffen sowie wegen der großen Nachfrage nach ihren Produkten seitens der Landwirtschaft, des Bergbaues und der Industrie, insbesondere der Farbstoffwerke für die Textilindustrie. Bereits Ende der vierziger Jahre wurden Superphosphate aus Knochenmehl als künstlicher Dünger hergestellt und in den fünfziger Jahren entstanden einige Fabriken für die

²⁹ Mrázek 162.

³⁰ Vilikovský 117.

³¹ Mrázek 221.

³² Purš: Použití parních strojů, Tabelle X.

Erzeugung von Pottasche zu Reinigungszwecken. Erst die Einfuhr von zollfreiem Salz aus Deutschland ermöglichte die Erzeugung von Salzsäure, Schwefelsäure und Chlorkalk, die seit 1856 von dem in Aussig gegründeten „Österreichischen Verein für chemische und metallurgische Produktion“ — einem der bedeutendsten Betriebe Mitteleuropas — hergestellt wurden³³. Neben der Zündwarenindustrie erlangte die Dynamitproduktion in Zámek bei Bohnitz, initiiert von A. Nobel, einige Bedeutung³⁴. Ein Novum war die Gaserzeugung, die immer mehr an Bedeutung gewann.

5. Nahrungs- und Genußmittelindustrie

a) *Bierbrauereien*. Die Bierbrauerei war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im wesentlichen grundherrschaftlich organisiert und diente als Nebenerwerb. Das hier hergestellte obergärige Bier wurde im lokalen Bereich konsumiert. Ausnahmen bildeten nur große Brauhäuser wie z. B. das in Pilsen, die auch imstande waren, qualitativ hochwertiges untergäriges Bier herzustellen. Voraussetzungen für die moderne Brauindustrie waren die Zerschlagung der alten Grundherrschaft (1848), der Verlust der alten Braugerechtigkeit (1869) sowie die Produktion von untergärigem Lagerbier, das zum Unterschied von den bisher nur lokal und zeitlich begrenzt verwendbaren obergärigen Bieren versandfähig war. Die moderne Bierherstellung erforderte nicht nur eine adäquate Lagerhaltung und damit den Ausbau von großen Kellern und deren Kühlung, sondern auch den Einsatz von Dampfmaschinen. Das obergärige Bier, welches zu Beginn der fünfziger Jahre noch marktbeherrschend war, wurde im Jahre 1874 nur mehr in vier Brauereien hergestellt, während im gleichen Jahr bereits 918 Betriebe untergäriges Bier produzierten³⁵.

b) *Spiritusbrennereien*. Spiritus, beziehungsweise Weingeist, wurde aus Getreide, Kartoffeln und Melasse hergestellt. Im Jahre 1848 zählte man in Böhmen 40 fabrikmäßige Brennereien, denen 705 gewerbliche und 370 bäuerliche Brennereien gegenüberstanden. Insgesamt läßt sich für Böhmen ein gewaltiger Rückgang der Brennereien zwischen 1848 und 1878 beobachten. Während zu Beginn der Periode noch etwa tausend Betriebe bestanden, waren es am Ende derselben nicht einmal mehr 300. Belebend auf das Entstehen von neuen Großbrennereien wirkte sich in den Gründerjahren die damalige Steuergesetzgebung aus. Die Steuer wurde nach der Größe des Gärungsraumes und der Dauer des Gärungsprozesses ohne Berücksichtigung des Alkoholgehaltes bemessen. Das hatte zur Folge, daß der Gärungsprozeß von ursprünglich 40 Stunden bis auf 24 reduziert wurde. Da die Alkoholgrade nicht berücksichtigt wurden, erzeugte man anstelle von 75prozentigem Alkohol 95prozentigen. So wirkte die Steuergesetzgebung als wichtiger Innovationsfaktor³⁶.

c) *Mühlenbetriebe*. Die böhmischen Mühlen arbeiteten zunächst fast ausschließlich für den Inlandsbedarf, der sich jedoch allmählich steigerte. Eine rationellere

³³ Die chemische Fabrik in Aussig. Aussig 1901.

³⁴ Purš: The Industrial Revolution 260.

³⁵ Vilikovský 688.

³⁶ E b e n d a 739 ff. — M r á z e k 213.

Produktion erlaubten die Einführung neuer Reinigungsgeräte für Getreide, der Einsatz von Dampfkraft und ein verbesserter Transport von Mahlgetreide. Obwohl die Zahl der Dampf- und Kunstmühlen im Berichtszeitraum rapide auf 210 im Jahre 1875 anstieg, standen diesen noch 7000 Wassermühlen gegenüber. In den Mühlenbetrieben — zum Unterschied von den Zuckerfabriken und Brauereien — konnten sich in dieser Epoche keine umwälzenden Erfindungen durchsetzen. Die erste fabrikmäßige Erzeugung von hochwertigen Mühlsteinen erfolgte zu dieser Zeit in Pardubitz, später ging man auch zur Herstellung von Kunststeinen, teilweise unter Verwendung von Zement, über. Innerhalb der Nahrungsmittelindustrie Böhmens war hier, abgesehen von der Zuckerindustrie, die zweitstärkste Kapitalakkumulation tschechisch-bürgerlicher Unternehmer anzutreffen ³⁷.

d) *Die Zuckerindustrie.* Bis 1855 war die Einfuhr von Rohrzucker aus den Kolonien noch immer im Ansteigen und erreichte einen Höhepunkt mit 826 000 Zentnern ³⁸. Die Änderung des Zollsystems von 1850 mit der Aufgabe des Prohibitivsystems begünstigte die großen und benachteiligte die kleinen Fabrikanten. Infolgedessen gingen von 1851 bis 1855 sieben Zuckerfabriken ein, während gleichzeitig zwölf Neugründungen erfolgten ³⁹. Im Jahr 1857 war zum ersten Mal der Zeitpunkt erreicht, wo die heimische Zuckerrübenproduktion größer war als die Einfuhr, und seit Ende der fünfziger Jahre konnte man nicht nur den heimischen Markt vollständig beliefern, sondern darüber hinaus auch noch exportieren ⁴⁰. Ab 1850 wurde der Dampfbetrieb immer häufiger und im Jahre 1859 gab es unter 60 böhmischen Zuckerfabriken nur mehr zwei ohne Dampf ⁴¹. Insgesamt wurden von 1848 bis 1867 62 neue Zuckerfabriken in Böhmen gegründet, während im gleichen Zeitraum 12 andere geschlossen werden mußten ⁴². Der Anteil der böhmischen Länder an der Weltproduktion hatte im Jahre 1856 8,9 Prozent betragen und erhöhte sich bis 1862 auf 12,3 Prozent. Die Zuckerrübenanbaufläche stieg in Böhmen von 1853 bis 1869 von 4800 Hektar auf 64 400 Hektar ⁴³. Eine derart starke Ausweitung konnte in Böhmen vor allem deshalb vollzogen werden, weil die Zuckerfabriken selbst über den notwendigen Grund und Boden verfügten, während in den Alpenländern die Bauern als Produzenten erst gewonnen werden mußten. Sie glaubten ursprünglich, daß die Zuckerrübe schädlich für den Boden sei und ließen sich erst in den sechziger Jahren zu deren Anbau in größerem Umfang bewegen ⁴⁴. Die rasche Produktionssteigerung führte 1858/59 zur ersten Absatzkrise wegen Überproduktion. Die Folge war wohl ein spürbares Sinken der Zuckerpreise, je-

³⁷ H a m p l o v á, Magdalena: Mlýnářství v druhé polovině 19. století [Die Mühlenindustrie in der 2. Hälfte d. 19. Jh.]. Phil. Diss. Prag 1974, S. 46 und 52 ff.

³⁸ V i l i k o v s k ý 120.

³⁹ E b e n d a 121.

⁴⁰ D u d e k, František: Vývoj českého cukrovarnictví do roku 1872 [Die Entwicklung der böhmischen Zuckerindustrie bis zum Jahre 1872]. Phil. Diss. Prag 1974, S. 255.

⁴¹ Ř í h a, Oldřich: Počátky českého cukrovarnictví [Die Anfänge der böhmischen Zuckerindustrie]. Prag 1876, S. 166.

⁴² M r á z e k 165.

⁴³ E b e n d a.

⁴⁴ D i v i š, J. V.: Příspěvky k dějinám průmyslu cukrovarnického v Čechách [Beiträge zur Geschichte der Zuckerindustrie in Böhmen]. Kolin 1891, S. 114 f.

doch war kein Eingehen von Zuckerfabriken und kein Rückgang der Produktionsmenge zu verzeichnen. Der Gewinn in der Zuckerfabrikation war ursprünglich sehr hoch, da für die Zuckerrüben nur etwa ein Viertel des Preises von Rohzucker aufgewendet werden mußte. Die Gehaltskosten der Arbeiter lagen etwa bei zehn Prozent des Umsatzes⁴⁵. Die Arbeiterzahl in der Zuckerfabrikation erhöhte sich von 1850 bis 1867 von 5260 auf 19 750 und schnellte in den folgenden fünf Jahren auf mehr als 40 000 Arbeiter hinauf⁴⁶. Seit 1860 gab es staatliche Ausfuhrprämien, die im Jahre 1864 wegen der bestehenden Überproduktion im Inland erhöht wurden. Nach 1865 kam es zu einer neuerlichen Steigerung der Produktion, weil die Möglichkeit zur Ausfuhr von Zucker in den Balkan, nach Italien, Frankreich und England gegeben war. Immer häufiger entstanden in diesem Bereich Aktiengesellschaften. Die allererste wurde 1863 gegründet, zehn Jahre später bestanden bereits 84, das war die Hälfte aller in Böhmen bestehenden Zuckerfabriken⁴⁷. Zwischen 1862 und 1864 waren 26 Versuche zur Gründung weiterer Fabriken auf Aktienbasis unternommen worden, davon wurden allerdings nur sechs realisiert⁴⁸.

In den Gründerjahren kam es zu einem gewaltigen neuerlichen Industrialisierungsboom. So entstanden allein in den Jahren 1870/71 60 neue Fabriken. Parallel zu dieser Entwicklung verringerte sich der Produktionsanteil der kleineren Fabriken am Gesamtvolumen des erzeugten Zuckers. Die große Krise von 1873 traf auch die Zuckerproduktion. Der Preis des Zuckers fiel, es kam zu Hilfsaktionen der großen Zuckerverbände. Man überlegte, wie man die Qualität der Erzeugnisse, die oft noch zu wünschen übrig ließ, heben könnte⁴⁹. Von den 165 bestehenden Zuckerfabriken waren etwa 62 Prozent Aktiengesellschaften und davon wieder fast die Hälfte in tschechischem Besitz⁵⁰. Die Hälfte der Aktiengesellschaften wechselte den Besitzer und ein Viertel überlebte die Krise nicht⁵¹.

Die raschen Fortschritte der Zuckerindustrie waren vor allem einer Reihe epochaler Erfindungen zu verdanken. Im Jahre 1862 haben Hugo Jelinek und Friedrich Frey zur Reinigung des Rübensaftes die Saturation erfunden. Vier Jahre später entwickelte Julius Robert die Diffusion der Rübenschnitzel anstelle des bisher geübten Pressens des Rübenbreies und vereinfachte das Eindampfen des Saftes. Diese und weitere technische Neuerungen wurden sehr rasch durch Fachzeitschriften verbreitet und in der Produktion angewandt.

⁴⁵ Mrázek 166.

⁴⁶ Louženský, Zdeněk: Rozvoj cukrovarnictví v 60. letech 19. století a dovršení průmyslove revoluce [Die Entwicklung der Zuckerindustrie in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts und der Höhepunkt der Industriellen Revolution]. Diplomarbeit. Prag 1958, S. 121. — Mrázek 166.

⁴⁷ Vilikovský 895.

⁴⁸ Dudek: Diss. 258.

⁴⁹ Diviš, J. V. / Neumann, K. C.: Příspěvky k dějinám průmyslu cukrovarnického v Čechách. Spolek cukrovníků východních Čech [Beiträge zur Geschichte der Zuckerindustrie in Böhmen. Verein der Zuckerproduzenten Südböhmens]. Pardubitz 1894, S. 48.

⁵⁰ Dudek: Diss. 261.

⁵¹ Diviš / Neumann: Příspěvky 11.

6. Die Holzverarbeitende Industrie

Aufgrund des Holzreichtums Böhmens entstanden zahlreiche Brettsägen, die zum Großteil als bäuerliches Kleingewerbe geführt wurden. Bereits am Anfang der Epoche bestanden einige Möbel- sowie Parkett- und Fußbödenfabriken⁵². Jedoch erst der Aufschwung der Städte sowie der rasch fortschreitende Eisenbahnbau führten zu einer Ausweitung der Industrie und zur Gründung von großen Holzverarbeitenden Betrieben. Im Zuge dieser Entwicklung begannen große Sägewerke, ausgestattet mit Zirkularsägen und Dampfmaschinen, an Bedeutung zu gewinnen. Am raschesten vermochte sich die Dampfmaschine im Prager und Reichenberger Handelskammerbezirk durchzusetzen⁵³.

7. Die Papiererzeugung

Der große Aufschwung in diesem Produktionszweig ist vor allem auf den verbreiteten Absatz von Zeitungen, Büchern und auch durch die steigende Nachfrage nach Papier seitens der Administrative und der Schulen zurückzuführen. Die bedeutendsten Neuerungen in diesem Produktionszweig waren der Einsatz von Maschinen, die die manuelle Arbeit verdrängte, sowie die Verwendung von Dampfmaschinen als Antriebskraft. Der Rohstoff jedoch blieb bis in die siebziger Jahre gleich, obwohl zahlreiche Versuche unternommen wurden, die immer teurer werdenden Fetzen und Hadern durch andere Stoffe wie Pulverholz, Heu, ja sogar Zuckerrübenschnitzel (allerdings bereits 1838) zu ersetzen⁵⁴. Erst Ende der siebziger Jahre gelang die Erfindung des Holzschliffpapiers (Natronzellulose), die sich auch nur langsam durchsetzte.

Im Jahre 1860 gab es bereits 14 moderne Maschinenpapierfabriken, davon neun allein im Reichenberger und die restlichen im Prager und Budweiser Handelskammerbezirk. Innerhalb der drei darauffolgenden Jahre erhöhte sich die Zahl der Papierfabriken auf 26⁵⁵. Die Preise der Rohstoffe waren bereits in den fünfziger Jahren um 60—80 Prozent gestiegen, hinzu kam der Mangel an Hadernsammlern, die sich lieber bei den einträglicheren Eisenbahnbauten anwerben ließen. Eine zweite Preissteigerung um etwa 25—30 Prozent erfolgte in den Jahren 1865 bis 1870, während der Papierpreis nur um etwa 15—20 Prozent angehoben werden konnte⁵⁶. Allerdings gab es schubweise größere Rohstoffimporte aus Ländern mit weniger Papiermühlen (wie z. B. Ungarn); dies löste eine neuerliche Reihe von Konjunkturgründungen aus.

8. Textilindustrie

Die Textilindustrie verlor im Berichtszeitraum gegenüber der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gemessen an der gesamten Industrieproduktion, stark an Bedeu-

⁵² Otruba / Kropf: Bergbau und Industrie 165 f.

⁵³ Přehled československých dějin [Überblick über die tschechoslowakische Geschichte]. Teil 2: 1849—1918. Bd. 1: 1848—1900. Prag 1960, S. 314.

⁵⁴ Heřtová, Yvette: Průmyslová revoluce v českém papírnictví [Die Industrielle Revolution in der böhmischen Papierindustrie]. Diplomarbeit. Prag 1958, S. 66.

⁵⁵ E b e n d a 113.

⁵⁶ E b e n d a 93, 110, 113.

tung. So schätzt Purš, daß die Textilindustrie 1841 noch über 58 Prozent der Industrieproduktion der böhmischen Länder ausmachte, während es im Jahre 1880 nur mehr etwa 40 Prozent waren⁵⁷. Seit 1850 wurde die Finalproduktion weitgehend mechanisiert. Im Jahre 1876 war in der Textilindustrie etwa ein Viertel der Dampfmaschinen Böhmens im Einsatz, jedoch mit ca. einem Drittel der Pferdestärken⁵⁸. Die Schwerpunkte der Textilindustrie befanden sich an der Nordgrenze Böhmens mit einer zunehmenden Konzentration im nördlichen Reichenberger Handelskammerbezirk, weiters in Prag und Umgebung sowie in Teilen Südböhmens.

Bei der Baumwollindustrie und Kattundruckerei überwog bereits in den fünfziger Jahren die maschinelle Erzeugung. Anstelle der Klein- und Mittelbetriebe traten in zunehmendem Maße Großbetriebe hervor. Bei der Baumwollweberei hingegen wurde der maschinelle Erzeugungsprozeß erst in den sechziger und siebziger Jahren bedeutsam. Hausindustrie und Lohnweberei — zu immer niedrigeren Hungerlöhnen — hielten sich in Böhmen aus drei Gründen besonders lange: erstens, weil hier die verschiedenen Textilsparten wie Schafwolle, Leinen, gemischte Produktion auf engstem Raume beieinanderlagen und in Krisensituationen die arbeitslosen Weber abwechselnd versorgten; zweitens konnte infolge der reichlich vorhandenen Wasserkräfte die Aufstellung von Dampfmaschinen und eine kapitalintensive Mechanisierung nur langsam fortschreiten, vor allem deshalb, weil eine Reservearmee billiger Lohnarbeiter die Unternehmer solche Risiken scheuen ließ, und drittens, weil die frühen Maschinen nur festes Garn zu verarbeiten vermochten⁵⁹. In der ersten Hälfte der sechziger Jahre unterblieb infolge des amerikanischen Bürgerkrieges und des Ausbleibens von Rohbaumwolle ein weiterer Ausbau dieser Sparte. Es trat eine Stagnation in der Mechanisierung ein. Die Leistungsfähigkeit der Webstühle stieg ständig. Zahlenmäßig läßt sich ein Anstieg von 1860 bis 1866 um 16 Prozent pro Jahr feststellen. Der Wert der Produktion im gleichen Zeitraum nahm jedoch um 110 Prozent zu. Im Jahr 1860 erzeugten die mechanischen Webstühle 35 Prozent der Produktion. Im Jahre 1866 überragte die Baumwollproduktion der mechanischen Webstühle bereits jene der manuell betriebenen Webstühle⁶⁰. Ende der sechziger Jahre hatte die maschinelle Baumwollindustrie gesiegt. Nach Purš hatte zu diesem Zeitpunkt die Industrielle Revolution auf diesem Gebiet ihren Höhepunkt erreicht. Ein ähnlicher Prozeß läßt sich auch bei den mechanischen Spinnereien feststellen. Während die Spindelzahl von 1844 bis 1854 um 23 Prozent anstieg, erhöhte sie sich bis 1871 um etwa 56 Prozent. In Zahlen ausgedrückt stellte dies eine Vermehrung der Spindeln von 449 906 auf 705 279 im letztgenannten Zeitraum dar⁶¹. Damit hatte sich die Entwicklung in Böhmen in diesem Zeitraum wesentlich rascher vollzogen als in Niederösterreich. Die Gründe dafür lagen in der Verwendung amerikanischer Baumwolle, die direkt über Hamburg elbeaufwärts importiert werden konnte, der Nähe der Kohlenlager in Böhmen, den niedrigeren

⁵⁷ Purš: K otázce průmyslové revoluce, Tabelle III und XVIII.

⁵⁸ Ders.: Použití parních strojů, Tabelle X.

⁵⁹ Bráf, Albin: Studien über nordböhmische Arbeitsverhältnisse. Prag 1881, S. 128.

⁶⁰ Mrázek 156.

⁶¹ Přehled dějin 304.

Löhnen und der Tatsache, daß ein Teil der niederösterreichischen Fabriken ihre Garne zur Weiterverarbeitung nach Böhmen sandte. Böhmische Baumwollwaren wurden auch exportiert, von 1861 bis 1870 jährlich im Durchschnitt 1150 Tonnen⁶². Siebzig Prozent dieser Spindeln befanden sich im Jahre 1871 im Reichenberger Raum. Die Auswirkungen der großen Krise in der Baumwollspinnerei führten zu einer Stagnation in deren weiteren Entwicklung. Zwischen 1871 und 1876 ist die Anzahl der Spindeln in ganz Böhmen nur von 705 279 auf 742 263 angestiegen. Die Baumwollweberei dürfte von der großen Krise weniger berührt worden sein. So bestanden in Reichenberg im Jahre 1866 26 Webereien, die über 4360 Beschäftigte und über 30 Dampfmaschinen verfügten. Bis 1878 erhöhte sich die Zahl der Webereien auf 93 mit 24 681 Arbeitern und die Anzahl der Dampfmaschinen auf 81⁶³.

In der Schafwollverarbeitung und Tuchindustrie, in der die Mechanisierung später als in den Baumwollfabriken Eingang fand, zeigte sich im Berichtszeitraum eine gegenüber der Baumwollerzeugung weiter rückläufige Tendenz. Bis Ende der fünfziger Jahre war die Mechanisierung wohl in weiten Bereichen der Spinnerei, aber noch lange nicht in der Weberei abgeschlossen. Zentrum dieser Industriesparte war der Raum Reichenberg, der allerdings in Brünn eine zunächst überlegene Konkurrenz hatte. Im Jahre 1866 existierten in Reichenberg und Umgebung 19 Fabriken, davon sieben Großbetriebe, die allein fast die Hälfte aller Arbeiter beschäftigten und Waren im Werte von 2,3 Millionen Gulden erzeugten. Dem gegenüber wurden von allen gewerbsmäßig geführten Betrieben in diesem Raum Waren im Werte von 7,7 Millionen Gulden erzeugt⁶⁴. Der Gewerbebetrieb konnte sich gegenüber der Konkurrenz der kapitalstärkeren Fabriken infolge geringer Lohnkosten und bescheidenerer Investitionen erfolgreich wehren, obwohl im Zeitraum von 1852 bis 1879 die Zahl der selbständigen Handwerksmeister von 740 auf 315 abnahm⁶⁵.

Bei der Leinenerzeugung machte sich der technische Fortschritt nur langsam bemerkbar. In der Spinnerei wurden die wichtigsten Erfindungen erst Ende der vierziger Jahre gemacht und erst in den fünfziger Jahren fabrikmäßig angewendet. Bei der mechanischen Weberei traten diese Fortschritte überhaupt erst in den siebziger Jahren ein. In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre hatte sich in der Flachs- und Jutespinnerei bereits die Mechanisierung durchgesetzt, während es bei der Weberei erst im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zur überwiegend maschinellen Produktion kam. Die Wiege der modernen österreichischen Leinenindustrie war Trautenuau. Im Jahre 1878 gab es in der gesamten Donaumonarchie erst 500 mechanische Leinenwebstühle gegenüber 60 000 manuell betriebenen⁶⁶. Der Aufschwung der Leinenindustrie hing ebenfalls eng mit der Baumwollkrise zusammen. In Reichenberg erhöhte sich in der Zeit von 1866 bis 1878 die Anzahl der Spindeln um

⁶² Mrázek 157.

⁶³ Mrázek 214 f. — Bráf 126.

⁶⁴ Purš: K otázce průmyslové revoluce 107.

⁶⁵ Ebenda.

⁶⁶ Ebenda 111 f.

fünf Prozent⁶⁷. Dann allerdings trat in der Leinenindustrie wieder eine Stagnation ein. Nur durch den Ausfall von Betrieben erhöhte sich die Zahl der Spindeln und Arbeiter pro Unternehmen.

Die Seidenfabrikation hat in Böhmen mit Ausnahme von Prag niemals größere Bedeutung erlangt, obwohl man immer wieder versuchte, sie zu beleben⁶⁸. Die österreichische Seidenfabrikation verlor mit den italienischen Provinzen (1859, 1866) auch ihre Rohstoffbasis. Hinzu kam die Lebensmittelteuerung in Wien, so daß Seidenfabrikanten seit den sechziger Jahren ihre Erzeugungsstätten in verstärktem Maße in die böhmischen Länder verlegten. Die neuangelegten Fabriken wurden von Anfang an maschinell modernst ausgestattet. Dennoch gab es in den siebziger Jahren in Böhmen noch doppelt so viele Handseidenwebstühle wie mechanische. Die Produktion der mechanischen Stühle war aber wesentlich höher als die der übrigen. Außerdem gab es noch eine Reihe von gemischten Textilbetrieben in Böhmen; zu den bedeutendsten gehörte die Erzeugung von Strümpfen und Wirkwaren im Raume von Asch. Zur Zeit der Baumwollkrise sank in diesem Raum die Zahl der Arbeiter stark. Von 1860 bis 1866 verringerte sich die Beschäftigtenzahl von 6240 auf 3923⁶⁹. Weiters war Böhmen wegen seiner Hut- und Handschuerzeugung berühmt. In Strakonitz gab es Fezfabriken, im Erzgebirge war vor allem die Spitzenklöppelei zuhause.

Die mit der Textilindustrie in engstem Zusammenhang stehenden Stoffdruckfabriken und Färbereien verdankten ihren Aufschwung nicht zuletzt dem Fortschritt in der chemischen Industrie.

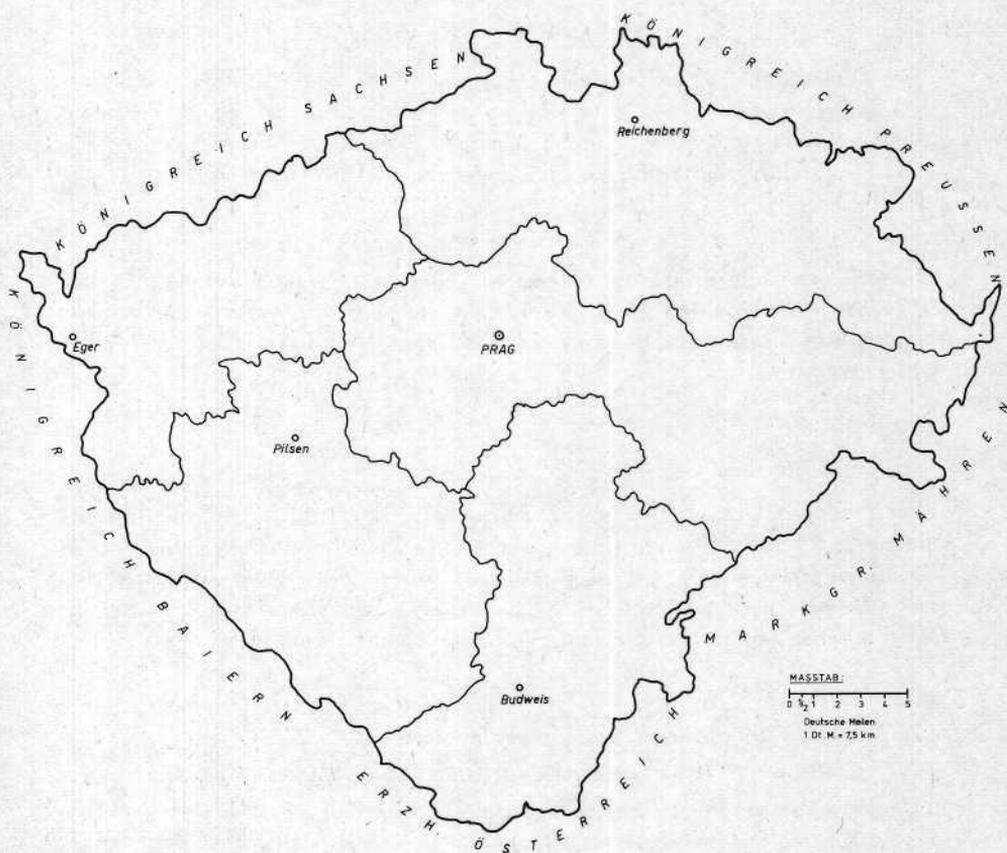
Die größten und leistungsfähigsten Dampfmaschinen gab es vor allem in der Textilindustrie, die bereits frühzeitig einen hohen Mechanisierungsgrad aufwies. Im Jahre 1852 arbeiteten in der böhmischen Textilindustrie 68 Dampfmaschinen mit einer Leistung von 1582 PS. Bis zum Jahre 1863 erhöhte sich die Zahl der Maschinen auf 234 mit 5486 PS und bis zum Jahre 1876 stieg die Zahl der Dampfmaschinen auf 597 mit einer Leistung von 18 459 PS an. Die Textilindustrie Böhmens war, verglichen mit der der österreichischen Reichshälfte, von Anfang an sehr stark mechanisiert. Bereits am Anfang des Berichtszeitraumes standen in den böhmischen Textilfabriken 50 Prozent der in diesem Industriezweig in Zisleithanien eingesetzten Maschinen und am Ende dieser Periode konnte der Anteil sogar auf fast 60 Prozent ausgeweitet werden⁷⁰.

⁶⁷ Mrázek 217.

⁶⁸ Wlaschek, Rudolf M.: Seide in Böhmen und ihre Industriebetriebe in Nordostböhmen. BohJb 18 (1977) 68—95.

⁶⁹ Mrázek 217.

⁷⁰ Purš: Použití parních strojů, Tabelle X.



Einteilung Böhmens in Handelskammerbezirke

Die Handelskammerbezirke Böhmens unter Berücksichtigung ihrer wichtigsten Betriebe

Handels- und Gewerbekammern sind in Frankreich bereits im 17. und 18. Jahrhundert nach Zurückdrängung der Zünfte entstanden. Im Kaisertum Österreich wurde der erste Schritt zur Konstituierung der Kammern im Revolutionsjahr 1848 gemacht:

Erlaß des Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten vom 15. December 1848,

erlassen für Niederösterreich, Oberösterreich, Böhmen, Mähren und Schlesien, Steiermark, Galizien, Illirien, Tirol und Vorarlberg unterm obigen Datum; für Dalmatien unterm 25. December 1848,

enthaltend die auf Grundlage des Beschlusses des hohen Ministerrathes vom 3. October 1848 erlassenen provisorischen Bestimmungen in Betreff der Errichtung von Handelskammern.

Errichtung der Handelskammern.

Der Ministerrath hat sich, bei dem dringenden Bedürfnisse in Wien und mehreren Provinzialstädten baldigst Handelskammern ins Leben zu rufen, veranlaßt gefunden, die nachstehenden Bestimmungen in Wirksamkeit treten zu lassen, welche bis zur Feststellung eines Handelskammergeetzes durch den hohen Reichstag zu gelten haben.

§. 1.

Handelskammern in ihrer unmittelbaren Unterordnung unter dem Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten sind in allen Orten der Monarchie, wo sie durch eine ausgedehnte Gewerbs- und Handelsthätigkeit bedingt werden, zu errichten.

Bestimmung derselben.

§. 2.

Die Handelskammern, als berathende Institute, haben im Allgemeinen die Bestimmung: Wünsche und Vorschläge über alle Gewerbs- und Handelszustände in Verhandlung zu nehmen, und über erhaltene Aufforderung, oder auch ohne dieselbe, ihre Ansichten und Gutachten für die Erhaltung und Förderung des Gewerbsfleißes und des Verkehres, zur Kenntniß der Behörden zu bringen.

§. 3.

Zu ihrem Wirkungskreise gehören insbesondere:

- a) Vorschläge zur Verbesserung der Handels- und Gewerbsgesetzgebung;
- b) Anträge über die Mittel zur Beförderung und Belebung der Gewerbe und des Handels und zur Beseitigung der Ursachen, welche die Fortschritte in denselben hemmen;
- c) die Erstattung von Auskünften und Berichten an die Behörden über auf Handel und Industrie Bezug habende Angelegenheiten;
- d) die Verfassung von Nachweisungen über den Stand der Gesamt-Industrie und der dabei beschäftigten Personen;
- e) die Mitwirkung bei der Regelung des Zoll-Tarifes;
- f) Vorschläge über Ernennungen von Consuln, Handels-Agenten und Sensalen, sowie auch zur Errichtung von Consulaten, Börsen und öffentlichen auf Handel und Gewerbe Bezug habenden Anstalten;
- g) die Erstattung von Gutachten, über Sensarien und andere Auslagen für öffentliche im Interesse der Industrie und des Handels aufgestellte Personen;
- h) die Berechtigung, mittelst Correspondenz sich mit den Behörden und andern Handelskammern über Verbesserungen in Gewerbs- und Handelsangelegenheiten in Verbindung zu setzen;
- i) die Verpflichtung, spätestens im Monate März jeden Jahres einen ausführlichen Bericht über den Zustand und den Gang der Industrie und des Handels des abgelaufenen Jahres, an das Handels-Ministerium zu erstatten.

Diesem Erlaß folgte ein Gesetz von Handelsminister Bruck vom 18. März 1850, welches bis zum Jahre 1868 Gültigkeit hatte. Das neue Gesetz (vom 29. Juni 1868) brachte als wesentlichste Änderung die Wiedereinsetzung der Handels- und Gewerbekammern als beratende Organe, die verpflichtet waren, die Regierung regelmäßig über Wirtschaftsfragen zu informieren, wogegen die Regierung allerdings nicht mehr verpflichtet war, die Kammern bei wirtschaftspolitischen Änderungen anzuhören⁷¹.

In der gesamten Monarchie wurden Anfang der fünfziger Jahre 60 Handels- und Gewerbekammern konstituiert. Sie hatten große politische Bedeutung, weil nach dem Oktoberdiplom von 1860 den Handels- und Gewerbekammern die Möglichkeit gegeben war, Abgeordnete zu den Landtagen zu wählen. Durch das Februarpatent von 1861 wurde dieses Recht auch dahingehend erweitert, daß sie Abgeordnete in das Parlament wählen durften. Die Abgeordneten gehörten zumeist den Kreisen der deutschen Großbourgeoisie an und hatten aufgrund der „Wahlgeometrie“ — gemessen an ihrer Zahl — einen überhöhten Einfluß, der von tschechischer Seite wiederholt kritisiert wurde⁷².

In Böhmen wurden fünf Handelskammerbezirke eingerichtet: Budweis, Pilsen, Eger, Reichenberg und Prag, deren Grenzen mehrfach umstritten waren und verändert wurden. Bei diesen Grenzziehungen spielten in späterer Folge nationale Auseinandersetzungen eine wichtige Rolle. Dies ging in den achtziger Jahren so weit, daß die Tschechen einen weiteren Handelskammerbezirk vehement forderten⁷³.

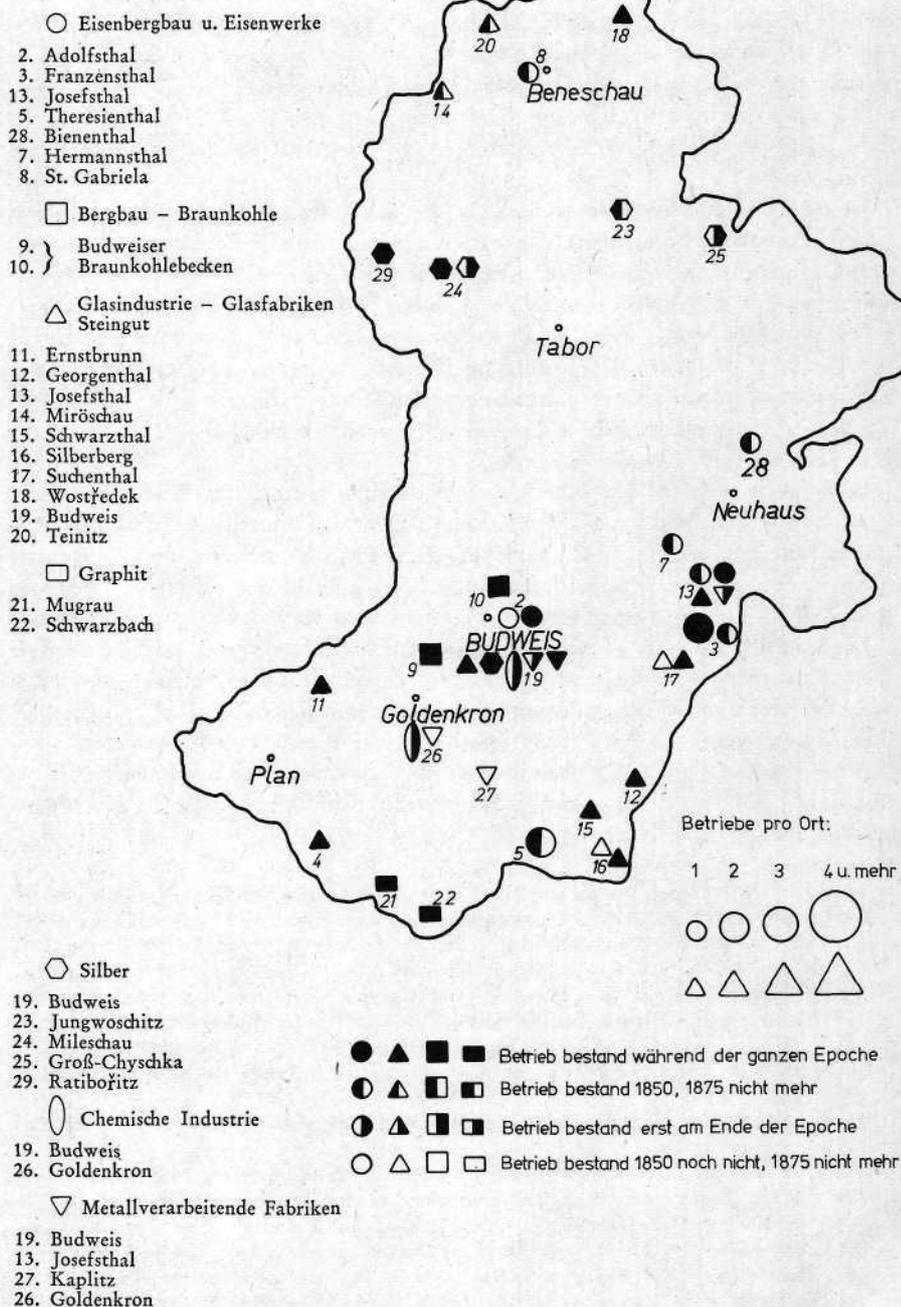
Die von den Kammern herausgegebenen Berichte bilden die Grundlage der folgenden Betrachtung, wobei insbesondere auf einzelne größere Betriebe, deren Besitzer und auf die wichtigsten Daten hinsichtlich der Beschäftigtenzahl und Produktion eingegangen wird⁷⁴. Weiters existieren von diesen Handelskammern Stiftungsprotokolle, zum Teil Abhandlungen über durchgeführte Enquêtes zur Wirtschaftslage, aber auch zur sozialen Frage der Beschäftigten sowie Rechenschaftsberichte über längere Zeiträume.

⁷¹ Nejedlá, Oldřiška: *Soupis publikací obchodních a živnostenských komor v českých zemích pro léta 1850—1947* [Zusammenstellung der Publikationen der Handels- und Gewerbekammern in den böhmischen Ländern für die Jahre 1850—1947]. In: *Průmyslové oblasti*. Bd. 2. Troppau 1969, S. 226—267.

⁷² Bachmann, Harald: Die Handels- und Gewerbekammern Prag und Reichenberg und der bürgerliche Wirtschaftsnationalismus als sozialgeschichtliches Problem. *BohJb* 14 (1973) 278 f. — Horská-Vrbová, Pavla: K otázce vzniku české průmyslové buržoazie [Zur Frage der Entstehung der tschedischen Industriebourgeoisie]. *ČSCH* 10 (1962) 257—284.

⁷³ Jodl, Josef: Zur Einteilung der Handels- und Gewerbekammern in Böhmen. Prag 1885.

⁷⁴ Wobei sowohl im Text als auch in den Industriekarten nur Betriebe berücksichtigt wurden, die als „Industrieunternehmen“ angesehen werden können, d. h. mehr als 20 Arbeiter beschäftigten oder durch die Qualität bzw. die Quantität ihrer Produktion besonders hervortraten. Die topographischen Darstellungen sind als Entwicklungskarten konzipiert, die — aus Signaturgründen — nur über die Lebensdauer des Industrieunternehmens, nicht aber über dessen Größe Auskunft geben können. Großbetriebe werden folglich in der Karte nicht zusätzlich gekennzeichnet, werden aber im Text vollständig angeführt und sind so für den interessierten Leser durch die Gliederung nach Handels- und Gewerbekammern leicht auffindbar.



Karte 1: Handelskammerbezirk Budweis

1. Handelskammerbezirk Budweis

Braunkohle wurde vor allem bei Budweis im Grottauer Becken abgebaut. Im Jahre 1877 arbeiteten hier etwa 400 Bergleute, das waren 3 Prozent der Braunkohlenknappen Böhmens, die 0,9 Prozent der Braunkohleförderung Böhmens erzielten. Seit Budweis Kreuzungspunkt zweier Hauptverkehrslinien geworden war, kam es zu einer großen Produktionssteigerung von 43 321 Zentnern im Jahre 1870 auf 410 000 Zentner im Jahre 1875. Diese etwa zehnfache Produktionssteigerung brachte aber nur eine siebenfache Ertragssteigerung (Wert 1875: 28 700 Gulden)⁷⁵. Die Braunkohle konnte sich zunächst wegen des billig zur Verfügung stehenden großen Holzreichtums nicht durchsetzen. Nach einem kurzen Aufschwung in den siebziger Jahren erlitt die Braunkohle dann schwere Einbußen durch die Konkurrenz der Pilsner Steinkohle und später der nordböhmischen Braunkohle. Wegen ihrer schlechten Brennqualitäten war ihre Verwertung unter Berücksichtigung der Frachtkosten nur in nächster Umgebung rentabel.

Im Süden von Budweis existierten mehrere kleine, nur für den lokalen Bedarf arbeitende Eisenbergbaue, und zwar in Adolfsthal, Franzensthal, Josefsthal und Theresienthal⁷⁶. Mit dem Bau der Kronprinz-Rudolf- und Kaiserin-Elisabeth-Bahn und wegen der Konkurrenz des steirischen Eisens mußten alle diese Bergbaue 1873 eingestellt werden. Die Beschäftigtenzahl dieser im Niedergang befindlichen Bergbaue schwankte stark und erreichte nur 100 bis 200 Knappen. Graphit wurde durch Fürst Schwarzenberg in Schwarzbach abgebaut, die Firma Eggert und Co. und ein Mugrauer Wirtschaftsbesitzer förderten es in Mugrau und die St. Wenzels-Zeche in Stuben⁷⁷. Von 1866 bis 1875 wurde die Förderung vervierfacht, was weniger auf eine Erweiterung der Gruben als vielmehr auf eine Intensivierung des Abbaus zurückzuführen war. Im Jahre 1874 trat ein erheblicher Preisverfall ein. Der Aufschwung der Produktion zwischen 1866 und 1870 führte zu einer Steigerung von 145 000 auf 350 000 Zentner und bis 1875 sogar auf über 700 000

⁷⁵ Die Handels- und Gewerbekammerberichte werden in den Anmerkungen jeweils nur einmal zitiert, um den wissenschaftlichen Apparat nicht überflüssig zu belasten. Daten, die ohne Fußnoten im Text stehen, sind den mit den nebenstehenden Jahresangaben korrespondierenden Berichten entnommen; da die für diesen Aufsatz herangezogenen und analysierten Handels- und Gewerbekammerberichte meist aus detailliert gegliederten Tabellen bestehen, ist die Überprüfbarkeit gegeben. Bericht der Handels und Gewerbekammer in Budweis über Industrie, Handel und Verkehr in den Jahren 1871—1875. Budweis 1879.

⁷⁶ Balling, Carl J.N.: Die Eisenerzeugung in Böhmen geschichtlich, statistisch und nach ihren gegenwärtigen Betrieben dargestellt, sowie mit kritischen Bemerkungen begleitet. Prag 1849, S. 14. — Schmidt von Bergenhold, Johann Ferdinand: Übersichtliche Geschichte des Bergbau- und Hüttenwesens im Königreich Böhmen von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, nebst einer Geschichte der einzelnen noch in Betrieb stehenden wie auch aufgelassenen montanistischen Unternehmungen in diesem Lande. Prag 1873, S. 263, 283. — Hain, Joseph: Handbuch der Statistik des österreichischen Kaiserstaates. 2 Bde. Wien 1852/53, S. 190. — Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Budweis über Industrie, Handel und Verkehr in den Jahren 1857, 1858, 1859 und 1860. Budweis 1863. — Bericht . . . in den Jahren 1861 bis 1866. Budweis 1867.

⁷⁷ Schmidt von Bergenhold 239 ff. — Hain 201.

Zentner. Hauptabnehmer des Graphits war die Hardtmuthsche Bleistiftfabrik in Budweis. Der einstmals wichtige Silberbergbau wird im Berichtszeitraum zwar noch erwähnt, jedoch scheinen zumeist keine konkreten Angaben über den Umfang der Betriebe auf. Am bedeutendsten dürfte noch der Silber- und Bleibergbau des Fürsten Schwarzenberg in Ratiboritz gewesen sein⁷⁸. 1866 bis 1870 werden, als neu im Aufbau begriffen, eine St. Elias-Gesellschaft und der Bergbau Josef Wang in Velká im Taborer Kreis genannt. Als ein weiterer bedeutender Fundort scheint Mileschau im Besitz von E. T. Kittl auf, der über fünf Dampfmaschinen verfügte und 161 Personen beschäftigte.

Die Eisenschmelzhütten mußten meist ihren Hochofenbetrieb einschränken, weil bei den hohen Frachtkosten, dem teuren Brennmaterial und der Konkurrenz in der Roheisenproduktion keinerlei Gewinnchancen bestanden. Besser erging es den Eisenfrischhütten und Raffinierwerken, die zumeist fremdes Roheisen verarbeiteten. Der Niedergang spiegelt sich vor allem in den Arbeiterzahlen wider, bei den Eisenschmelzhütten sinkt die Zahl der Arbeiter zwischen 1871 und 1875 von 161 auf 52, während sich bei den Eisenfrischhütten und Raffinierwerken der Arbeiterstand von ursprünglich 142 auf 177 erhöhte. Wurden in den Eisenschmelzhütten ursprünglich noch Roheisen, Guß aus Erzen, Umguß, Gußware und appretierte Gußware hergestellt, so waren es zum Schluß nur mehr Gußeisen aus Umguß und ordinäre Gußwaren. Als einzige dieser Hütten hat Josephsthal Ende der sechziger Jahre auf Koksfeuerung umgestellt. Eisenwerke, die keine Eisenfrischhütten oder Raffinierwerke angeschlossen hatten, gingen überhaupt zugrunde, z. B. St. Gabriela bei Beneschau im Jahre 1866, Theresienthal bei Neubistritz 1857 und Hermannsthal am Anfang der sechziger Jahre. Der bekannte Wiener Bankier, Freiherr Rudolf von Geymüller, hatte Hermannsthal bereits an T. H. Swoboda verpachtet. Zuletzt beschäftigte dieser Bergbau nur mehr 39 Personen. Im Jahre 1847 errichtete Johann Stegmann in Budweis eine Metallwarenfabrik, nachdem man ihm deren Gründung in Prag verweigert hatte⁷⁹. Im Jahre 1859 erbaute Albert von Strandl ebenfalls in Budweis eine Maschinen-, Nägel- und Drahtstiftenfabrik, die bei ihrer Gründung 64 Arbeitskräfte einstellte. In Goldenkron bestand den gesamten Berichtszeitraum hindurch die Maschinenfabrik des Peter Steffens, die über 70 Arbeiter zählte. Steffens hatte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, da sein Betrieb in einer Kleinstadt lag und ihm unter anderem die geeigneten Arbeitskräfte fehlten. Deshalb riet ihm auch die Kammer in den siebziger Jahren, die Produktion nicht zu erweitern. Eine vierte große metallverarbeitende Feinswalzwerk-, Drahtzug- und Drahtnäselfabrik wurde 1870 in Josephsthal neu errichtet. Sie zählte 32 Beschäftigte, darunter fünf Frauen und fünf Kinder. Ihr Produktionswert betrug 73 000 Gulden, ihr Rohmaterial bezog sie aus dem dort gelegenen Eisenwerk.

Im Jahre 1846 verlegte Carl Hardtmuth⁸⁰ wegen Teuerung der Brennstoffe und

⁷⁸ Schmidt von Bergenhold 201 ff. — Hain 167. — Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Budweis über Industrie, Handel und Verkehr in den Jahren 1854, 1855 und 1856. Budweis 1858.

⁷⁹ Fünfzig Jahre Arbeit 1847—1897. Budweis 1897.

⁸⁰ Zur Person Josef Hardtmuths siehe Mentischl, Josef / Otruba, Gustav: Österreichische Industrielle und Bankiers. Wien 1965, S. 47—50.

hoher Arbeitslöhne seine Steingutfabrik von Wien nach Budweis. Bei der Gründung verfügte er über 60 Arbeiter, vier Brennöfen, eine Dampfmaschine und 25 Drehscheiben. Im Jahre 1861 zählte das Unternehmen 100 Beschäftigte, im Jahre 1875 waren es bereits 266, darunter 116 Frauen und 16 Kinder. Der Wert der Produktion betrug im Jahre 1870 für die 11 000 Zentner Ware an die 200 000 Gulden. Eine zweite Steingutfabrik betrieb Fürst Lobkowitz in Teinitz mit nur 24 Arbeitern. Das Unternehmen wird in den siebziger Jahren nicht mehr erwähnt⁸¹.

Ein relativ bedeutender Produktionszweig dieses Bezirkes waren die Glashütten und Glasraffinerien. Acht Unternehmen bestanden während des gesamten Berichtszeitraumes, zwei wurden neu gegründet (Suchenthal und die Hütte Bonaventura in Silberberg) und eine der alten Hütten in Miröschau wurde 1874 eingestellt. Einer der bedeutendsten Unternehmer war Karl Stölzle, der die Hütten in Suchenthal und Georgenthal betrieb. Graf Buquoy beschäftigte in Silberberg und Bonaventura über 200 Arbeitskräfte an vier Glas-, einem Streck-, vier Kühl- und vier Tamperöfen. Graf Buquoy besaß eine weitere Hütte mit etwa 50 Beschäftigten in Schwarzhthal. Meyer's Neffen in der Glasfabrik Ernstbrunn verfügten über eine eigene Dampfmaschine und zählten 110 Beschäftigte. Im Jahre 1873 wurden im Budweiser Kreis 12 679 Zentner Kristall-, Schleif- und Kreidenglas, 9750 Zentner Hohl- und Bouteillenglas und 9598 Zentner Weißglas und grünes Tafelglas hergestellt. Trotz der Krise sank die Produktionsmenge bis 1875 nur unwesentlich.

In der chemischen Industrie existierten größere Unternehmen nur auf dem Sektor der Zündwarenproduktion, die allerdings im Berichtszeitraum infolge von Zoll-erhöhungen in Amerika und bedeutender in- und ausländischer Konkurrenz erhebliche Exportschwierigkeiten hatte. Die beiden großen Firmen Pollak & Fürth beschäftigten am Anfang der sechziger Jahre 700 Arbeiter, darunter 120 Kinder, und erzeugten Produkte im Wert von 180 000 Gulden. Im Jahre 1871 arbeiteten immerhin noch über 400 Arbeiter, die 4250 Zentner Zündwaren herstellten. Bis 1875 sank deren Zahl auf 205, wobei sich die Produktionsmenge um 2000 Zentner verringerte. Charakteristisch ist, daß in der großen Krise in erster Linie eher männliche Arbeitskräfte abgebaut wurden, während die Frauen- und Kinderarbeit fast in vollem Umfang erhalten blieb. Die Zündwarenfabrik Pollak bestand in Budweis seit 1854 als Zweigniederlassung einer Wiener Firma. Die ihr durchaus ebenbürtige Zündwarenfabrik in Goldenkron gehörte Bernhard Fürth.

In Budweis bestanden mehrere holzverarbeitende Betriebe, darunter eine Parkettfabrik, die am Ende der sechziger Jahre an die 100 Personen beschäftigte, und eine Holzimprägnierungsanstalt, die erst 1874 gegründet wurde und auch über eine Dampfmaschine mit 10 Pferdestärken verfügte; weiters zwei Goldleisten- und Rahmenerzeugungen, die zusammen über 100 Arbeiter beschäftigten und einen Produktionswert von rund 60 000 Gulden erreichten. In den sechziger Jahren betrieb Fürst Schwarzenberg in Krumau eine Brettsäge, die 1870 44 Arbeiter beschäftigte und einen Produktionswert von 61 000 Gulden erzielte. Im Jahre 1869 wurde eine neue Brettsäge in Platz gebaut, die 44 Arbeiter beschäftigte und 1870 einen Produktionswert von 110 000 Gulden erarbeitete. Bereits zu Beginn der fünfziger

⁸¹ Die Großindustrie Österreichs. 6 Bde. Wien 1898, hier Bd. 2, S. 87.

Jahre begann Hardtmuth in Verbindung mit seiner Budweiser Bleistiftfabrik mit der industriellen Erzeugung von elastischen Rechentafeln. Diese Fabrik beschäftigte ca. 20 Arbeiter und erzielte 1860 einen Produktionswert von 8000 Gulden. Ab 1881 führte Carl Hardtmuth die Budweiser Bleistiftfabrik allein, hatte jedoch später in seinem Sohn Franz einen technisch geschulten Mitarbeiter, der sich vor allem auch auf dem Gebiet der Ofenfabrikation einen Namen machte, indem er als erster Öfen und Kamine mittels Formen herstellte⁸². Die Jahresproduktion der Budweiser Bleistiftfabrik wurde kontinuierlich erhöht, von 80 000 Gros Bleistifte im Jahre 1866 bis auf 130 000 im Jahre 1870. Der Höchststand war 1873 mit 150 000 erreicht, während dann infolge der Krise die Produktion auf 120 000 Gros zurückging. Der Wert der Produktion betrug 1870 260 000 Gulden. Am Anfang der fünfziger Jahre waren hier 140 Arbeiter beschäftigt⁸³, Mitte der sechziger Jahre fast 200 und 1870 370. Die große Krise wirkte sich auch auf den Beschäftigtenstand aus, der im Jahre 1875 auf 330 sank (darunter 190 Frauen und 45 Kinder). Auch hier waren die männlichen Arbeitskräfte am stärksten von der Krise betroffen. Die Firma besaß Niederlassungen in Wien, Prag, Budapest, London, Dresden und Mailand.

Im Budweiser Kreis blieb die Zahl der Bierbrauereien von Mitte der sechziger bis Mitte der siebziger Jahre konstant. Im Taborer Kreis fiel die Zahl der Bierbraustätten im gleichen Zeitraum von 99 auf 93 ab. Im Jahre 1866 wurden in beiden Kreisen 18 936 Eimer Lagerbier erzeugt, und diese Produktion wurde bis 1875 auf 41 656 Eimer erhöht. Bei Schankbier erhöhte sich die Erzeugung von 521 071 auf 720 377. Die drei größten Braustätten befanden sich in Budweis, Krumau und Wittingau, wobei die beiden letzteren Fürst Schwarzenberg gehörten. Budweis allein erzeugte im Jahre 1870 über 50 000 Eimer und beschäftigte über 30 Arbeiter. Spiritusbrennereien bestanden vor allem im Taborer Kreis, weil dort in großem Umfang Kartoffeln auf schlechtem Boden angebaut wurden und daher so am besten verwertbar waren. Zwischen 1866 und 1870 fiel die Anzahl der Taborer Spiritusbrennereien von 77 auf 68. Im Budweiser Kreis sank die Anzahl von 17 auf 16. Im Taborer Kreis wurden 1875 92 Spiritusbrennereien gezählt gegenüber 18 im Budweiser Kreis. Die Produktion an Spiritus betrug im Kammerbezirk 1875 76 190 Eimer. Erwähnenswert ist nur die Brennerei in Neuhaus.

Ende der sechziger Jahre erfolgte ein Aufschwung in der Mühlenindustrie. So wurden 1869 in Beneschau und 1873 in Borotín Kunstmühlen gegründet. Im Jahre 1870 wurde die erste und im Berichtszeitraum einzige Dampfmühle in Wittingau errichtet, welche 23 Beschäftigte zählte. Der Beschäftigtenstand der Mühlenindustrie der beiden Bezirke erhöhte sich zwischen 1871 und 1875 von 98 auf 125. Zuckerfabriken bestanden in Budweis und Konopischt. Die Budweiser Fabrik wurde 1873 als bäuerliche Aktiengesellschaft gegründet, ging aber dann 1876 käuflich an Fürst Schwarzenberg über⁸⁴. In Konopischt gründete Graf Lobkowitz 1849

⁸² E b e n d a 49 f.

⁸³ Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer in Budweis über Industrie, Handel und Verkehr im Jahre 1853. Budweis 1854. Festschrift hrsg. anlässlich des hundertjährigen Bestandes der Firma L. & C. Hardtmuth in Budweis. Budweis 1890.

⁸⁴ Großindustrie Österreichs V (1898), 167 f.



Karte 2: Handelskammerbezirk Budweis

eine Fabrik, die bereits 1851 aus 40 180 Zentnern Rüben Zucker erzeugte⁸⁵. 1865 betrug der Produktionswert 75 000 Gulden. Im Jahre 1875 verarbeiteten beide Fabriken 36 550 Doppelzentner Rüben, woraus sie 83 Doppelzentner Farin, 3301 Doppelzentner Rohzucker und 1280 Doppelzentner Melasse herstellten. Eine 1841 erwähnte Rüben-Sirup-Fabrik in Mühlhausen bei Tabor verarbeitete noch 1853 5900 Zentner Rüben, dürfte aber dann in den fünfziger Jahren eingegangen sein. Ihr Besitzer war der Prämonstratenser-Orden und sie beschäftigte 50 Arbeiter⁸⁶.

Die Tabakfabrik in Budweis war seit März 1872, die in Tabor seit Mai des gleichen Jahres in Betrieb. Ursprünglich beschäftigten sie 1057 Arbeitskräfte, davon 1014 Frauen, die aus Tabakblättern diverse Zigarren im Wert von 158 835 Gulden verfertigten. Bis 1875 verminderte sich die Beschäftigtenzahl auf 951. Der Wert der Produktion stieg jedoch auf 720 234 Gulden.

Die beiden bedeutendsten Papierfabriken bestanden in Roth-Řečitz⁸⁷ und in Krumau. Letztere gehörte ursprünglich Theodor Pachner Ritter von Ennsdorf, der diese als Papiermühle gegründet hatte. 1859 wurde sie durch Ignaz Spiro erworben und in eine Papierfabrik umgewandelt. Ein Brand von 1866 vernichtete sie vollständig, so daß sie völlig neu aufgebaut werden mußte. Ignaz Spiro hatte bereits vorher 1843 die Papiermühle Roth-Řečitz gepachtet, die er später auch käuflich erwarb. 1870 kaufte Spiro auch die „Pötschmühle“ bei Krumau und richtete dort eine Holzschleiferei ein⁸⁸. Außerdem entstanden in Pflanzan und in Rosenberg Anfang der siebziger Jahre weitere Fabriken. Von 1871 bis 1875 vergrößerte sich die Anzahl der Beschäftigten in diesen Papierfabriken von 270 auf 282, darunter waren im Jahre 1875 124 Frauen und 13 Kinder. Die Fabriken in Krumau und Roth-Řečitz besaßen je eine Dampfmaschine von 15 bzw. 20 Pferdekraften. Erzeugt wurde Zucker-, Pack-, Druck- und ordinäres Schreibpapier. Die einzige bedeutende Buchdruckerei gehörte A. Landfraß und Sohn in Neuhaus. Sie beschäftigte 1870 55 Personen, darunter 12 Frauen und sieben Kinder, ihr Produktionswert betrug 30 000 Gulden. Kleinere gewerbliche Buchdruckereien existierten in Budweis, Krumau, Neuhaus und Tabor.

Die Textilindustrie war in diesem Bezirk noch relativ bedeutend, verglichen mit dem gesamtböhmischen Raum allerdings bescheiden. Die größte Baumwollspinnerei bestand in Rozkosch und gehörte der Firma Ludwig Langs Söhne. Sie wurde vor 1836 gegründet. Zu Beginn der sechziger Jahre zählte sie 324 Arbeiter, 1865 mußte sie für kurze Zeit stillgelegt werden. Bis 1870 sank die Zahl der Arbeiter auf 260 ab und es waren nur mehr 11 880 Spindeln in Betrieb. Sie erzeugte Garne im Werte von 262 000 Gulden⁸⁹. Die zweite Baumwollspinnerei war die k. k. landesbefugte Leopoldsthaler in Brodetz, die 1839 gegründet worden war⁹⁰. Sie verfügte über eine Dampfmaschine und zwei Jonvalsche Turbinen und beschäftigte 1879 182 Arbeiter. Sie erzeugte Wollgarn im Werte von 374 000 Gulden. Im sel-

⁸⁵ E b e n d a III, 107.

⁸⁶ D i v i š: Příspěvky 113, 116.

⁸⁷ Großindustrie Österreichs V (1898), 47 f.

⁸⁸ E b e n d a.

⁸⁹ H a i n 304.

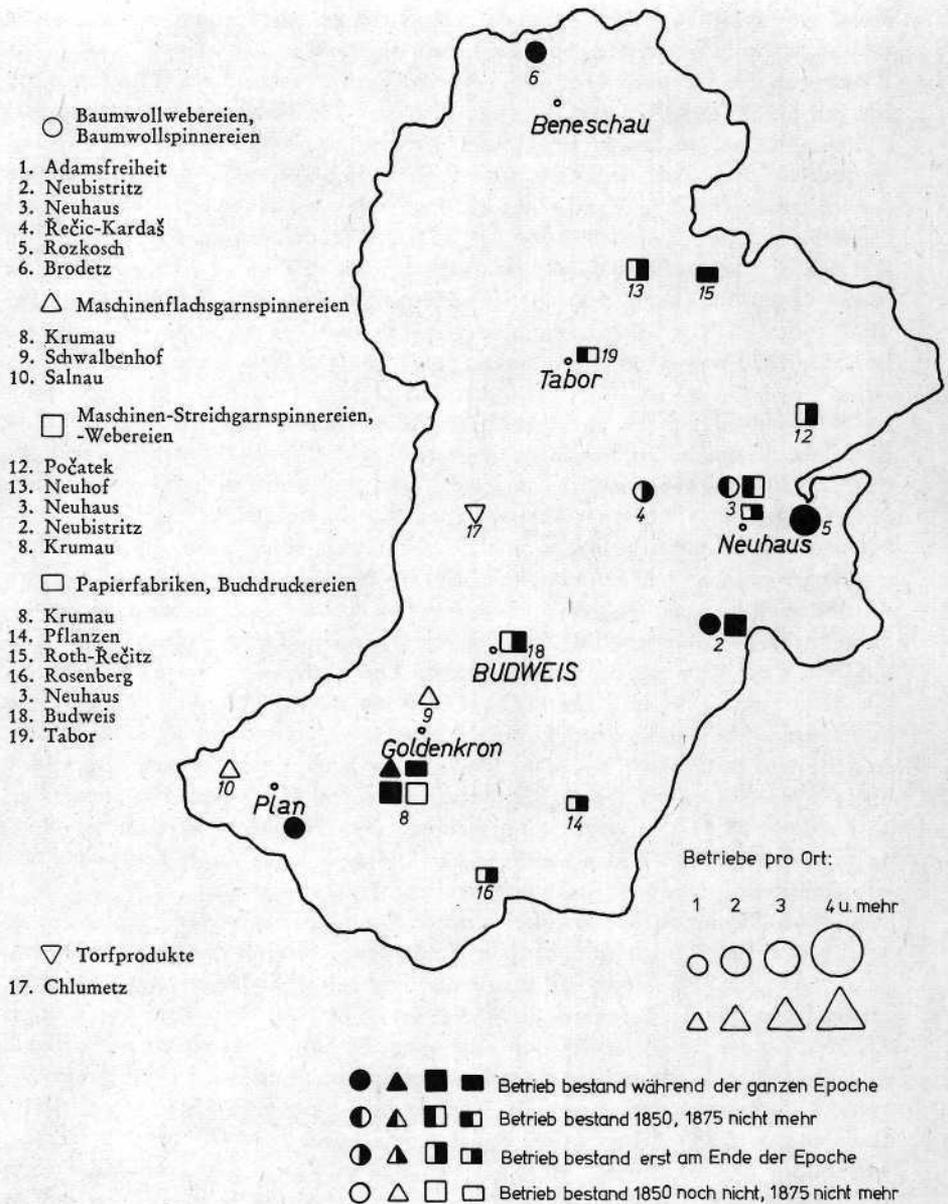
⁹⁰ E b e n d a.

ben Bezirk existierten fünf Baumwollwebereien, wovon die in Neuhaus in der Berichtszeit schließen mußte. Auch die Hausindustrie war hier weitverbreitet. Viele Weber wandten sich aber wegen des geringen Verdienstes anderen Tätigkeiten zu. Im Jahre 1871 beschäftigten die fünf Fabriken 706 Arbeitskräfte, wovon 506 männlich waren, und erzeugten Gradel, Barchent, Kottone, Croisé, Ripp, Kamertuch und schottische Stoffe im Wert von 350 500 Gulden. Trotz Krise konnten sowohl der Beschäftigtenstand wie auch die Produktion erhöht werden. Die Zahl der Arbeitskräfte stieg auf 796 und der Wert der Produktion auf 510 808 Gulden. Das größte Unternehmen betrieben Ludwig Langs Söhne in Rozkosch, wo sie bereits über eine Baumwollspinnerei verfügten. Anfang der sechziger Jahre beschäftigten sie 118 Arbeiter und erhöhten den Beschäftigtenstand bis 1870 auf 148. Im Jahre 1870 waren 101 Regulatoren und 51 Kraftstühle in Betrieb, die Kottone, Croisés und Gradel im Werte von 110 000 Gulden herstellten. Weitere Baumwollwebereien bestanden in Neubistritz, Adamsfreiheit und Řečic-Kardaš. Die Fabrik in Adamsfreiheit, wo in den sechziger Jahren etwa 200 Arbeiter und zusätzlich 420 Lohnweber beschäftigt waren, erzeugte vor allem Bett- und Kleiderstoff, Gradel und Barchent im Wert von etwa 100 000 Gulden.

Die Schafwollindustrie beschränkte sich im Kammerbezirk auf die Maschinenstreichgarnspinnerei und Streichgarnweberei. In Neuhaus, Neubistritz und Počátek existierten Webereien, während sich in Neuhof ein und in Krumau zwei kombinierte Betriebe befanden. Die Streichgarnspinnerei mußte besonders große Einbußen in Kauf nehmen. Den Berichtszeitraum überlebte nur ein Betrieb in Krumau. Die Beschäftigtenzahl sank von 1871 bis 1875 von 37 auf 24 und im gleichen Zeitraum verringerte sich der Produktionswert von 160 250 Gulden auf 42 750 Gulden. In der Streichgarnweberei war die wirtschaftliche Situation etwas besser. Von 1871 bis 1875 war ein leichter Anstieg der Arbeiterzahl von 436 (davon 159 Frauen und 13 Kinder) auf 447 zu verzeichnen, während der Produktionswert interessanterweise von 1 390 000 Gulden auf 985 000 Gulden sank. In dieser Sparte stellten, wie bereits erwähnt, nur Krumau und Neuhaus ihre Betriebe ein.

In der Leinenindustrie bestand eine große Maschinenflachs- und Hanfgarnspinnerei in Krumau⁹¹, die sich nahe dem Flachsangebaugebiet im Böhmerwald befand. Auch verkehrsmäßig wurde sie durch die Franz-Josephs-Bahn vom Feuerungsmaterial unabhängig. Bereits in den sechziger Jahren war diese Fabrik mit einem Kropfrad, einer Balanciermaschine und einer Hochdruckbalanciermaschine nach dem Wolschsystem auch technisch modernst eingerichtet und besaß 34 Spinnmaschinen, 24 Vorbereitungsmaschinen, 34 Feinspinnmaschinen und 5344 Garnspindeln. Sie beschäftigte 295 Arbeiter. Die Arbeiterzahl wurde bis 1870 auf 225 gesenkt, wobei noch 132 Frauen und 40 Kinder beschäftigt waren. Die Produktion hatte 1873 mit 346 000 Gulden ihren Höchstwert erreicht und sank dann in der großen Krise 1875 auf 270 000 Gulden, was dem Wert vom Jahre 1866 entspricht. Auch die Arbeiterzahl wurde auf 192 reduziert. Eine zweite, allerdings unbedeutende Flachs Zubereitungsanstalt in Salnau mußte 1866 aufgelassen werden. In Sternberg wurde eine gemischte Leinen- und Baumwollwarenfabrik von Norbert Langer

⁹¹ Großindustrie Österreichs IV (1898), 296.



Karte 3: Handelskammerbezirk Budweis

geführt, die eine große Damastwarenfabrikation betrieb, deren Artikel vor allem nach Amerika exportiert wurden ⁹².

Der Handelskammerbezirk Budweis war der ärmste in Böhmen und seine Industrialisierung blieb mit Ausnahme einiger Spezialerzeugungen wie der Hardtmuthschen Bleistiftfabrik, der Tabakverarbeitung, des Graphitbergbaues und einiger baumwollverarbeitenden Betriebe ziemlich bescheiden. Die Schafwollverarbeitung, die noch im Vormärz im Raum von Krumau und Budweis beträchtlich war, verlor — nicht zuletzt wegen des Rückgangs von Heeresaufträgen ⁹³ — völlig an Bedeutung. So wurde der Budweiser Handels- und Gewerbekammerbezirk — mit Ausnahme des kleinen Industriezentrums Budweis — zu einem der klassischen Depopulationsgebiete Böhmens, in dem die Auswanderung in den siebziger Jahren zu einer Massenerscheinung wurde ⁹⁴.

2. Handelskammerbezirk Pilsen

Das Pilsner Becken ist reich an Bodenschätzen, vor allem an Steinkohle, Blei, Eisenerzen und Vitriolschiefer. Allerdings ermöglichte erst der Ausbau der Eisenbahn Prag—Pilsen 1863 den wirtschaftlichen Aufschwung dieses Gebietes. Die Bergbauunternehmen hatten eine sehr solide Basis, Kapitalstärke und ein gutes Management und vermochten die große Krise rasch zu überwinden. Die Stagnation des Absatzes und die Preisreduktion wurden nur geringfügig verspürt. Der Steinkohlenbergbau hatte seine Hauptabsatzgebiete in den Industrien in Prag, Pilsen und Budweis, führte die begehrte Nürschauer Gaskohle aber auch nach Österreich und Ungarn sowie Passau, Nürnberg, Norddeutschland, Elsaß-Lothringen, in die Schweiz und nach Italien aus. Die Pilsner Ausfuhr machte zu Beginn der siebziger Jahre 95 Prozent der Gesamtausfuhr der Steinkohlenexporte aus ⁹⁵. Der Aufschwung läßt sich an der Arbeiterzahl und der Tonnenförderung deutlich ablesen. Im Jahre 1852 waren in den Pilsner Revieren 1286 Arbeiter beschäftigt, darunter 36 Frauen und 66 Kinder. Bis 1875 stieg diese Zahl auf 7961, darunter 813 Frauen und 226 Kinder. Die Produktionsmenge stieg von 1,4 Millionen Zentner im Jahre 1852 auf 8,3 Millionen im Jahre 1865, auf 12,7 Millionen im Jahre 1870 und auf über 17 Millionen im Jahre 1875. Der Produktionswert, der im Jahre 1870 erst 2,6 Millionen Gulden betragen hatte, stieg bis 1875 auf über vier Millionen Gulden ⁹⁶. Das Steinkohlevorkommen im Pilsner Becken war das bedeutendste in die-

⁹² E b e n d a 322 f.

⁹³ Přehled dějin 306.

⁹⁴ K á r n í k o v á : Vývoj obyvatelstva 180 f.

⁹⁵ K á r n í k o v á : Vývoj uhelného průmyslu 227.

⁹⁶ Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Pilsen an das hohe k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten über den Zustand der Industrial- und bürgerlichen Gewerbe des Handels und der Verkehrsmittel im Jahre 1852. Prag 1852. — Industrie-Statistik des Pilsener und Piseker Kreises. Hrsg. von der Handels- und Gewerbe-Kammer in Pilsen an die hochlöbliche k. k. statistische Central-Commission in Wien. Für das Jahr 1865. Pilsen 1866. — Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Pilsen an das hohe k. k. Handelsministerium über die volkswirtschaftlichen Zustände ihres Bezirkes und Communal-Statistik der königl. Kreisstadt Pilsen für das Jahr 1870. Pilsen 1872. — Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbe-

sem Revier. Die Förderung während des Jahres 1871 betrug über die Hälfte der Gesamtproduktion und nach der Krise sogar zwei Drittel. Die alten Unternehmen in diesem Raum waren die Prager Eisenindustriengesellschaft, die die Gruben bei Wilkischen, Blattnitz und Mantau betrieb, weiters die Gaskohleförderung des Pilsners Dr. Pankratz bei Nürschau, die Gruben der Herren Albrecht und Seifert bei Wilkischen und die des Adeligen Thurn und Taxis bei Littitz. Zu den neuen Unternehmen gehörte in erster Linie der Westböhmische Bergbau- und Hüttenverein mit Gruben bei Nürschau und Lihn. Unter seinem späteren Namen Westböhmischer Bergbau- und Aktienverein wurde er zur größten Gewerkschaft Pilsens und sogar ganz Böhmens. In den siebziger Jahren entstanden weitere Gewerkschaften, wie die Mantauer, die Littitzer und die Blattnitzer Gewerkschaft, letztere wurde dann später die zweitgrößte im Pilsner Raum. Den Großteil verkoksbarer Kohle bezog Böhmen aus dem Miröschauer Becken⁹⁷. Bereits 1857 begannen Fürst Fürstenberg und die Gewerkschaft Grimm-Jahnel mit der Produktion. Der große Aufschwung dieser Kohlevorkommen erfolgte aber erst nach 1868 mit der Gründung der Steinkohlenfördergesellschaft durch ein Brüner Konsortium unter E. Hering. Das drittbedeutendste Bergbaugesamt des Pilsner Kohlereviere befand sich bei Radnitz. Es umfaßte in den fünfziger Jahren noch etwa 45 Prozent des Pilsner Abbaues, ging aber bis 1871 auf ein Viertel seiner ursprünglichen Förderung zurück. Den größten Anteil von etwa 40 Prozent der Gesamtproduktion besaß der Chemie-Industrielle Johann David von Starck mit seinen Gruben, die sich unter anderem bei Wradowitz, Oberstupno und Křisch befanden. Er verwendete die Produktion vor allem für seine eigenen chemischen Werke. Ferner waren der Graf Sternberg mit der Grube bei Křisch und Baron Vrbno mit der Grube bei Oberstupno mit weiteren 40 Prozent beteiligt, so daß also nur mehr 20 Prozent für eine Reihe kleinerer Bergwerksgesellschaften übrigblieben.

Der Eisenbergbau konzentrierte sich ebenfalls im Raume um Pilsen. Im Jahre 1852 waren hier schon etwa 632 Leute beschäftigt und es wurde ein Umsatz von 70 000 Gulden erzielt. Für 1865 wird das Erzeugungsquantum mit 307 000 Zentnern im Wert von 34 140 Gulden angegeben. 1870 konnte die Produktion auf 419 000 Zentner gesteigert werden. Während der großen Krise hatte die Eisenproduktion stark abgenommen. Von 22 Unternehmen waren 1875 nur mehr sieben in Betrieb. Die Arbeiterzahl betrug 1875 303, die Produktionsmenge etwa 280 000 Zentner, was einen Wert von 50 000 Gulden ausmachte. Ein Abbau wurde bei Klabawa vom Grafen Waldstein betrieben und ein zweiter bei Rokytzan von der Stadtgemeinde⁹⁸. Bedeutend waren weiters Wradowitz und Wossek⁹⁹. Der Bleibergbau des Pilsner Kammerbezirkes konzentrierte sich um die Orte Mies und Ksčez. Bereits Anfang der fünfziger Jahre beschäftigte der Abbau ca. 440 Arbeiter. Die Produktionsmenge und auch der Erzeugungswert konnten von 1865 bis 1875 kontinuierlich gesteigert werden. Im Jahre 1865 wurden ca. 12 000 Zentner

kammer in Pilsen an das hohe k. k. Handelsministerium über die gesammten volkswirtschaftlichen Zustände ihres Bezirkes. Für die Jahre 1870—1875. Pilsen 1877.

⁹⁷ K á r n í k o v á : Vývoj uhelného průmyslu 139.

⁹⁸ Großindustrie Österreichs II, 210. — Schmidt von Bergenhold 264.

⁹⁹ E b e n d a 286 f.

im Wert von 95 000 Gulden abgebaut, im Jahre 1870 17 800 Zentner im Wert von 155 000 Gulden und 1875 schließlich erreichte man mit 235 000 Gulden den Höchstwert. Den Hauptanteil der Produktion teilten sich zwei große Unternehmer in Mies. 1875 konnten zwei Drittel der Produktion im Ausland und ein Drittel im Inland abgesetzt werden. Von den 1875 beschäftigten 429 Arbeitern waren 46 Kinder und 30 Frauen. Während für die Förderung keine Dampfmaschine eingesetzt wurde, war zur Wasserhebung eine mit 70 PS in Betrieb.

Von den sonstigen Bergbauern war die Gewinnung von Vitriol und Schwefelkies, vor allem die Werke bei Draschen und Boschkow, die beide dem Chemie-Industriellen Johann David von Starck gehörten, am bedeutendsten¹⁰⁰. Im Jahre 1865 betrug das Erzeugungsquantum 2704 Zentner Schwefelkies und 495 692 Zentner Vitriolschiefer im Gesamtwert von 15 015 Gulden. Bis 1870 erhöhte sich die Produktion von Schwefelkies auf 4144 Zentner und die des Vitriolschiefers auf 605 910 Zentner. Der Gesamterzeugungswert stieg auf 17 308 Gulden. Für das Jahr 1875 wird die Produktion von Alaun und Vitriolschiefer zusammengefaßt. 13 Betriebe beschäftigten insgesamt 313 Arbeitskräfte. Der Wert der Produktion erreichte 54 000 Gulden, Alaun wurde vor allem bei Münchdorf gefördert¹⁰¹. Bei Milleschau wurde Antimonerz gewonnen, im Jahre 1870 557 Zentner mit einem Erzeugungswert von 4402 Gulden. Noch kleiner war der Graphitbergbau in Klattau mit nur 16 Arbeitern.

Die Eisenhüttenindustrie und die Eisenraffinerien konnten ihre Produktion nach 1866 aufgrund der starken Entfaltung des Eisenbahnwesens und der Maschinenindustrie steigern, wobei sich auch die Preise kräftig erhöhten. 1872 erreichten die Preise das Doppelte des Jahres 1865. Acht Eisenschmelzhütten erzeugten 1865 156 000, im Jahre 1870 ca. 200 000 Zentner Roheisen und diverse Gußwaren, wobei das Verhältnis Roheisen zu Gußwaren etwa 1 : 2 war. Vor der Krise konnte die Nachfrage infolge Holz Mangels kaum befriedigt werden. In den Eisenraffinerien erhöhte sich die Produktion von 580 000 Zentner auf 785 000 Zentner, maßgeblich verursacht durch die Herstellung von Schienen und Kesselblech. Im Jahre 1870 betrug der Umsatz an Schienen 2,5 Millionen Gulden, jener an Kesselblech 290 000 Gulden. In der großen Krise reduzierten sich die acht Schmelzhütten um vier und die Raffineriewerke um zwei Unternehmen, auch drei Eisenhämmer gingen ein. Von 1870 auf 1875 verminderte sich die Produktion der Eisenschmelzhütten von 200 000 Zentnern auf 79 000 Zentner und die Produktion der Raffinerien ging von 785 000 Zentnern auf 32 000 Zentner zurück. In Sedletz bestand Ende 1875 eine Eisenschmelzhütte mit 156 Arbeitern. Sie verfügte über zwei Hochöfen und eine Dampfmaschine mit 49 PS. Außerdem wurde Emailgeschirr erzeugt und eine Eisenraffinerie betrieben. In Alt-Rožmítal gab es 1875 eine Eisenschmelzhütte mit 119 Arbeitern und einem Hochofen. In Klabawa existierte eine Eisenschmelzhütte mit zwei Hochöfen, zwei Zylindergebläsen und einer Dampfmaschine mit 25 PS. Es waren hier 176 Arbeiter, darunter 22 Kinder, beschäftigt¹⁰². Ange-

¹⁰⁰ Prochásk a, A.: Die Firma Joh. David Starck und ihre Berg-, Mineral-Werke und Fabriken. Pilsen 1873, S. 136.

¹⁰¹ Hain 205.

¹⁰² Schmidt von Bergenhold 264.

geschlossen waren eine Maschinenwerkstätte und eine Eisenraffinerie mit 24 Arbeitern. Auch in Rokitzan existierten in den sechziger Jahren Hochöfen¹⁰³. Eisenraffinerien bestanden in Wilkischen, wo Anfang der siebziger Jahre über 900 Arbeiter beschäftigt und 11 Dampfmaschinen mit 500 PS im Einsatz waren. Es wurden vor allem Kommerzeisenschienen erzeugt, weiters war eine Maschinenwerkstätte angeschlossen. In Nürschau waren rund 400 Arbeiter tätig, die eine Dampfmaschine von 600 PS und 16 Puddelöfen betrieben. Hier wurde vor allem Kessel- und Schwarzblech erzeugt. Die kleinste Eisenraffinerie war Kršich mit etwa 90 Arbeitern, wo fünf Dampfmaschinen mit 70 PS und sechs Puddelöfen Einsatz fanden, die vor allem Walzeisen erzeugten. Eine Weicheisengießerei entstand 1874 in Horowitz.

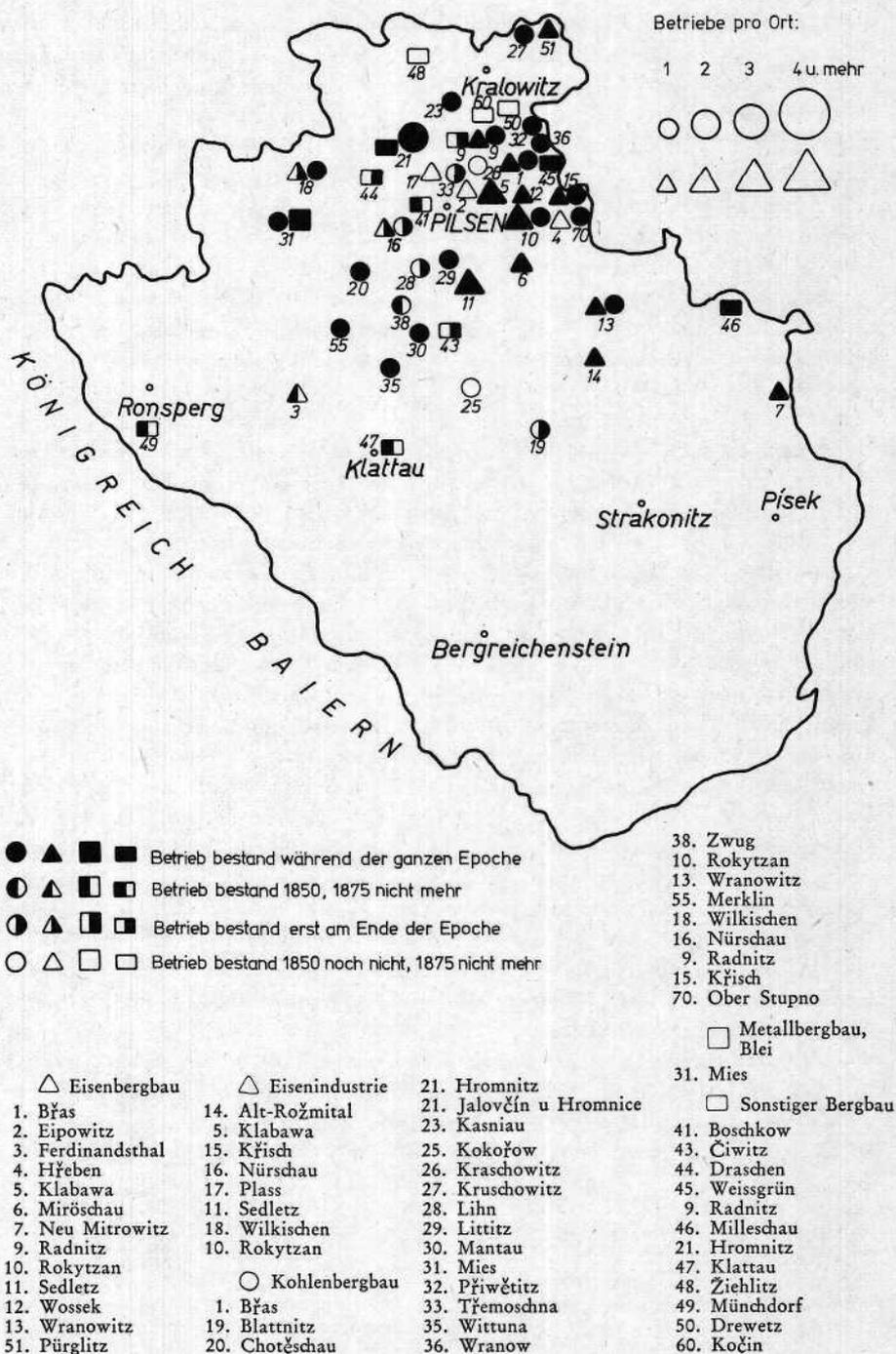
Von den metallverarbeitenden Industrien bestanden in Pilsen eine größere Email-, Eisen- und Blechwarenfabrik, die in den vierziger Jahren gegründet worden war und 1881 von Brauchbar und Gottlieb erworben wurde¹⁰⁴. Unter den drei Neugründungen befand sich die 1870 von Neujoachimsthal hierher verlegte Emailgeschirrfabrik, die 1871 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Sie beschäftigte 1870 ungefähr 100 Arbeiter¹⁰⁵. Zu Beginn der sechziger Jahre wird eine Eisendraht- und Drahtstiftenfabrik in Pilsen erwähnt, die Anfang der siebziger Jahre 384 Arbeiter zählte und über eine Dampfkraft von 40 PS verfügte. Der Wert ihrer Produktion betrug Mitte der sechziger Jahre 42 000 Gulden und erhöhte sich dann in den siebziger Jahren auf 70 000 Gulden. Eine weitere Emailgeschirrfabrik, die Anfang der siebziger Jahre 45 Arbeiter zählte, existierte in Sedletz und eine Eisendraht- und Drahtstiftenfabrik mit gleich großer Arbeiterzahl in Pilsen. Sie dürfte zwischen 1865 und 1870 neu gegründet worden sein. In Pilsen bestanden zwei Kupfer- und Metallwarenerzeugungen, die 15 und 24 Arbeiter beschäftigten und vor allem Armaturen, Glocken und Kessel für Spiritus und Brauereien herstellten. Nach 1865 wurde in Klattau eine dritte Kupfer- und Metallwarenerzeugung mit 13 Arbeitern gegründet, die die große Krise jedoch nicht überstand. Der Wert der Erzeugnisse aller drei Kupfer- und Metallwarenfabriken erreichte 1870 150 000 Gulden. Die Maschinenindustrie war mit drei großen Werken vor allem in Pilsen konzentriert. Eine weitere Fabrik wurde nach 1870 in Klattau errichtet. Bis 1873 erlebte die Maschinenindustrie einen großen Aufschwung, ihr Produktionswert hatte 1865 erst 250 000 Gulden betragen und erreichte 1870 1,5 Millionen Gulden. Dann trat infolge der großen Krise eine Flaute ein, der unter anderem eine Fabrik in Klattau und eine Maschinenwerkstätte in Plass zum Opfer fielen. Die restlichen Firmen, die vor allem Maschinen für die Zuckerindustrie und für Brauereien erzeugten, konnten zwischen 1870 und 1875 dank der guten Exportmöglichkeiten nach Rußland ihre Produktion auf 3 Millionen Gulden steigern. Zu den bedeutendsten Unternehmen in Pilsen zählte die 1845 von Wenzel Brožik gegründete Waggonfabrik¹⁰⁶ sowie eine Pumpenfabrik von Heinrich Hollmann,

¹⁰³ Matis, Herbert: Österreichs Wirtschaft 1848—1913. Berlin 1972, S. 130. — Großindustrie Österreichs II (1898), 210 f.

¹⁰⁴ E b e n d a I, 291 f.

¹⁰⁵ E b e n d a 279.

¹⁰⁶ E b e n d a III, 155.



Karte 4: Handelskammerbezirk Pilsen

die 1873 in Betrieb genommen wurde¹⁰⁷. Eine Nägelfabrik gründete Hermann Pollak 1860¹⁰⁸ und 1875 entstand eine Blech-, Metall- und Zinkornamentenfabrik sowie die Bauspenglerei H. K. Rudolf¹⁰⁹. Die bedeutendste Neugründung für die Pilsner Schwerindustrie für die Zeit nach unserem Berichtszeitraum waren die „Pilsnerwerke“. Im Jahre 1866 übernahm Ing. Emil Ritter von Škoda die Leitung der unbedeutenden Waldsteinschen Fabrik in Pilsen, welche drei Jahre später in sein Eigentum überging. Noch im Jahre 1866 waren in dieser Fabrik nur 33 Personen beschäftigt. Aber durch die zielbewußte Leitung Škodas arbeitete sich das Unternehmen sehr rasch empor¹¹⁰.

Die Stein-, Erde- und Tonindustrie wurde mit Rohstoffen vorzüglichster Qualität aus dem Raume Pilsen versorgt. Eine große Ziegelfabrik in Doudlewezt verfügte über eine Dampfmaschine von 40 PS und zwei Ziegelpressen. Sie beschäftigte 60 Arbeitskräfte, davon ein Drittel Frauen, und produzierte im Jahre 1875 3 Millionen Stück Mauerziegel, 100 000 Dach- und 60 000 sonstige Ziegel. Sie wurde wahrscheinlich nach 1865 gegründet. In Pilsen bestand eine Tonpfeifenerzeugung, die 1870 eineinhalb Millionen Pfeifenköpfe herstellte und vor allem Kinder beschäftigte. Im Kaolinvorkommen von Kottiken wurden feuerfeste Ziegel produziert, wobei am Anfang der siebziger Jahre 66 Arbeiter beschäftigt waren.

Die Glasindustrie hatte bis 1873 eine gute Konjunktur, die allerdings durch die starke ausländische Konkurrenz gedämpft wurde. Durch die Verteuerung des Holzes gingen einige Unternehmen ab Anfang der siebziger Jahre zur Holzgasfeuerung — System Siemens und Halske — über. Im Norden des Kammerbezirkes verwendete man vor allem Steinkohle. Im Jahre 1870 wurden ungefähr 100 000 Zentner ordinäres Tafelglas und 120 000 Zentner rohes und gegossenes Spiegelglas mit einem Wert von drei Millionen Gulden hergestellt. Die große Krise führte zu einer Produktionseinschränkung, so daß 1875 nur mit halber Kraft gearbeitet wurde. Die Produktion von 1875 bestand aus 71 000 Zentnern ordinärem Tafelglas und 90 000 Zentnern rohem und gegossenem Spiegelglas. Die Glasschleifereien und Polierwerke erhöhten allerdings ihren Produktionswert zwischen 1870 und 1875 von 870 000 auf zwei Millionen Gulden. Ähnlich war es auch beim Belegen der Spiegel mit Silber und Quecksilber, hier stieg der Produktionswert von 555 000 auf eine Million Gulden. In der Hohlglasraffinerie trat eine Verminderung des Gesamtwertes der Gläser von einer Million Gulden auf 100 000 Gulden ein. Am bedeutendsten in der Hohlglaserzeugung war die Hütte Winterberg, die direkt an den Endabnehmer lieferte. Zu Beginn der siebziger Jahre zählte sie 56 Arbeitskräfte in der Glaserzeugung und 167 Beschäftigte in der Raffinerie. Bedeutend war auch die Hohlglasraffinerie des Fürsten Schwarzenberg in Eleonorenhain, die er an Meyer's Neffen verpachtet hatte. Sie zählte 1870 144 Arbeiter. Im Jahre 1864

¹⁰⁷ Großindustrie Österreichs. Bd. 2. 1908, S. 364.

¹⁰⁸ E b e n d a 345.

¹⁰⁹ Großindustrie Österreichs II (1898), 302 f.

¹¹⁰ Škodawerke 1869—1919. Prag 1929, S. 7. — Mentschl / Otruba 158—161. — Čepelák, Václav: Waldsteinské železářny v Sedlci, kolébka škodových závodů [Die Waldsteiner Eisenwerke in Sedlitz, die Wiege der Škodawerke]. SbDPVT (1954) 147—169.

übernahm Josef Eduard Schmidt die Glasfabrik Annathal bei Schüttenhofen, die zu den ältesten Glashütten Böhmens zählte¹¹¹. Nach 1865 wurde der Dampf- und Wasserkraftbetrieb eingerichtet und im Jahre 1872 die Holzgasfeuerung. Der Absatz erfolgte sowohl im Inland als auch in die meisten Staaten Europas, Amerikas und Australiens. Die Glasfabrik Elisenthal¹¹² wurde von Franz Schrenk gegründet, der 1870 auch die in Eisendorf erwarb¹¹³. Zuletzt besaß Schrenk diesseits und jenseits der bayrisch-böhmischen Grenze 24 glaserzeugende Betriebe. In der Glasfabrik Klostermühle, die 1850 Johann Lötz kaufte, wurden seit den sechziger Jahren Farbgläser hergestellt¹¹⁴. Zu den größeren Glasfabriken zählte in den siebziger Jahren auch Wranow mit 149 Arbeitern. Hier waren zwei Dampfmaschinen mit 12 PS eingesetzt und es wurde in erster Linie grünes Tafelglas hergestellt. Von den Glasschleif- und Polierwerken ragte jenes in Haselbach hervor, welches 1870 193 Arbeiter, davon 94 Frauen, beschäftigte. Der Betrieb gehörte Johann Anton Ziegler, der Anfang der fünfziger Jahre sogar 491 Arbeiter beschäftigt hatte. Eine Neugründung im Berichtszeitraum war ein Glasschleif- und Polierwerk in Stadeln, das im Jahre 1875 114 Arbeiter zählte.

Die chemische Industrie war über den gesamten Bezirk verstreut, bei einer Konzentration auf die Kohlen- und Mineralfundstellen. Hauptunternehmer war Johann David Starck mit seinen Betrieben in Hromitz, Kasniau, Littau und Bykow, um nur einige zu nennen¹¹⁵. Die Förderung von Vitriolstein konnte von 1870 bis 1875 von 82 000 auf 107 000 Zentner gehoben werden, die Produktion von Oleum stieg von 230 000 auf 535 000 Zentner. Weiters kommt die Erzeugung von Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure und Glaubersalz hinzu. Die Arbeiterzahlen wiesen durchwegs eine steigende Tendenz auf. Verkokung fand seit 1870 in Rokitzan statt, wo 38 Arbeiter beschäftigt waren. Die Produktion fiel unter dem Einfluß der großen Krise von 1870 bis 1875 von 430 000 auf 314 000 Zentner. Seit den siebziger Jahren wurde in Pilsen, Rokitzan und Klattau Leuchtgas hergestellt.

Von großer Bedeutung war die Zündwarenherstellung. Im Jahre 1865 bestanden fünf Fabriken mit 864 Beschäftigten, darunter 377 Frauen und 192 Kinder. Bis 1875 stieg der Beschäftigtenstand auf 1451, darunter 728 Frauen und 70 Kinder. Die Produktion betrug 1870 5 Millionen Kistchen ordinäre sowie Salonzündhölzer im Wert von zwei Millionen Gulden. Die schwedische Konkurrenz, die mit preisgünstigerem und besserem Holz sowie billigeren Arbeitskräften arbeitete, bereitete der böhmischen Erzeugung große Schwierigkeiten. Der größte Betrieb, gegründet 1838, gehörte der Familie Fürth in Schüttenhofen, der von 1852 bis 1875 eine nahezu gleichbleibende Beschäftigtenzahl von ca. 600 Personen aufweist¹¹⁶. Es gab dann noch eine zweite derartige Fabrik in Schüttenhofen sowie weitere kleinere

¹¹¹ Großindustrie Österreichs II (1898), 192.

¹¹² E b e n d a 193.

¹¹³ L a h m e r, Robert: Glasgeschichtliches und Böhmens Glashütten. MNExKl 13 (1890) 185.

¹¹⁴ E b e n d a 186. — Großindustrie Österreichs II (1898), 178.

¹¹⁵ P r o c h á s k a 90 ff., 132, 135.

¹¹⁶ S l o k a r, Johann: Geschichte der österreichischen Industrie und ihrer Förderung unter Kaiser Franz I. Wien 1914, S. 573. — Großindustrie Österreichs V (1898), 402 f.

Werke in Kollautschen, Brennpörschen, Tschernoschin, Bergreichenstein und Taus, letzteres ging in den siebziger Jahren ein. Sprengpulver unter der Bezeichnung „Haluxylin“ erzeugte zu Beginn der siebziger Jahre eine Fabrik in Chrast. Das Pulver wurde vor allem im Bergwerksbetrieb sowie bei Eisenbahnbauten verwendet. In Bistritz an der Angel beschäftigte sich ein Betrieb mit der Erzeugung von Zündern, Zündstäben und Zündapparaten, die ebenfalls im Bergbaubetrieb Anwendung fanden. Es wurden jährlich 560 000 Stück Ölpapierzündstäbe und 120 Zündapparate von 18 Arbeitskräften, darunter 13 Frauen, hergestellt.

Die Bierproduktion hat sich in den Jahren 1870 bis 1875 nahezu verdoppelt, das heißt sie stieg von 926 000 Eimern auf 1 690 000 Eimer, obwohl die Anzahl der Brauereien zurückging. 1865 zählte man 195 Brauereien, 1875 nur mehr 168. Bis 1870 sind 22 kleinere Brauereien eingegangen. In der Gründerzeit wurden sechs große neue Dampfbrauereien als Aktiengesellschaften gegründet, vier davon hatten jedoch nur sehr kurzen Bestand und gingen nach Zahlungseinstellung in Einzelbesitz über. Ein Viertel der Biererzeugung entfiel auf die Brauerei in Pilsen, deren Bier sich im In- und Ausland größter Beliebtheit erfreute. Nach Einführung des Unterhefebieres und dem Bau der böhmischen Westbahn 1862 wurden Exporte von Pilsner Bier über weite Strecken hinweg möglich. Während die Produktion in den Jahren 1849/50 erst 10 865 Eimer betrug, stieg sie bis 1859/60 auf 74 000 Eimer und bis 1874/75 auf 356 000 Eimer an. In den Lagerkellern von Pilsen befanden sich ständig 70 000 bis 80 000 Eimer Bier. Die Brauerei beschäftigte 344 Arbeiter und verfügte über eine Dampfmaschine von 86 PS. Mehrfache Versuche, das Pilsner Bier nachzuahmen, scheiterten daran, daß alkalisches Wasser nirgendwo sonst in dieser Qualität zur Verfügung stand¹¹⁷. Eine Reihe weiterer Brauereien wie Protiwin¹¹⁸, Strakonitz, Taus¹¹⁹ und Staab erreichten allesamt nicht die Größe und Bedeutung von Pilsen und beschäftigten zumeist auch nur 10 bis 20 Arbeiter.

Die Spiritusbrennerei ging in diesem Zeitraum stark zurück. Während man 1865 noch 57 Brennereien zählte, konnte man nach einem besonders krassen Abfall im Jahre 1870 — nämlich auf 13 Betriebe — bis 1875 nur mehr einen Anstieg auf 37 verzeichnen. Die Produktion im Gesamtzeitraum erhöhte sich von 37 000 auf 73 000 Eimer. Hinzu kamen 1865 noch vier Raffinerien, die 36 000 Eimer herstellten. 1875 wurden in drei Raffinerien 78 000 Eimer Spiritus hergestellt. Der mit Abstand größte Betrieb dieser Sparte gehörte Fürst Schwarzenberg in Rabin, der 1853 2800 Eimer Alkohol erzeugte.

Im Jahre 1865 existierten nur zwei Zuckerfabriken, und zwar in Krzimitz¹²⁰ und in Blattna¹²¹, die insgesamt 6000 Zentner Zucker erzeugten. Bis 1870 erhöhte sich die Produktion von Rohzucker auf 12 000 Zentner und von Raffinade auf

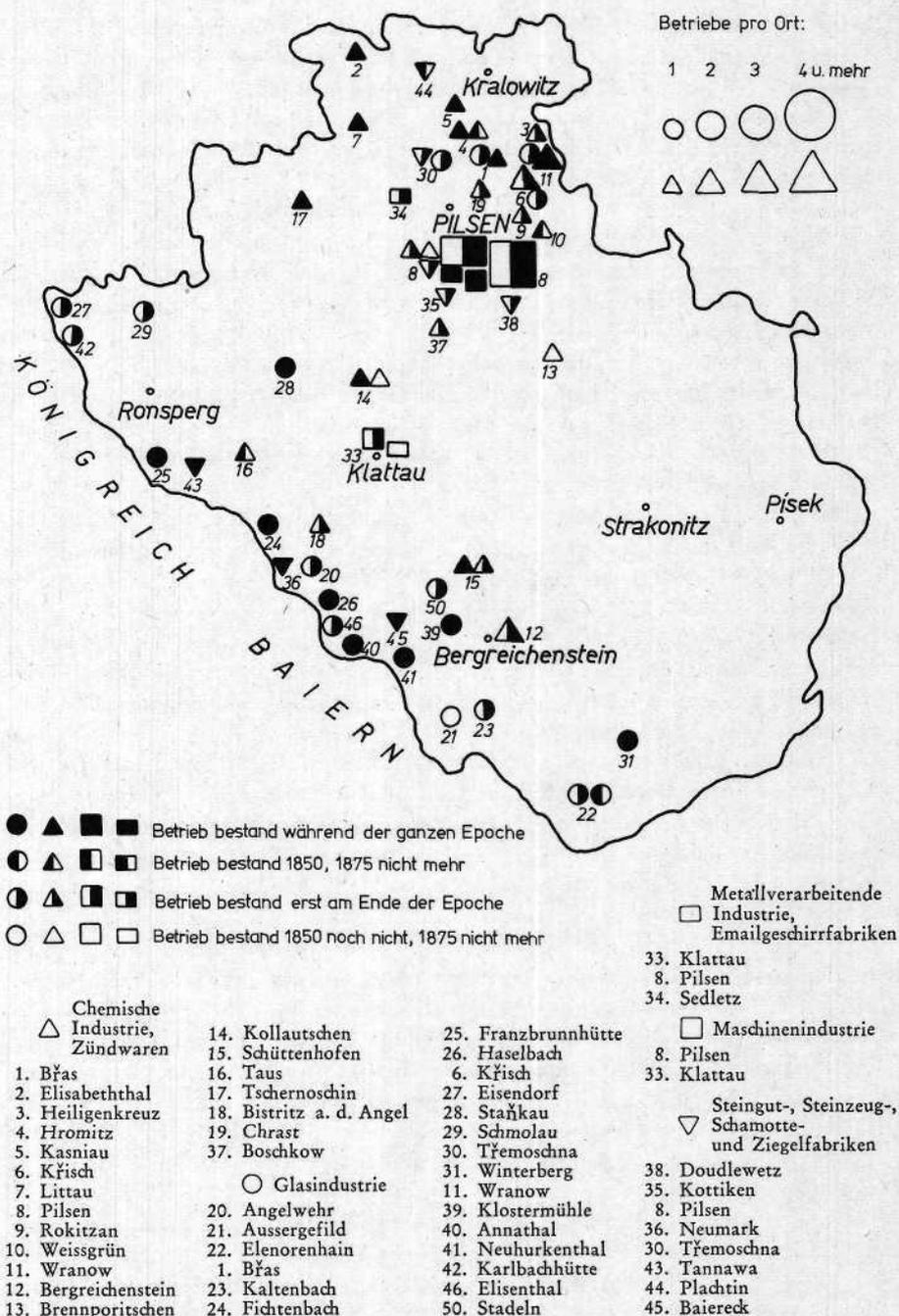
¹¹⁷ E b e n d a 228 ff. — Großindustrie Österreichs III (1908), 198 ff. — Bürgerliches Bräuhaus in Pilsen 1842—1892. Pilsen 1892, Produktionszahlen S. 452 ff. — Š e d i v e c, Vlastimil: Dějiny měšťanského pivovaru v Plzni 1848—1918 [Geschichte des Bürgerlichen Bräuhauses in Pilsen 1848—1918]. Kandidaturarbeit. Prag 1971.

¹¹⁸ Großindustrie Österreichs V (1898), 268.

¹¹⁹ Lidová Democracie, 21. Oktober 1978, S. 4.

¹²⁰ D i v i š: Příspěvky 116.

¹²¹ E b e n d a.



Karte 5: Handelskammerbezirk Pilsen

11 000 Zentner. Mit dem Jahre 1870 hat auch im Pilsner Kammerbezirk das Gründungsfieber eingesetzt. Im Laufe der nächsten fünf Jahre wurden drei neue Zuckerfabriken in Rokitzan, Horaždowitz und Taus gegründet, die aber, kaum in Betrieb gesetzt, wegen Kapitalmangels und hoher Rohstoffpreise in Konkurs gerieten. Auch die Zuckerfabrik in Pilsen wurde wegen Zahlungseinstellung außer Betrieb gesetzt und die Rokitzaner Fabrik im Laufe des Jahres 1875 zu einer Landwehrkaserne adaptiert. Von acht Unternehmen blieben 1875 fünf übrig, die insgesamt 29 000 Zentner Rohzucker und 7258 Zentner Melasse herstellten. Die einzige Fabrik, die sich trotz ihrer geringfügigen Kapazität halten konnte, war die Sirupfabrik des Fürsten Lobkowitz in Mečín.

Kaffeesurrogate wurden von zwei Fabriken hergestellt. Die Nachfrage für die aus Zuckerrüben und Zichorienwurzeln erzeugten Kaffeesurrogate ging von Jahr zu Jahr zurück, da der Genuß von Feigenkaffee zunahm. Die Fabrik in Mochtin beschäftigte 1851 35 Arbeitskräfte und verfügte auch über eine Dampfmaschine. Bis 1875 stieg die Arbeiterzahl auf 40. Die Fabrik in Lettin zählte 1875 nur 24 Arbeitskräfte, darunter 18 Frauen.

Der Mühlenbetrieb war weit verbreitet, aber nur gewerblich organisiert.

In der Holzverarbeitenden Industrie spielten die Brettsägen die größte Rolle. 1865 zählte man 98 Betriebe, 1870 waren es 150 und 1875 sank ihre Zahl auf 147. Zwischen 1871 und 1874 herrschte Konjunktur, später wurde ein Rückgang des Geschäftes spürbar. 1875 wurden 86 300 Festmeter Schnittmaterial und 1,7 Millionen Dachschindeln im Wert von zwei Millionen Gulden hergestellt. Da 1870 infolge eines großen Unwetters und der dadurch entstandenen Windbrüche das Holz aufgearbeitet werden mußte, wurden an 282 Mühlen Brettsägen angeschlossen. Die größte befand sich in Schmolau, die über 20 PS Dampfkraft verfügte und 22 Arbeiter im Jahre 1870 und 52 im Jahre 1875 beschäftigte. Ihr ebenbürtig war eine Brettsäge in Eisenstein, die 1875 eine Dampfkraft von 35 PS besaß und 65 Arbeitskräfte, darunter 24 Frauen, beschäftigte. Nach 1870 entstand eine Goldleistenfabrik in Deffernik, die jährlich 84 Tonnen Goldleisten herstellte und sogar in den Orient exportierte. Sie beschäftigte 25 Personen. Die Resonanzholzerzeugung in Mader wurde 1865 gegründet. Sie besaß Wasser- und Dampfkraft im Ausmaß von 60 Pferdestärken und beschäftigte 27 Personen. Ferner gab es drei kleinere Parkettfabriken, darunter die später eingegangene Fabrik in Kralowitz.

Maschinenpapierfabriken existierten in Pilsen und seit 1871 auch in Bukowitz. Die Pilsner Fabrik ist 1874 eingestellt, jedoch 1878 von Julius und Ludwig Piette sowie Franz Holub wieder in Betrieb genommen worden¹²². Bukowitz beschäftigte 1875 25 Arbeiter, darunter acht Frauen. Die Papiermühle in Jistetz überdauerte als eine der wenigen den Berichtszeitraum, mußte aber schließlich 1878 den Betrieb einstellen¹²³.

Buchdruckereien und lithographische Anstalten wurden 1874 in Pilsen und Anfang der siebziger Jahre in Winterberg neu gegründet. Der Pilsner Betrieb gehörte

¹²² M a t i s 127. — Großindustrie Österreichs V (1898), 43.

¹²³ T h i e l, Viktor: Geschichte der Papiererzeugung im Donauraum. Biberach an d. Riß 1940, S. 159.

Leo Küche und verfügte 1875 über zwei Schnellpressen¹²⁴. Die Buchdruckerei bzw. das Kunstindustrieetablissement in Winterberg war der größte Gebetbücherverlag der Monarchie. Jährlich wurden etwa 60 000 Stück Gebetbücher und außerdem noch Kalender hergestellt. Das Sortiment umfaßte 176 Werke. In der Buchdruckerei waren im Jahre 1873 60 Personen, darunter 50 Frauen, in der Buchbinderei ebenfalls 60 Personen, darunter 32 Frauen, und in der Bronzewarenerzeugung 46 Personen, darunter 30 Frauen, beschäftigt.

In Pilsen bestand die Lederfabrik Lewitt und Sohn (gegründet 1835), die über eine eigene Gerberei und Lederlackiererei verfügte¹²⁵. Im Jahre 1851 zählte sie 25 Arbeiter, 1870 70 und 1875 bereits 83 Beschäftigte. In Schüttenhofen existierte eine große Schuhfabrik, die im Jahre 1870 155 Arbeiter, darunter 25 Frauen, beschäftigte. Sie produzierte für den Export nach Bukarest, Konstantinopel, Alexandrien, Südamerika, Australien und Ostindien. Im Jahre 1875 wurde sie in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Ein zweites Unternehmen von Aron Schwarzberg zählte 1875 34 Arbeitskräfte. Der Wert der Lederproduktion wuchs von 1865 bis 1870 von 350 000 Gulden auf eine Million Gulden.

Die Kammgarn- und Streichgarnspinnerei sowie Schafwollwarenfabrik der Familie Schmidt in Neugedein war eines der bedeutendsten Unternehmen seiner Zeit, welches der Wiener Kaufmann Jakob Mathias Schmidt mit drei Gesellschaftern bereits 1768 gegründet hatte. Schon in den frühen fünfziger Jahren zählte es ca. 1000 Arbeiter, von denen 240 Frauen und 130 Kinder waren. Für das Jahr 1870 wird eine Arbeiterzahl von 556 angegeben. Zur gleichen Zeit waren bereits drei Dampfmaschinen und fünf Dampfkessel mit 58 PS im Einsatz. Die Arbeiterzahl steigt aber dann trotz der Krise bis zum Jahre 1875 auf 745, darunter 270 Frauen und 95 Kinder. Die Produktion von Stückware, Umhangtüchern und Verkaufsgarnen erreichte einen Wert von 335 000 Gulden. Die Dampfmaschinen arbeiteten mit einer Kapazität von 111 PS. Das Unternehmen hatte zeitweise auch eine Niederlassung in Kauth. Es wurden Garne, Tücher, Schals und Flanelle erzeugt¹²⁶. In Hawlowitz bestand eine mechanische Flachsspinnerei von Bartosch, Keyzlar & Prousa, die über 1500 Spindeln verfügte. Die bedeutendste Bandwarenerzeugung mit über 700 Beschäftigten gehörte Michael Florian in Taus. Großen Aufschwung nahmen die Wäschwarenerzeugungen in diesem Handelskammerbezirk. 1857 gründete I. B. Dattelzweig eine Wäschwarenfabrik in Klattau¹²⁷, wo dann auch noch ein zweites Unternehmen dieser Branche entstand. Im Jahre 1875 erzeugte die erstgenannte Fabrik Waren um 100 000 Gulden. Bis zum Jahre 1875 wurde der Wert der Erzeugung beider Fabriken auf 500 000 Gulden erhöht. 1870 waren 240 Maschinennäherinnen beschäftigt, 1875 bereits 600, jedoch teils in Heimarbeit. Eine der beiden Fabriken arbeitete fast ausschließlich für den Export nach Asien und Afrika. In Prachatitz wurde 1870 eine Posamentierwarenfabrik gegründet, die 23 Beschäftigte zählte und weitere 25 Frauen außerhalb der Fabrik beschäftigte.

¹²⁴ Großindustrie Österreichs VI (1898), 148.

¹²⁵ Slokar 416.

¹²⁶ Lederer, Paul: Zur Geschichte der Wollzeugfabrik in Neugedein. MVGDDB 44 (1906) 124—133.

¹²⁷ Großindustrie Österreichs III (1898), 116.

Sie stellte Armeeartikel wie Schnüre, Knöpfe und Aufputz aller Art, auch für das Ausland, vor allem für Ägypten her. Der Wert ihrer Produktion erreichte 20 000 Gulden. Eine Spitzenmanufaktur mit angeschlossener Schule arbeitete in Weißen-sulz. Sie hatte 1870 25 Beschäftigte, deren Zahl bis 1875 auf etwa 100 stieg. Der Wert der Produktion, die auch für den Export bestimmt war, erhöhte sich im gleichen Zeitraum von 8000 auf 10 000 Gulden. Die Maschinenstickerei, mit der sich zwei kleinere Unternehmen beschäftigten, die jährlich etwa 66 500 Meter Sticke-reien produzierten, wurde ebenfalls nach 1870 begonnen.

Die besondere Spezialität dieses Raumes war jedoch die Fez-Erzeugung im Raume Strakonitz, die bereits damals Tradition war¹²⁸. Es gab acht Unternehmen, von denen allerdings nur fünf fabrikmäßig geführt wurden. Insgesamt waren im Jahre 1870 etwa 2000 Arbeiter beschäftigt, darunter 1300 Frauen und 15 Kinder. Im Winter wurden in den umliegenden Ortschaften zusätzlich ca. 1000 Leute mit Hausarbeit in Verlag genommen. Im Jahre 1875 beschäftigten die fünf Fabriken 1320 Arbeitskräfte, darunter 1160 Frauen und weitere 800 Strickerinnen in Heimarbeit. Die Fez-Erzeugung belief sich 1865 auf sechs Millionen Kappen mit einem Wert von 2,5 Millionen Gulden. Im Jahre 1875 wird die Erzeugung von 350 000 Dutzend Kappen angegeben. Eine weitere Fez-Fabrik, deren Besitzer Stein & Co waren, befand sich seit 1828 in Mutenic¹²⁹, und 1870 wurde noch eine in Hussinetz gegründet, die im Jahre 1875 365 Arbeitskräfte, darunter 200 Frauen und 15 Kinder, und weitere 200 Leute außerhalb der Fabrik beschäftigte.

Im Handelskammerbezirk Pilsen setzte die Industrialisierung erst mit dem Bahnbau, also nach 1863, vehement ein und konzentrierte sich dann im wesentlichen auf die Stadt selbst und auf deren Umgebung. Die Industrialisierung des Pilsner Raumes hängt engstens mit seinem Bergbau, vor allem mit der Kohlegewinnung zusammen. Hierauf basierten in erster Linie die Eisen- und Maschinenindustrie sowie auch die chemischen Werke. Die Anfänge der Škoda-Werke reichen ebenfalls in diese Zeit zurück. Besonders charakteristisch für diesen Raum ist, daß in bestimmten Sparten einzelne Großunternehmen, wie zum Beispiel die Pilsner Brauerei, die Schafwollfabrik in Neugedein, die Zündholzfabrik in Schüttenhofen und in etwas abgeschwächtem Maße die Fez-Erzeugung in Strakonitz sowie die Schuhfabrik in Schüttenhofen ohne Konkurrenz waren.

Die Stadt Pilsen wurde nicht nur zum dominierenden Industriezentrum dieses Raumes, sondern Anfang der siebziger Jahre auch zum Eisenbahnknotenpunkt und zum bedeutendsten Handelsumschlagplatz Westböhmens. In der Zeit von 1857 bis 1880 verdreifachte sich die Einwohnerzahl Pilsens auf 40 000¹³⁰ und dieses wurde so (nach Prag) zur zweitgrößten und zweitbedeutendsten Stadt Böhmens¹³¹. In der weiteren Umgebung Pilsens blieb jedoch die Bevölkerungsbilanz negativ.

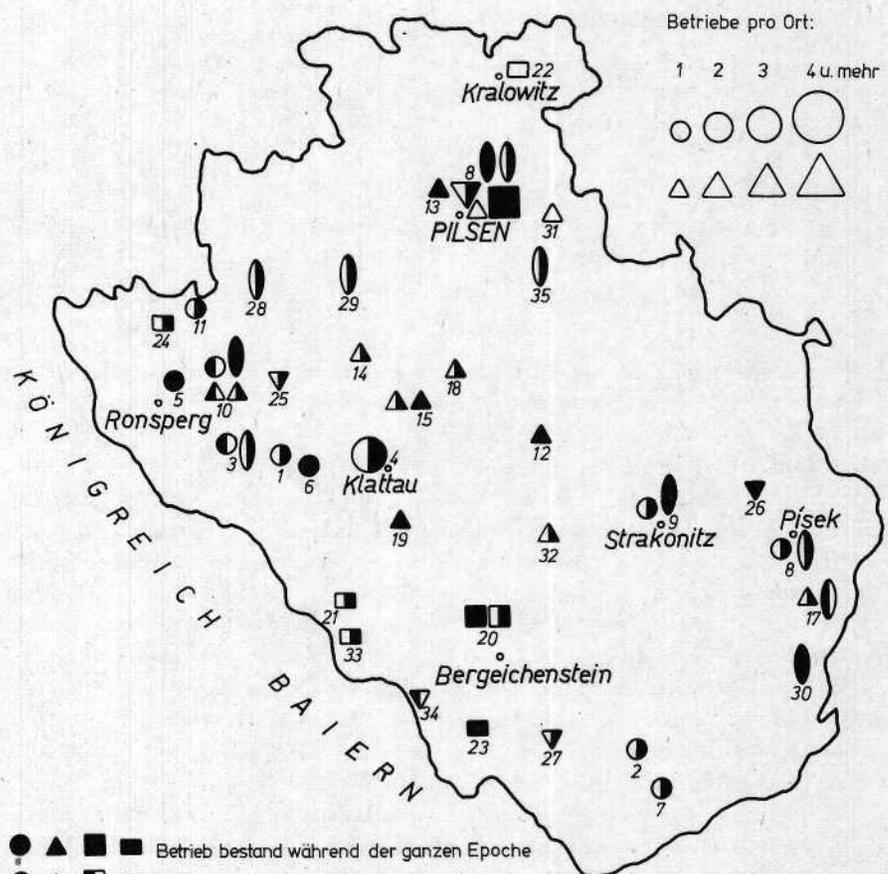
(Schluß folgt)

¹²⁸ S l o k a r 632. — Großindustrie Österreichs IV (1898), 396.

¹²⁹ E b e n d a.

¹³⁰ K á r n í k o v á : Vývoj obyvatelstva 141.

¹³¹ Dějiny Plzně [Geschichte Pilsens]. Bd. 2: 1788—1918. Pilsen 1967, S. 100 ff.



- ▲ ■ ■ Betrieb bestand während der ganzen Epoche
 ○ ▲ ■ ■ Betrieb bestand 1850, 1875 nicht mehr
 ○ ▲ ■ ■ Betrieb bestand erst am Ende der Epoche
 ○ △ □ □ Betrieb bestand 1850 noch nicht, 1875 nicht mehr

○ Textilindustrie

1. Hawlowitz
 2. Hussinetz
 3. Kauth
 4. Klattau
 5. Mutenitz
 6. Neugedein
 7. Prachatitz
 8. Pisek
 9. Strakonitz
 10. Taus
 11. Weissensulz

△ Zucker und Sirup,
 Kaffeesurrogate

12. Blatna
 13. Křimitz

14. Luschan
 15. Měčín
 16. Pilsen
 17. Protiwin
 10. Taus
 18. Letín
 19. Močtín
 31. Rokytzan
 32. Horažďowitz

□ Leder

16. Pilsen
 20. Schüttenhofen
 □ Holzverarbeitende
 Industrie
 21. Eisenstein

33. Deffernik
 22. Kralowitz
 23. Mader
 24. Schmolau

▽ Papierfabriken,
 Buchdruckereien

25. Bukowitz
 26. Jistetz
 16. Pilsen
 27. Winterberg
 34. Stubenbach

○ Bierbrauereien

28. Gibbacht
 16. Pilsen
 29. Staab
 9. Strakonitz
 30. Rabin
 35. Pilsenetz
 8. Pisek
 10. Taus
 3. Kauth
 17. Protiwin

Karte 6: Handelskammerbezirk Pilsen

EIN VOLKSTÜMLICH-BIBLISCHES WEIHESPIEL
VON 1725 FÜR DEN BAROCKEN NEUBAU DER
WALLFAHRTSKIRCHE VON HAINDORF IN BÖHMEN

Von Bruno Schier

Wie in vielen süddeutschen Landschaften kam es auch in Böhmen während des Barocks zu einer bemerkenswerten Symbiose volkhafte und höfische Wesens, welche der Volkskultur dieses Landes bis an die Schwelle der Gegenwart das Gepräge gab. Vor allem im Bereich der Volkskunst blieb barocker Geist bis in unsere Tage allgegenwärtig, aber auch dem Volksschauspiel drückte er auf weite Strecken den Stempel seines Wesens auf. Bald nach dem Dreißigjährigen Krieg setzte erneut jene fruchtbare Wechselwirkung zwischen west- und ostdeutschem Kulturschaffen ein, welche im Zeitalter von Klassik und Romantik ihren Höhepunkt erreichen sollte. Wie im Bereich der oberschichtlichen Kunst der ostdeutsche Barockmeister Balthasar Neumann (1687—1753) aus Eger seine reifsten Werke dem deutschen Westen schenkte, so hat schon vor ihm im Bereiche der Volkskultur der westdeutsche Kapuzinerpater Martin von Cochem (1634—1712) mit seinen Volkspredigten und Erbauungsschriften einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung des ostdeutschen Volksschauspiels ausgeübt, der sich nicht nur auf die Deutschen in Böhmen beschränkte¹, sondern auch die Tschechen in seinen Bann zog. „Das Leben Christi“ des Martinus von Cochem aus dem Jahre 1680 wurde durch den Nymburger Kapuzinerpater Edelbert bereits 1698 ins Tschechische übersetzt und hat nach den Untersuchungen Ferdinand Menčíks Inhalt und Form der tschechischen Weihnachts- und Passionsspiele entscheidend beeinflusst².

Die barocke Lust am Theaterspielen und an dramatischer Gestaltung entzündete sich aber nicht nur an den weihnachtlichen und österlichen Höhepunkten des Kirchenjahres, sondern sie griff in der Form der Katechismusspiele auch auf die kleineren Geschehnisse der Heilslehre über. Indem sie ihnen in einer bewegten, volksnahen Form dramatische Gestalt verlieh, förderte sie in besonders eindringlicher Weise die biblische Bildung; gleichzeitig befriedigte sie das barocke Bedürfnis nach

¹ Vgl. A m m a n n, Joh. J.: Das Leben Jesu von Pater Martinus von Cochem als Quelle geistlicher Volksschauspiele. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 3 (1893) 208—223. — D e r s.: Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. 3 Teile. Prag 1898—1900 (Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde. Hrsg. von Adolf Hauffen. Bd. 2, Heft 1—2; Bd. 3, Heft 1). — Dazu Jungbauer, Adalb.: Das Weihnachtsspiel des Böhmerwaldes. Prag 1911 (Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde. Bd. 3, Heft 2).

² M e n č í k, Ferd.: Vánoční hry. Holeschau 1894, S. XIX, XXII. — D e r s.: Velikonoční hry. Holeschau 1895, S. III f., VI f. — Vgl. dazu Schier, Bruno: Die Hirtenspiele des Karpatenraumes. Berlin 1943, S. 47.

sinnfälliger Schaubarkeit³. Dem barocken Verlangen nach einem religiösen Gesamtkunstwerk entsprach es, wenn dabei Wort und Weise, Sprechen und Schreiten, Handeln und Leiden, Gesang und Tanz, Szenerie und Kostümierung, Dekorationsmalerei und Bühnenkunst harmonisch zusammenklangen, um mit größtmöglicher Eindringlichkeit auf Auge und Ohr, auf Verstand und Gemüt des Zuschauers einzuwirken. In seiner volksbildnerischen Bedeutung war das Barockdrama ein besonders eindrucksvolles Hilfsmittel zur Vertiefung der Volksfrömmigkeit.

Eine Lieblingsgestalt der Katechismusspiele war die heilige Maria; ihre Festtage wurden mit dramatischen Darbietungen verschönt, deren Vorbereitung und Durchführung in den Händen frommer Laienbruderschaften lagen. In bühnengeschichtlicher Hinsicht sind bei diesen Vorführungen alle Entwicklungsstufen des Volksschauspiels vom lebenden Bild und Monologstück über das Hereinrufungsstück mit Simultaninszenierung bis zum vollendeten Schauspiel mit einer Vielzahl von Mitwirkenden und streng geschiedenen Szenen vertreten. Natürlich standen den spielfreudigen Laienbrüdern bei der Abfassung der Texte und ihrer szenischen Darstellung die geistlichen Herren mit Rat und Tat zur Seite; aber diese religiöse Kulturpflege bewegte sich in den überlieferten Formen des Volksschauspiels und blieb Volkskultur im besten Sinne des Wortes.

Die Gunst der Überlieferung ermöglicht es uns, für diesen selten gewürdigten Seitensproß der Volksdichtung ein Beispiel aus dem nordböhmischem Wallfahrtsort Haindorf im Isergebirge zu bieten⁴. Diese Waldhufensiedlung im Tal der schäumenden Wittig wird zum Jahre 1381 erstmalig erwähnt und weist spätestens seit 1408 eine gotische Kapelle zu *unsir lieben vrowwyn* auf, die seit alters eine holzgeschnittene Figur der „holdselig lächelnden Mutter von Haindorf“ barg. Vermutlich gehört dieses Kunstwerk in die große Gruppe der „Schönen Madonnen um 1400“, die als „feingestimmte Werke einer höfischen Geschmacksrichtung“ von Böhmen, insbesondere von Prag, ihren Ausgang nahmen und vor allem in Ostmitteldeutschland weite Verbreitung fanden⁵. Der Ruhm dieses Gnadenbildes zog im Jahre 1691 die Stiftung eines Franziskaner-Klosters nach sich, dessen eindrucksvoller Bau im Jahre 1698 vollendet wurde⁶. Als Grundherr der Herrschaft Friedland stellte Graf Christoph von *Gallas* nach Vollendung seines Prager Stadtpalais (1707—1722) dem berühmten Wiener Barockmeister Johann Bernhard *Fischer von Erlach* (1656—1723) im Jahre 1722 die Aufgabe, in Haindorf unter Einbeziehung

³ Veit, Ludw. Andr. / Lenhart, Ludw.: Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Freiburg/Breisgau 1956, S. 77—98: Volksdramatische Gestaltung des Frommen. — Vgl. auch Müller, Joh.: Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge. 2 Bde. Augsburg 1930.

⁴ Vgl. Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. Hrsg. von Erich Gierach und Josef Schubert. 3 Bde. Friedland 1924, hier Bd. 1, S. 29 f.; Bd. 2, S. 59—392: Die Friedländer Volkskunde von Bruno Schier.

⁵ Neuwirth, Joseph: Geschichte der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes in den Sudetenländern. Augsburg 1926, S. 56.

⁶ Bennesch, Jos.: Stadt und Kloster Haindorf. Leipzig 1925, S. 221 ff. (Das Riesens- und Isergebirge. Hrsg. von W. Müller-Rüdersdorf). — Sudetendeutsches Ortsnamenbuch. Hrsg. von Erich Gierach und Ernst Schwarz; Heft 3: Gierach, Erich: Der Bezirk Friedland. Reichenberg 1935, S. 28 f.

der alten gotischen Gnadenkapelle einen barocken Prachtbau zu errichten, der gleichzeitig als gräfliche Gruft- und Wallfahrtskirche dienen könnte. Der hervorragende Plan, dessen Durchführung der Meister selbst nur noch am Anfang betreuen konnte, wurde ab 1723 von seinem Sohn Joseph Emanuel *Fischer von Erlach* (1693—1742) ausgeführt und im Jahre 1729 beendet⁷. Inmitten der stimmungsvollen Berglandschaft stellte das zweitürmige Gotteshaus ein Juwel barocker Baukunst dar, das eine starke Anziehungskraft auf die Gläubigen und die Kunstfreunde eines weiten Umlandes ausübte.

Wichtige Abschnitte im Neubau der Gnadenkirche wurden von frommen Feiern begleitet, um deren Durchführung sich die Friedländer Bruderschaften verdient machten. Den Höhepunkt einer solchen Feier, welche die Friedländer Erzbruderschaft vom Heiligen Rosenkranz am 2. Juli 1725 zu Haindorf gestaltete, bildete ein barockes Festspiel, welches in eindrucksvollster Weise die biblische Überlieferung mit dem Genius loci von Haindorf verband. Im Mittelpunkt des Stückes steht die Gründungssage des Klosters mit der Auffindung des wundertätigen Marienbildes, das in der neuen Kirche eine würdige Heimstätte fand. Als zweiter Hauptgedanke des Stückes wird das Motiv der Wallfahrt durch die poetische Behandlung von Marias Besuch bei Elisabeth gebührend betont. Das Spiel entfaltet sich in vier lebenden Bildern, die dem Zuschauer in geradezu mittelalterlicher Weise durch Spruchschilder und die Worte der Genien gedeutet werden. Es klingt in der Aufforderung zum fleißigen Besuche der Wallfahrtskirche und einem Gebet an Maria aus.

Glückliche Umstände haben uns nicht nur den vollständigen Text des Spieles mit sämtlichen Bühnenanweisungen, sondern auch den Namen des Verfassers überliefert. Es ist dies der Pater Johann Joseph *Rößler* aus Reichenberg, der von 1720 bis 1724 als Kaplan in Neustadt an der Tafelfichte wirkte und zwischen 1724 und 1728 in Friedland tätig war. Innerhalb dieses Zeitraumes machte er sich als geistlicher Betreuer der Friedländer Erzbruderschaft vom Heiligen Rosenkranz verdient; er schrieb den Text unseres Festspieles und bereitete mit den Laienbrüdern die Aufführung in Haindorf vor. Später wirkte er in Jauernick bei Löbau und in anderen Orten der Oberlausitz, bis er am 24. Januar 1749 bei den Barmherzigen Brüdern in Prag starb⁸.

Der Text dieses kleinen Festspieles wäre sicher verloren gegangen, wenn nicht damals zu Friedland der hochgebildete Wundarzt und Bader Johann Friedrich *Posselt* (1680—1746) gelebt hätte, der zwischen 1714 und 1729 auch das Amt des Gerichts- und Stadtschreibers versah. Während seiner Amtsführung erlebte Friedland die Blütezeit seiner Stadtbuchpflege⁹. Mit innerer Anteilnahme verfolgte er die politischen und geistigen Bewegungen seiner Zeit und schenkte allen wichtigen

⁷ *Neuwirth* 148. — *Hegemann*, Hans W.: Die deutsche Barockkunst Böhmens. München 1943, S. 23 ff. — *Hager*, Werner: Die Bauten des deutschen Barocks. Jena 1942, S. 73 ff., 93 ff. — *Neumann*, Jaromír: Das böhmische Barock. Wien 1970, S. 30 ff., 60 ff. — *Seibt*, Ferd. (Hrsg.): Bohemia Sacra. Düsseldorf 1974, S. 463. — *Kraft*, Adam: Sudetenland. Augsburg 1958, Bild 176.

⁸ Nach *Ressel*, Anton in *MVHJI* 24 (1930) 101.

⁹ Zum folgenden vgl. *Schier*, Bruno: Schreiberverse — Stiefkinder der kulturhistorisch-volkswissenschaftlichen Forschung. *BohJb* 14 (1973) 95 ff.

Ereignissen im Leben der Stadt eingehende Beachtung. Seinem Verständnis für geschichtliche Überlieferung haben wir es zu danken, daß zwischen die Kaufverträge und Erbsonderungen, die Testamente und Ehekongrate des Stadtbuches Bemerkungen eingestreut sind, die uns nicht nur über Witterungs- und Teuerungsverhältnisse, sondern auch über künstlerische und religiöse Bestrebungen seiner Mitbürger und über Wesen und Bedeutung wichtiger Persönlichkeiten des weiteren Umlandes unterrichten. Er befolgt den schönen Brauch, das neue Jahr der Eintragungen mit einem frommen Glückwunsch zu beginnen und das alte mit einer Gesamtbetrachtung zu schließen. Ihm verdanken wir auch die vollständige Überlieferung des Textes und der Bühnenanweisungen unseres Haindorfer Festspieles, das auf S. 998 bis 1004 des Friedländer Stadtbuches Q eingetragen wurde. Dieser Codex wird jetzt als No 100 der Friedländer Stadtbücher im Landesarchiv zu Prag aufbewahrt und wurde von mir im Jahre 1924 exzerpiert. Es folgt nunmehr ein buchstabengetreuer Abdruck meiner damaligen Abschrift:

DIE EYLFERTIGE REISSE MARIAE

Der Gottes Gebehrerin Auff das Jüdische Gebürge
wie auch

DIE BEGRÜSSUNG IHRER FREUNDIN ELISABETH

Im Hauß Zachariae

Wirdt Hiemit

Von Einer Hochlöblichen Ertz Bruderschaft des Heyligen Roßen Krantzes in Friedlandt Ao. 1725, den 2. July als am Tag Mariae Heimsuchung Bey der gewöhnlichen Wahlfarth Nacher den Friedländischen Gnadengebürge zu den wunderthätigen Gnadenbildt Maria in Haindorff in auffgerichteten Schaubünen zu Betrachten Vorgestellet.

Inhalt des Vorhabens

Maria stundt auff in denselbigen Tagen und ging eylends auff das gebürge in die Stadt Juda und trath in das Hauß Zachariae und grüßete Elisabeth und es Begab sich als Elisabeth den gruß Mariä hörte, Sprung das Kindt mit großen Freuden auff in ihrem Leib und Elisabeth war mit den Heyligen Geist erfüllet und sie Rieff mit Lauter Stimme und Sprach: „Genedeyt bistu Vnter denen Weibern und Genedeyt ist die Frucht Deines Leibes und Woher kommet dieses, das die Mutter meines Herren zu mir kombt? Dann siehe, so Baldt die stimme Deines Grußes in Meinen ohren erschollen, Sprung das Kindt mit freuden auff in Meinem Leib.“ Lucae C. 1.V. 39, 40, 41, 42, 43, 44.

Nun gleich wie durch die ankunfft Mariä auff dem Jüdischen gebürge Viel Wunder erfolget, gleichsam wie durch die Begrüßung im Hauß Zachariae Vil Gnaden Elisabeth, Zachariae und Joanni noch im Mutterleib erwiesen worden, also ebenfahls in Friedländischen Gnaden Gebürge zu Heindorff durch die Wunderthätige Bildnus Mariä Vil Miracul und Wunderwerck geschehen seyn und wer all-dorten in dem Mariä zu Ehren aufgerichteten Gottes Hauß einige Gnaden Ver-

langt, der kan sie durch Mariam erhalten. Dahero eben die Hochlöbliche Ertz Bruderschaft des allerheyligsten Rosenkranztes in Friedlandt Nacher Heindorff mit großen Vertrauen zum Gnadenbildt Mariae ihre wohlfahrt anstellen thut.

Erste Schaubühne

Allhier wird vorgestellet die Eilfertige Reiß Mariä auff das Judische gebürge. Unter dieser aber folget Maria nach der Friedländischen Bruderschafts Genius in einem Pilgrams Kleidt, haltent einen Schildt in der Handt mit zugesetzter Beyschrift: „Ich will Dir nachfolgen wohin Du auch gehen wirst.“ Mathaei C. 8, V. 19. Auff der Anderen seithen aber ist zu sehen ein Ander Angekleydeter Genius, führent einen Schildt in der Handt mit der Beyschrift: „Maria stund auf und ging eylendt auff das gebürge.“ Lucae C. 1, V. 39 und eben dieser Genius erkläret die Bedeutung der aufgerichten Schaubühne mit nachfolgenden Versen:

Maria hier gantz flüchtig thut
 auff das gebürge eylen.
 Undt mit gantz Behertzten Muth
 auff Keine weiß verweyllen.
 Sie Reyset forth in Judenlandt
 Elisabeth zu grüßen
 Und ob sie sey in gutten *Standt*,¹⁰
 verlanget sie zu wissen.
 Sie acht Kein Hitz, sie acht kein kält,
 noch die entlegen Reyse,
 Kein Schrit, kein trit sie auch nicht zelt,
 das sie die Lieb erweise.
 Darumb mein Christ, der du heut Bist
 von Friedlandt außgegangen
 Ich sehe wohl, daß Du ohn Früst
 auffs gebürge thust Verlangen.
 Ich bitte dich, sag mirs Nur an,
 Wo wollstu hin Verreisen.
 Wo wirstu treffen Mariam An,
 Dein Dienst ihr zu erweisen.
 Es ist ein orth in unserm Landt,
 wo du Mariam findest,
 Das Jenig wirdt Heyndorff genant,
 alhier ihr Hülff empfindest.
 Dahero Laße Dir an heuth
 Die Reiße wohl gefallen,
 Mit ihrer Gnadt wirdt sie allzeit,
 dir Deine Mühe Bezahlen.

¹⁰ *Standt* fehlt in Handschrift; vgl. jedoch das Reimwort in der fünftletzten Zeile des Spiels.

Anderte Schaubühne

Allhier wirdt in einen dicken Wald des Friedländischen gebürges in einer Linden das Heindorffer Gnadenbildt Vorgestellet, welches vor mehr als 500 Jahren Von einen Armen Mann auß den darbey Liegenden Dörfflein Müldeneichen zu Zittau in Laußnitz Um 7 Pfennig erkauftt, in einen Hohlen Lindenbaum gestellet. Dazu er sein Krankes Weib und Kindt geführet [: Wie solches Zu Vor in einem gesicht war Befohlen worden:]. Welche nach Vollendeter Andacht Beyde gesundt nach Hauße gangen. Unter den Marianischen Gnadenbildt ist zu sehen die auß den Andern Buch der Konige Cronike aus den 7 Capitel 12 Vers gezogene Beyschrift: „Ich habe mir dieses orth außer-Wöhl.“ Paralipomenon C. 7, V. 12. Unter den Linden aber Lieget der Nachfolgende Bruderschafts Genius haltendt einen Schildt, worauff zu sehen die Überschrift: „Ich habe Ruh vor mich gefunden.“ Ecc. C. 17, V. 19. Auff der Anderen seitten stehet ein Andere Genij, so die Bedeutung in folgenden Versen erkläret:

Nacher Heindorff Thut eylen,
 die ihr eine Gnade sucht,
 Thut mit Nichten euch Verweylen,
 zu Mariam nembt die Flucht.
 Unter diesen grünen Schatten
 dich mein Pilgram Niederlaß,
 Du kanst hier gantz sicher wartten
 ohne allen Neydt und Haß,
 Dan Maria giebt den Schatten
 alß ein edler LebensBaum,
 Darumb ihr Gnadt hier zu erwartten,
 dich durch aus nicht Versaum;
 Dan Sie hat die Lebens frucht
 Jesum Auf die Welt gegeben,
 Drumb in tugensahmen zucht
 allzeit nach ihr wollest streben.
 Laß dich mit Nichten Schrecken
 die so Mühesame Reyß,
 Dan Unter diesen Wäldern stecken
 Freudt und trost auff alle Weiß.

Dritte Schaubühne

Allhier wird Vorgestellet die Freuden Volle Begrüßung Maria Bey ihrer getreuen Freundin Elisabeth in dem Hauß Zachariae. Über den aufgerichteten Ehrengruße ist zu sehen die Überschrift: „Undt sie trath in das Hauß Zachariae grüßete Elisabeth.“ Lucae C. 1, V. 40. Dabey stehet ein Genius, so die Bedeutung mit Nachfolgenden entdecken Thut:

Maria ware kaum ankommen
 in Zachariae Wohnungs Hauß,

So hat man allerseits Vernohmen,
 waß erfolget sey darauß.
 Joannis noch im Mutter leib
 vor Freude selbst aufspringet
 Undt sich Verwundert, daß dies Weib
 so viele Gnaden Bringet.
 Elisabeth war des Geistes Voll
 und That Mariam Preysen,
 Das sie ein Mutter der Gnaden Voll,
 that sie Unß auch erweißen.
 Ach was für Trost! Ach was für freydt!
 wird da nicht seyn gewesen,
 Dan Von Kein Leidt und Traurigkeit
 Mann ettwas thuet Lesen.
 Maria Gott selbst Benedeyt,
 das sie sey außerkohren
 In Jung fräulicher Reinigkeit
 ein Mutter Gottes worden.
 Drumb, Mein Christ, solstu an heuth
 Mariä freydt Vermehren
 Und wollest sie auch allezeit
 mit Dein Gebeth Ver Ehren.

Vierde Schaubühne

Hier wird gleichsam Wie Auff Einem Altar Unter einem Baldachin erhobener
 daß Wunderthätige Gnadenbildt Mariä Vorgestellet. Unter denselben ist zu sehen
 die auß dem Heyligen Evangelisten Lucas 1. Capitel am 48. Vers gezogene Bey-
 schrift: „Von Nun an Werden mich Seelig sprechen aller geschlecht.“ Lucas am
 1. Capitel, 48. Vers. Auff der Anderen seythen aber ist zu sehen der Hoch Reichs
 Gräffliche Gallassische Genius, sitzend Bey einen Tischlein und Betrachtend den
 in der Handt haltenden Abriß der Neuerbauenden Kirchen. Auf der Andern
 Seythen obgedachten Genij ist zu sehen das Hoch Reichs gräffliche Gallassische
 Wappen, worüber geschrieben stehet: „Ich habe die zierd deines haußes geliebt.“
 Capitel 25, Vers 8. Vor dem Wunderthätigen Gnadenbildt aber Knyet der Bruder-
 schaffts Genius und mit Nachfolgenden Mariam Begrüßen Thut:

Nun Mariam Last uns Loben
 und dancken den Lieben Gott,
 Der Sie hat hieher erhoben
 und gebracht an diesen orth.
 Lasset Unsre Seuffzer Schicken
 Vor Maria Himmels Thron,
 Als dann Wirdt es Unß gelücken,
 Das wir all Kommen da Von,

Was wir immer Nur Verlangen
 beim Heindorffer Gnadenbildt;
 Dan wir sein hierher außgangen
 unter Mariae Schutz und Schildt.
 Vor Unsern Gnädigen Graff und Herren
 wir Maria dich thun Bitten,
 Du Wolst Unser Bitt erhören
 und Vor Unglück ihm Behütten.
 Du Wolst Von so entlegener Reisse
 ihm glücklich Her gewähren,
 Dan er Dein Ehr mit allen Fleiß
 mehr und Mehr sucht zu Vermehren.
 Wilstu Lebhaft zeugnis haben,
 so siehe ihn nur selbst An,
 Mit was für Zierd und großen gaben
 er Deine Kirche zieren kann.
 O Maria! Wir Dich auch Bitten,
 die Wir kommen von Friedlandt,
 Vor allem Unglück Unß wolst Behütten
 und alle setzen in gutten standt.
 Krieg, Hunger und Krankheiten
 und auch Andere Angst und Noth
 Von Unß ab Wend zu allen zeitten
 Und Unß Beysteh in dem Todt.

A M G D ¹¹

Dießes Ward Auffgerichtet Von Dem
 WohlEhrwürdigen Pater Joseph Rößler, zur
 Zeith Capellan alhier.

MarJae sChVtz hJer Vnß getrösten
 DJe bJtt fVr Vnß In aLLen nöthen ¹²
 als da ist

Maria zu Heindorff

¹¹ A M G D = Ad maiorem gloriam dei. Vgl. Schier: Schreibverse S. 105, Nr. 8.

¹² Die Auflösung dieses Chronogramms ergibt die Jahreszahl MDCLVVVVIIIIII = 1725.

RELIGION UND GLAUBE,
KIRCHE UND KONFESSIONELLE MINDERHEIT
IM VIELVÖLKERREICH DER HABSBURGER*

Eine exemplarische Studie zu einem kirchen-, verfassungs- und gesellschaftsgeschichtlichen Modellfall in einer konfessionellen und nationalen Mischzone Südostmitteleuropas und zur Geschichte des Protestantismus in Österreich

Von Karl Bosl

Die vom Münchener Kirchenrat Oskar Wagner geschriebene Geschichte des Protestantismus im schlesischen Herzogtum Teschen 1545—1918/20 hat über die territorialgeschichtliche Forschung hinaus Bedeutung als Modell der evangelischen Kirchengeschichte Altösterreichs. Reformation und Gegenreformation vollzogen sich hier mit Phasenverschiebung zwar in ähnlicher Form wie in Schlesien, den böhmischen und den Erbländern und die vielverfolgte „Laienkirche“ Oberschlesiens ohne Pfarrer und Lehrer teilte mit den Alpenländern, Böhmen und Mähren das Los des „Geheimprotestantismus“. Nach dem Toleranzpatent wurde die Gnadenkirche zu Teschen und die evangelisch geliebene Stadt Bielitz in Österreich-Schlesien die evangelische „Mutterkirche“ im Raum von Böhmen bis Triest und von der Bukowina bis Tirol. Sie unterhielt enge Beziehungen zum lutherischen Protestantismus in Ungarn, der Slowakei und in der Zips, aber auch zu Siebenbürgen und Deutschland. Wahrhaft ein Exempel auch für das kirchlich-religiöse Leben der Donaumonarchie wie für Südostmitteleuropa, für die Zeit von 1781 bis 1918 repräsentativ vor allem für die Kirchengeschichte Altösterreichs (Zisleithaniens) in politischem, staatsrechtlichem, kirchenrechtlichem und nationalem Bezug. Österreichisch-Schlesien war Brücke und Tor für die evangelische Gesamtkirche Zisleithaniens zum Parlament. Besonders intensiv waren ihre kirchlichen, geistig-kulturellen und politischen Beziehungen zu den deutschen Nachbarländern. Die Glieder dieser Kirche gehörten drei verschiedenen Völkern an und hatten an den Nationalitätenproblemen des 19. Jahrhunderts einen besonderen Anteil, schon deshalb, weil ihre Theologen einen bedeutsamen Beitrag zur kulturellen und nationalen Entfaltung der Westslawen geleistet haben. „Diasporakirche“ drückt am besten Leben und Wirken dieser eigengeprägten religiösen Gruppe aus. Daher mußte der Autor auch deutsche, polnische, tschechische und slowakische Quellen für diese erste zusammen-

* Wagner, Oskar: Mutterkirche vieler Länder. Geschichte der Evangelischen Kirche im Herzogtum Teschen 1545—1918/20. Studien und Texte zur Kirchengeschichte und Geschichte. In Zusammenarbeit mit dem Institut für protestantische Kirchengeschichte, Wien, hrsg. von Peter F. Barton. Bd. IV/1—2. Verlag Hermann Böhlau Nachf., Wien-Köln-Graz 1978, 560 S.

fassende Geschichte der Evangelischen Kirche im Herzogtum Teschen heranziehen, deren Thema anspruchsvoll, weil umfassend und übergreifend, war. Der Verfasser, Nachkomme pfälzischer Auswanderer und Kolonisten in Galizien, war für dieses Buch besonders vorbereitet als Kenner des Panslawismus, der evangelischen Kirchengeschichte und Bewegung in Polen und in der Ukraine, der Geschichte des tschechischen und polnischen Nationalbewußtseins, der Begegnung zwischen Lutherum und Orthodoxie in Galizien und Schlesien.

Der Materialreichtum dieses Buches kann auch andeutungsweise hier nicht skizziert werden. Weil am schlesischen Modellfall aber die Gesamtgeschichte der evangelischen Kirche in Altösterreich hier ausgebreitet wird, sei auf interessante Besonderheiten aufmerksam gemacht. Das Herzogtum Teschen war zwischen Polen und Böhmen im Spätmittelalter strittig, war ein Land der Böhmisches Krone und gehörte zum Deutschen Reich, seitdem der selbständige Teschener Piastenherzog Kasimir I. dem Böhmenkönig Johann 1327 gehuldigt hatte. Seit 1526 stand es unter der Herrschaft der Habsburger Kaiser. Die slawischen Oberschichten des Landes hatten sich wie die schlesisch-piastischen Herzöge im Spätmittelalter der tschechischen und dann der deutschen Kultur angeschlossen. Die polnisch-tschechischen Unterschichten auf dem Lande waren bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts national gemischt, aber kulturell deutsch geprägt. Die deutsche Bevölkerung ging auf die Kolonisten des hohen Mittelalters zurück, die von den Herzögen, dem Adel und der Kirche ins Land gerufen worden waren. Im 16. Jahrhundert aber blieb nur die Bielitzer Sprachinsel ein geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet, alles übrige war mit geringen Ausnahmen schon im 15. Jahrhundert slawisch geworden. Die Reformation aber führte ihre Gläubigen dem lutherischen Kulturraum in Ost-, Mittel- und Norddeutschland, die Gegenreformation ihre Katholiken dem habsburgisch-süddeutschen zu, dem sich in der Toleranzzeit (1781) auch die Evangelischen integrierten. Das Tschechische und das Polnische blieb Kultsprache der Slawen, letzteres wurde sogar Hochsprache. Durch die Begegnung zwischen Konfessionen, Sprachen und Nationalitäten tritt der Anteil der Gläubigen stärker zutage als in anderen Kirchenbereichen. Für den gesellschaftsgeschichtlichen Aspekt ist das besonders bedeutsam. Das Laienkirchentum des 17. Jahrhunderts in diesem Raum ist eine Grundlage der neuzeitlich-modernen Religions- und Kirchengeschichte dieser konfessionell-sprachlich-nationalen Mischzone und Drehscheibe zwischen Deutschland, Polen, Böhmen/Mähren und Ungarn. Das „Erwachen der slawischen Völker“ in der Donaumonarchie hat in den Herzogtümern Teschen und Bielitz auch den slawischen Nationalismus entbunden. Seit dem Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts griff der tschechische und slowakische Panslawismus auf unseren Raum über. Der lutherische Aufklärungstheologe Johann Winkler (1794—1874) wurde der „Wiedererwecker“ des ostschlesischen Slawentums; er entstammte einer deutsch-tschechischen Familie hussitischer Tradition der Mährischen Walachei und war ein engerer Landsmann František Palackýs.

Den Höhepunkt reformatorischer Entwicklung in Schlesien stellte der hoch bezahlte „Majestätsbrief“ Kaiser Rudolfs II. von 1609 für Schlesien dar; er gewährte volle Glaubens- und Gewissensfreiheit für immer, Gleichberechtigung mit der katholischen Kirche, freie Entfaltung des Kirchen- und Schulwesens für die

Gläubigen Augsburgischer Konfession. Der Protestantismus in Teschen-Bielitz war nicht dogmatisch-kirchlich, sondern lutherisch geprägt, täuferische und ähnliche Nebenwirkungen hatte es nicht gegeben, der Einfluß der böhmisch-mährischen Brüderunität erstreckte sich nur auf die Liturgie und bürgerliche Kreise, auch der Calvinismus fand weder im 16. noch im 17. Jahrhundert Eingang, trotz des brandenburgisch- und territorial-nachbarlichen Beispiels. Der Sondercharakter des Teschen-Bielitzer Protestantismus war eine Funktion der Grenzlage der Herrschaften und der ethnographischen Situation. In diesem südlichsten Herzogtum in Nachbarschaft zu Mähren, Ungarn, Polen kreuzten sich deutsche, tschechische, slowakisch-ungarische Einflüsse; die polnischen Einflüsse setzten seit dem endenden 13. Jahrhundert aus, besonders weil die piastischen Herzöge und der Adel eingedeutscht waren; Amts- und Urkundensprache waren seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert deutsch, seit der Mitte des 15. tschechisch, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts deutsch, teilweise noch tschechisch bis in das 19. Jahrhundert.

Die Teschener Herzöge traten als letzte schlesische Fürsten der Reformation bei und fielen als erste wieder zum Katholizismus ab (Herzog Adam Wenzel 1610). Die Gegenreformation in Schlesien ging vom Wiener Kaiserhof und von den Jesuiten aus. Eine „Laienkirche“ wurde die evangelische Kirche in Teschen-Bielitz dadurch, daß sie seit 1610 ohne Leitung und Organisation, seit 1654 ohne öffentliche Gottesdienste, Pfarrer und Lehrer, Kirchen und Schulen blieb. Der religiös-kirchliche Schwerpunkt verlagerte sich in die Familien und Häuser vor allem der evangelischen Stände, denen der Westfälische Friede private Religionsausübung freistellte. Da der Besuch auswärtiger Hochschulen und Schulen offenstand, blieben die Beziehungen zu den Zentren des geistlichen und kirchlichen Lebens der Evangelischen aufrechterhalten (Wittenberg, Leipzig, Tübingen). Eine führende Rolle spielten die Standesherrn von Bielitz (Sunnegh), von Pleß (Promnitz) und Oderberg-Beuthen-Tarnowitz (Henckel von Donnersmarck); der evangelische Finanzmagnat Lazarus Henckel von Donnersmarck, der die drei Herrschaften erwarb, kam aus Leutschau (1623) im lutherischen Oberungarn; sein Geschlecht wurde 1626 in den böhmischen Freiherrnstand, 1651/61 in den Reichsgrafenstand erhoben: In Bielitz hielten Standesherrn, Rat und Zünfte der Stadt ihre schützende Hand über die Hausgottesdienste, Privatlehrer, Winkelschulen und Waldprediger. Die von den Bielitzer Kaufleuten eingeschleusten Bibeln und evangelische Literatur förderten das Überleben. Ein bedeutender Repräsentant des slawischen Luthertums in Theologie und Kirche war der Teschener Tranoscus, der sich an der Grenze von Reformation und Gegenreformation am Anfang des 17. Jahrhunderts bewegte. Die Widerstandskraft der Teschen-Bielitzer Laienkirche wurde durch die Verbindungen zum ungarischen Zukunftsland, aber auch durch die Interventionen der evangelischen Reichsstände und des Königs von Schweden sowie des Corpus Evangelicorum gestützt; die brandenburgische Großmacht und ihr „Großer Kurfürst“ wurden in zunehmendem Maße die protestantische Schutzmacht in Europa. Sein Land wurde zum Asyl für die Glaubense migranten aus Salzburg, Ungarn, Polen, Frankreich, Italien. Durch das Edikt von Potsdam (1685) nahm er zwischen 20 und 25 000 Hugenotten auf, die Ludwig XIV. durch das Edikt von Nantes aus Frankreich vertrieben hatte, und ebenso groß war die Zahl der nach Brandenburg

geflüchteten Lutheraner und Böhmischemährischen Brüder. Der böhmische Glaubensflüchtling Peter Figulus, später Hofprediger in Memel († 1670), der den Namen Jablonski annahm, heiratete die Tochter Hedwig des Amos Comenius, die ihm den Sohn Daniel Ernst Jablonski gebar (1660—1714), einen der bedeutendsten Theologen und Kirchenmänner um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert.

Ein neuer Abschnitt kirchlichen Lebens begann in Teschen-Bielitz mit der Altranstädter Konvention von 1707, die der Schwedenkönig Karl XII. als Garant des Westfälischen Friedens erzwang und die Schlesien vom ärgsten Druck der Gegenreformation befreite, obwohl beide Herrschaften zu den kaiserlich-schlesischen Erblanden gehörten. In deren Vollzug bewilligte Kaiser Joseph I. 1709 den Bau der Gnadenkirche und Gnadenschule vor Teschen, deren Rechtsträger, Besitzer und Pfleger (Jesuskirche, Jesusschule) die evangelischen Stände als „Kirchengemeinde“ waren. Für 70 Jahre blieb die Jesuskirche und -schule die einzige evangelische Kirche und Schule in ganz Oberschlesien, wo nur wenige Evangelische die Gegenreformation bis 1709 überdauerten. Geistlich wurzelt diese Gründung im Halleschen Pietismus, der das Evangelium auch in den kaiserlich-habsburgischen Gebieten, vor allem in den in der Orthodoxie erstarrten Landen des Geheimprotestantismus erneuern und stärken wollte. Dieses Interesse Hermann Franckes (1663—1727) am schlesischen Protestantismus wurde durch die drei Mitglieder seines „Großen Rates“ geweckt, durch die drei Standesherrn von Pleß (Promnitz) und Oderberg (Henckel-Donnersmark). Teschen wurde im Auftrag Franckes' durch Johann Adam Steinmetz (1689—1762) zu einem „Missions- und Diaspora-Halle“ ausgebaut. Dieser Leipziger Theologe und Hallenser Pietist aus Niederschlesien war einer der gelehrtesten Theologen, Pädagogen, Kirchenmänner seiner Zeit. Der Pietismus führte dadurch eine Wende herbei, daß seine Erweckungsbewegung Adel, Bürger, ländliche Geheimprotestanten zur Gemeinde zusammenführte und sie an die geistigen und geistlichen Bewegungen der Zeit anschloß. Daraus entstand bis in das 20. Jahrhundert der Bildungs- und Kulturvorsprung der evangelischen Bevölkerung in Teschen-Bielitz; entscheidend wurde aber auch die Einführung des Polnischen als gleichberechtigte Kultsprache neben Deutsch und Tschechisch sowie die Entstehung einer evangelischen Literatur in polnischer Sprache. Das Hallesche Missionsprogramm baute auf der in verschiedenen Sprachen in Halle gedruckten religiösen Literatur auf, die vom Baltikum bis zum Balkan, von Sibirien und vom Zarenreich bis Afrika über verschiedene Leitpunkte verbreitet und durch Hallesche Residenten und Emissäre, Gelehrte und Kaufleute eingeschleust wurde. Neben Regensburg, Wien, Preßburg, Hermannstadt waren Teschen und Oderberg solche Leitstellen in dem geistlich-religiösen Imperium des pietistischen Halle mit seinem internationalen Büchermarkt in Bibeln, theologischen Werken und Erbauungsliteratur. Doch die Blütezeit des Pietismus in Teschen dauerte nur ein Jahrzehnt, der „Teschener Pietistenstreit“ endete mit der Ausweisung der Pietisten.

Die Altranstädter Vereinbarungen brachten eine Milderung, aber keine Unterbrechung der Gegenreformation. Der schwindende Einfluß Schwedens und andere politische Ereignisse (Friede von Passarowitz 1718, Militärgrenze von der Save zu den Karpaten) machten Österreich unter Karl VI. (1711—1740) zur europäischen Großmacht und erlaubten den Habsburgern die Fortsetzung ihrer Staats- und

Religionspolitik; „Bücherpatente“ führten zur geistigen und geistlichen Isolierung der Protestanten; den Teschener Bürgern wurde 1726 das Bürgerrecht entzogen. Die 1737 reorganisierte Religions- und Eliminationskommission und die Jesuiten führten die Gegenreformation weiter und der Rückgang der evangelischen Stände wurde bedrohlich (Konversionen zum Katholizismus und Auswanderung). Die Gemeinde konnte sich von den Folgen der Ausweisung ihrer pietistischen Pfarrer und Lehrer geistlich nicht mehr erholen. Stadt und Herrschaft Bielitz konnten sich im Gegensatz zur Teschener Gnadenkirche der Gegenreformation erwehren. Die Teilung Schlesiens als Folge der drei schlesischen Kriege zwischen Friedrich dem Großen und Kaiserin Maria Theresia bedeutete den Verlust der politischen und — im Unterschied zur römisch-katholischen Kirche — auch der kirchlichen Einheit des schlesischen Protestantismus. Der Kampf zwischen der preußischen Schutzmacht des Protestantismus und der katholischen Vormacht der Gegenreformation galt seiner religionspolitischen Motive wegen vielfach als Religionskrieg. Von da ab nahm der Protestantismus in Preußisch- und in Österreichisch-Schlesien eine verschiedene Wendung; im ersteren erfolgte in Religionsfreiheit und Gleichberechtigung ein neuer Aufstieg der evangelischen Kirche, in letzterem gab es herbe Enttäuschungen, da sie auf Friedrich gesetzt hatten. Die dem katholischen Pfarrzwang unterworfenen evangelischen Gebirgsbauern wollten 1743 geschlossen nach Preußen auswandern. Die Glaubensflüchtlinge aus Teschen-Bielitz gingen in die Standesherrschaft Pleß. Der letzte und zäheste Abschnitt der Gegenreformation in Österreichisch-Schlesien unter Maria Theresia stand unter dem Ziel der konfessionellen Einheit für das Gebiet und der Lockerung des Einheitsbandes zwischen dem preußischen und österreichischen Protestantismus. Von 1742 an führte der religiöse, geistige und soziale Druck zu Flucht und Auswanderung nach dem preußischen Oberschlesien. Das durch wirtschaftliche Zwänge und politische Rücksichten verursachte Tauwetter, das im Zeichen eines neuen aufgeklärten Geistes und eines reformerischen Katholizismus stand, führte auch in Österreichisch-Schlesien zur stufenweisen Auflockerung und mildereren Auslegung der staatlichen Religionsgesetzgebung. Für die Kolonisationsbewegung in Ungarn, Galizien, der Bukowina vor allem wurden die strengen Religionsgrundsätze aufgegeben. Der Tod der Kaiserin 1780 beendete die gegenreformatorische Geschichte des Protestantismus in den habsburgischen Erbländern, in Böhmen und Ungarn. Gerade sie aber verdient unser besonderes Interesse aus menschlichen, religiösen, konfessionellen, nationalen, siedlungsgeschichtlichen und wirtschaftlichen, besonders aber gesellschaftlichen Gründen. Darum wurden die bedeutungsvollen Gesichtspunkte auch wegen unserer Forschungslage besonders herausgehoben.

Als die Toleranzpatente Josephs II. für Ungarn und Österreich (1781) allen Nichtkatholiken Duldung ihres Glaubens und seiner Ausübung gewährt hatten und das Zeitalter der frühen Toleranzzeit für die Kirche des Reiches begann, erblühte neues Leben. Toleranz und Bauernbefreiung machten Joseph II. zum „Volkskaiser“ bei den Evangelischen und „Josephinische Gesinnung“ wurde eine Grundsäule evangelischen Gemeinde- und Kirchenverständnisses in Österreich. Freilich hatte für Schlesien das Patent nicht dieselbe konstitutive Bedeutung wie in den anderen habsburgischen Ländern. Doch entstanden überall die Toleranzgemein-

den; aufgrund der Prediger- und Lehrerstellen kamen Geistliche aus Franken, Nürnberg oder Württemberg in die Erbländer, nach Teschen aber aus Ungarn. Da zur Zeit des Patenterlasses die Gemeinde der Teschener Gnadenkirche als einzige in Österreich das Recht freier öffentlicher Religionsausübung, eine eigene Kirche und Schule und ein eigenes Konsistorium hatte, knüpfte an sie der Neuaufbau der Toleranzgemeinden und überhaupt der evangelischen Kirche in den österreichischen Erblanden der Habsburger nach der Gegenreformation an, wurde sie Mutterkirche der evangelischen Kirche in Österreich. Mit den Agenden von 1788 und 1829 obsiegte die Aufklärung in der evangelischen Kirche Österreichs und blieb bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bestimmend. Der aufgeklärte, absolutistische kaiserliche Wille hatte in den Ländern des Kaiserstaates einen Neuanfang der evangelischen Kirche gesetzt; der Neuaufbau des Kirchen- und Schulwesens zog sich aber bis 1848 hin. Da die 1821 eröffnete Protestantisch-theologische Lehranstalt in Wien die nötigen Theologen für die Toleranzgemeinden nicht ausbilden konnte und das oberungarische Luthertum seinen starken Einfluß auf den österreichischen Protestantismus verloren hatte, wurde das Vollgymnasium Teschen kurze Zeit neben Wien auch ein geistlicher Mittelpunkt der evangelischen Kirche Österreichs. Doch verlor es seine Bedeutung, seitdem im Zuge der Revolution von 1848 die Wiener Lehranstalt 1850 zur Fakultät mit Promotionsrecht erhoben wurde. Als Nachfolgerin der Gnadenschule und des Theologischen Gymnasiums blieb das evangelische Staatsgymnasium in Teschen eine bevorzugte Bildungsstätte für alle evangelischen Gemeinden Österreichs. Mit der Jesusschule begann die neuere Geschichte des evangelischen Schulwesens in Österreich-Schlesien. Den Weg in die volle Freiheit eröffneten aber erst der Zusammenbruch des Neoabsolutismus Kaiser Franz Josephs, der Erlaß des Protestantentpatents für Ungarn und die Freiheitsrechte für die evangelische Kirche in Österreich. Die Teschener Kirche leistete als Superintendentur für die Gemeinden in Galizien und in der Bukowina zwei Jahrzehnte ihren Beitrag für den Aufbau der evangelischen Kirche in diesen neuen Gebieten. Der Ausbau der Toleranzgemeinden geschah im Geiste der herrschenden theologischen Aufklärung und eines gemäßigten Rationalismus, ohne daß ortho-doxe und pietistische Frömmigkeit verschwanden.

Die bürgerliche, geistig wie politisch liberale Revolution von 1848 hatte den Umschwung von der Toleranz zur Glaubensfreiheit und Gleichberechtigung gebracht. Eine starke Kraft war dabei die liberale Opposition gegen den Neoabsolutismus im Zusammenhang mit der vom Volk gewählten verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung von 1848 in Frankfurt, in der die evangelische Kirche Österreichs durch die beiden schlesischen Abgeordneten vertreten war. Noch dynamischer und lauter aber wurden auch durch den Bielitzer Pfarrer Schneider, den einzigen Reichstagsvertreter der evangelischen Gemeinden, deren Interessen auf dem Konstituierenden österreichischen Reichstag in Wien (1848) und Kremsier (1849) vertreten. Schneider entstammte einer Bielitzer Tuchmacherfamilie, die aus Breslau zugewandert war. Die Revolution entband in Schlesien erstmals die Nationale Frage, die beim Zerfall der Donaumonarchie schicksalhaft wurde. Für das Eindringen des Panslawismus auch als kulturell-politische Kraft wurde die Zusammenfassung der lutherischen Gemeinden Mähren-Schlesien in einer Superintendenten-

tur ebenso bedeutsam wie deren enge Bindungen zum Luthertum Oberungarns zwischen 1781 bis 1848. Winkler, Freund und Landsmann Palackýs, Vertreter panslawistischer Ideen und Leipziger Burschenschaften, durch Palacký in Verbindung mit Kollár, fand im Theologischen Gymnasium zu Teschen einen Ansatzpunkt für sein Wirken für die panslawische Einheit auf dem Wege literarischer Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der einen slawischen Nation, die in Schüलगemeinschaften gepflegt wurde. Für die Entstehung eines polnischen Volkstums- und Nationalgedankens im Teschener Schlesien wurde die im Verlauf des magyarisch-slowakischen evangelischen Sprachen-, Kultur- und Kirchenkampfes erfolgte Abgrenzung des slowakischen und tschechischen Slawentums und die Geburt einer eigenen slowakischen Nation entscheidend. Der Erwecker des polnischen Nationalbewußtseins bei den Polen des Teschener Landes wurde der slowakisch-lutherische Theologe Paul Stalmach aus Bažanowic bei Teschen. Er war als Deutscher nach Preßburg gekommen und lernte dort, daß die slawischen Schlesier keine Tschechen, sondern Polen seien. Sein slawisches Selbstverständnis und politisches Denken festigte sich durch die Freundschaft mit L'udovít Stúr (1815—1856). Es ist jedoch auffällig, daß im Gegensatz zur Frankfurter Nationalversammlung und zum Konstituierenden Reichstag der Prager Slawenkongreß und die Aufforderung Palackýs zum Boykott der Nationalversammlung in der schlesischen Bevölkerung kein Echo geweckt hatte. Die Teschener Slawophilen hatten keinen Einfluß mehr.

Die liberalen Forderungen nach bürgerlicher, politischer, religiöser Freiheit und verfassungsmäßigen Zuständen, militärische und politische Niederlagen und wirtschaftliche Zwänge beendeten das Jahrzehnt des Neoabsolutismus mit dem Oktoberdiplom von 1860. Den eigentlichen liberalen Auftakt brachte das Patent vom 8. April 1861, das die Angelegenheiten der Evangelischen Kirche Augsburgischer und Helvetischer Bekenntnisses und die staatsrechtlichen Beziehungen regelte (Protestantenpatent für Österreich) sowie volle Glaubensfreiheit und kirchliche Autonomie gewährte. Der leitende Minister Schmerling sah in diesem Denkmal liberalen Geistes ein Mittel der gesamtdeutschen Politik Österreichs, das 1866 scheiterte. Die schlesischen Gemeinden konnten nun ihr kirchliches Leben auf presbyterial-synodaler Grundlage in Freiheit aufbauen. Das protestantische Schulwesen erlebte einen neuen Auftrieb. Die Bewahrung der Einheit der lutherischen mährischen und schlesischen Gemeinden in einer Superintendentur täuschte aber nicht hinweg über den schon erfolgten Bruch der Einheit des mährisch-schlesischen Luthertums. Die Forderung nach Gleichberechtigung scheiterte zunächst an dem als Staatsgesetz geltenden Konkordat, die nach kirchlicher Autonomie an dem vom Kaiser beanspruchten Summepiskopat. Diese staatskirchenrechtlichen Fragen wurden Gegenstand parlamentarischen Ringens, das Wagner ausführlich dargestellt hat. Gleichzeitig aber tobten leidenschaftliche theologische Auseinandersetzungen, die von der Erweckungstheologie Schleiermachers ausgingen, deren Fronten fließend waren und die verschiedene Stellung zu Geist, Kultur, Politik, Sozialbewegungen bezogen. Sie spiegelten sich in kirchlichen Blättern von verschiedener Dauer. In Teschen setzte sich erst nach 1865 das Neuluthertum durch und fand eine Heimstatt am evangelischen Staatsgymnasium (Jungslowake Borbis); es verband sich mit dem seit

1848 in Schlesien auftretenden polnischen Nationalgedanken und gebar einen polnischen „Evangelizismus“ als Abart des politischen polnischen Messianismus. Die evangelische Kirche Österreichs wurde an der Seite der demokratischen und liberalen Kräfte in den „Kulturkampf“ einbezogen, der eine gesamt europäische Tatsache mit Vorboten in Bayern, Baden, Hessen war und in Österreich vom Konkordat von 1855 ausging. Die katholische Kirche befreite sich im Schwung der katholischen Erneuerung 1848/49 von den Fesseln des Josephinischen Staatskirchentums und gewann so ihre Freiheit vom Staate. Das Konkordat vom 18. August 1855 bildete den staatsrechtlichen Höhepunkt der katholischen Restauration des 19. Jahrhunderts („der größte Triumph der Kirche seit der Reformation“). Die katholische Kirche wurde eine privilegierte Staatskirche. Kaiser Franz Joseph sah darin ein Kernstück des staatlichen Neuaufbaus im Kaiserstaat, insofern die Einheit des Vielvölkerreiches auf Krone und Katholizismus gestellt wurde. Die evangelische Kirche wurde nicht gleichgestellt, sondern blieb abgestuft geduldet und unter staatliche Kontrolle gestellt. Darum lehnte sie das Konkordat, den Neoabsolutismus und seine weltanschaulichen Grundlagen ab. Geistlichkeit und Gemeinden fühlten sich dem antiklerikalen toleranten Staatsgedanken Josephs II. weiter verpflichtet. Sie schlossen sich der Verfassungspartei Schmerlings an, die der Kirchen- und Kulturpolitik eine neue Wendung gab und das Konkordat zum Zentralthema des Kulturkampfes machte, der fast ebenso hart wie der preußische war. Seinen Anfang nahm er im Protestantenpatent, das das Konkordat erstmals durchbrach und die konfessionelle Parität aller anerkannten Religionsgesellschaften einleiten sollte. Der oben genannte Schneider war zwischen 1861 und 1870 der einzige Vertreter des österreichischen Protestantismus im Parlament, und der kam aus Schlesien. Der Superintendent erhielt im schlesischen Senior Haase im Reichstag einen führenden theologisch-kirchlich-publizistischen Mitstreiter. Von ihm stammt die protestantische Antwort von 1863 auf den antilutherisch-antireformatorischen Brief des Fürstbischofs von Trient: „Wir leiden — wir arbeiten — wir beten“. Das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma von 1870 gab den Anlaß zur Aufkündigung des Konkordates im gleichen Jahr. Damit war der Weg frei für die Lösung der noch ausstehenden interkonfessionellen Fragen für die Protestanten, und es konnten die Beziehungen zwischen Staat und Kirche neu geregelt werden.

Die Zugehörigkeit der katholischen Kirche Schlesiens zum preußischen Bistum Breslau gab dem Kulturkampf in Österreichisch-Schlesien eine besondere Note. In dessen Gefolge verzahnten sich die nationalen und politischen Belange der slawischen Völker der Donaumonarchie mit der ultramontanen Bewegung, die ein Kind des Kulturkampfes war. Anders als in Ungarn, Böhmen und Mähren blieb das dreisprachige Kronland bis 1867 frei von Nationalitätenkämpfen, weder die evangelische noch die katholische Kirche hatten Nationalitätenprobleme; Deutsch, Tschechisch, Polnisch waren gleichberechtigte Kultsprachen, die Geistlichen sprachen zwei und drei Sprachen. Die Teschener Nationalitätenkämpfe waren von Böhmen und Mähren inspiriert und zwar in Zusammenhang mit den Wahlen in das Abgeordnetenhaus und in den Landtag. Seit dem deutsch-ungarischen Ausgleich von 1867 wandten sich die Tschechen von Österreich ab; Palacký nahm im gleichen Jahr am Zweiten Slawenkongreß in Moskau teil. Tschechische Katholiken forder-

ten den Anschluß des bislang zu Breslau gehörigen Bistumsanteils von Mähren-Schlesien an Olmütz. Schlaglichter warfen die Vorgänge auf den zweiten General-synoden der Evangelischen Kirche Augsburgischer und Helvetischer Bekenntnisses in Österreich. Die reformierten Tschechen versuchten aus konfessionell-nationalen Motiven die seit dem Toleranzpatent einheitliche evangelische Kirche Österreichs in zwei unabhängige evangelische Kirchen mit getrennter Verfassung und Verwaltung zu sprengen. Der schlesische Landtag lehnte 1868 die Einbeziehung Schlesiens in die Länder der Wenzelskrone ab. Die panslawische Bewegung war im alten Herzogtum Teschen in national-kontroverse Gruppen aufgespalten. In Schlesien waren nicht die staatsrechtlichen Fragen, sondern die Verbindung der ultramontan-klerikalen Bewegung mit den nationalen Problemen entscheidend für die nationale und politische Entwicklung. Die ultramontan-klerikale Massenbewegung erreichte unter der Führung des vom Vatikan gestützten Episkopats ihren Höhepunkt nach der Aufkündigung des Konkordats. Sie kämpfte für die uneingeschränkte Gültigkeit des Konkordats, die Erhaltung des katholischen Österreich, gegen den weltanschaulich-politischen Liberalismus (Syllabus), dem sie Gottlosigkeit und Irreligiosität, Verleugnung aller sittlichen Werte, Vernichtung von Religion und Kirche vorwarf. Sie nahm den Charakter einer politischen Partei an. In Österreichisch-Schlesien wurde wie in anderen gemischtsprachigen Gebieten des Reiches die Verbindung der religiösen und kirchenpolitischen Ziele des Ultramontanismus mit dem nationalen Föderalismus der Slawen geschichtswirksam. Der polnische Nationalgedanke setzte sich zuerst theologisch durch. Ultramontane, nationale, föderale Interessen flossen zusammen. Die schlesischen Protestanten kämpften für die staatsrechtliche Selbständigkeit ihrer Heimat als eines eigenen Kronlandes. Teschen war im Brennpunkt der Auseinandersetzungen, in denen Kulturkampf und Ultramontanismus sich mit theologischen, kirchlichen, konfessionellen, politischen und nationalen Fragen vermengten.

Schlesien stand am Ende der ziebziger Jahre unter dem Eindruck des tiefen geistigen und religiösen Wandels, der Österreich beherrschte. Der Liberalismus hatte dem Nationalismus und Sozialismus Platz gemacht. Schlesien behielt bis zum Ende der Monarchie seine deutsche Landtagsmehrheit und Landesregierung, doch rückten mit der Ära Taaffe, die sich auf eine deutsch-konservative, klerikale, tschechische und polnische föderalistische Parlamentsmehrheit stützte, die von Wien aus mitgelieferten nationalen Fragen in den Vordergrund; letztere gewannen in den polnisch sprechenden Landgemeinden ein größeres Gewicht; denn hier war die seit der Reformationszeit gewachsene konfessionelle Gemeinschaft mit dem deutsch-österreichischen Protestantismus zur kulturellen und politischen Sperre gegenüber den Katholiken geworden. Die bedeutendste Gestalt der polnischen Nationalbewegung im Herzogtum Teschen wurde Pfarrer Michejda (1848—1921), ein Schüler des Teschener Staatsgymnasiums, Theologiestudent in Wien und Jena, von Schneider ordiniert, der als Pfarrer einer deutschen Kolonistengemeinde in Galizien angefangen hatte und dann Nachfolger Winklers in Nawsı wurde (1874—1921). Er vertrat den polnischen „Evangelizismus“ des bedeutenden Pfarrers Otto ohne dessen religiöse Missionsideologie. Sein Geschichtsbild war geprägt vom größten polnischen Dichter Adam Mickiewicz, vom tschechisch-slowakischen Panslawismus und

von der Jenenser lutherischen Vermittlungstheologie. In der Ära Taaffe wurden die schlesischen Verhältnisse immer abhängiger von den politischen Kräfteverhältnissen im Parlament und von der Politik der wechselnden österreichischen Kabinette. Parlamentarische Mehrheiten mußten durch politische Zugeständnisse an nationale Koalitionspartner erkaufte werden; deshalb war seit Taaffe keine Regierungsbildung ohne die Beteiligung der polnisch-galizischen Parlamentsfraktion mehr möglich, der auch ein Referent für schlesische Fragen angehörte. Alle Lösungsversuche der Sprachen- und Nationalitätenfragen Österreichs scheiterten im Parlament an der Obstruktion der Slawen oder Deutschen, am deutschen oder slawischen Nationalismus. Seit 1870 wurden alle Parlamente vorzeitig aufgelöst, die österreichische Monarchie war unregierbar geworden, und der Ausbruch des Ersten Weltkrieges beendete praktisch das parlamentarische Leben. In diesem Wechsel blieb das Kronland Schlesien ein Hort politischer Stabilität, wenn auch die schlesischen Landtagsdebatten und -verhandlungen die Gesamtsituation in Sprachen-, Nationalitäten- und Staatsrechtsfragen widerspiegeln und es zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen der (deutschen) Landtagsmehrheit und dem „Slawischen Block“ kam.

Eine Zäsur im geistigen und politischen Leben Österreichisch-Schlesiens bildeten die Landtags- und Parlamentswahlen von 1885, 1890/91, 1896. Der Kulturkampf war abgeebbt und durch den nationalen Kampf ersetzt worden. Im schlesischen Katholizismus und Protestantismus vollzog sich der Bruch der politischen Einheit auf nationaler Grundlage. Im Spannungsfeld konfessioneller Gegensätze entwickelte sich der Nationalismus. Das schlesische Parteiengefüge wandelte sich seit dem Eintritt der Sozialdemokratischen Partei in den politischen Kampf. Doch spaltete sich auch die Arbeiterbewegung trotz Solidarität in tschechische, deutsche, polnische Parteien und Landesverbände. Die nationale Entwicklung überholte aber auch den politischen Ansatz des Verbandes schlesischer Katholiken. Die „nationale Schutzarbeit“ vertiefte den politischen und nationalen Bruch im schlesischen Protestantismus. Die Schutzverbände gewannen im dreisprachigen Schlesien zusehends Einfluß auf Konfessionen und Kirchen und seit der Ära Taaffe entfaltete sich auch eine offene tschechisch-politische Gegnerschaft. Der genannte Pfarrer Michejda wurde in der polnischen Schutzarbeit die zentrale Figur. Seine parteipolitischen Entscheidungen wurden für den Teschener Protestantismus schicksalhaft. Bei den Polen des Gebietes hatten Industrialisierung, Einwanderung von etwa 120 000 galizischen Polen nach Schlesien bis 1910, der Aufstieg der Sozialdemokratie und der nationalen Schutzarbeit, die innerpolitischen Dauerkrisen der Monarchie und die Außenpolitik die Parteienszenerie verändert. Michejda vollzog 1906 den Anschluß seines Politischen Volksverbandes an die Nationaldemokratische und damit an die Polnische Nationalpartei, die von Warschau aus gelenkt wurde. Die gegensätzlichen nationalen Zukunftserwartungen des Teschener Herzogtums formulierten im gleichen Jahr 1908 für die Tschechen Eduard Beneš, für die Polen der Neoslawist Roman Dmowski, deren Programme durch die Auflösung der Donaumonarchie Wirklichkeit wurden. Die politische Landschaft im Herzogtum änderte sich in den letzten schlesischen Landtagswahlen von 1909. Das hatte die Gründung des „Schlesischen Volksbundes“ (1908) durch den evangelischen Oberlehrer Koz-

don († 1949) ausgelöst; der spätere „Bund der Schlesier“ wollte eine überkonfessionelle Heimatpartei sein. Michejda warf der schlesischen Volkspartei Verrat und deutsches Engagement inmitten einer slawischen Bevölkerung vor. Dem politischen und nationalen Bruch unter den evangelischen Polen lag ein unterschiedliches Kirchenverständnis zugrunde. Die allpolnischen Nationaldemokraten Michejdas erstrebten eine nationalpolnische evangelische Kirche von den Karpaten bis zum Baltikum. In der Polnischen National- wie in der Schlesischen Volkspartei lebte das seit 1848 gegensätzliche politische Erbe der Pfarrer Kotschy, Zlik, Klap-sia, Schneider und Stalmach fort.

Aus der Haltung der Geistlichen und Gemeinden, die vor allem in den Seniorats- und Superintendentenwahlen und in den Senioratsvertreterwahlen zu den Generalsynoden zum Ausdruck kommt, werden die Maßstäbe für die Haltung des schlesischen Protestantismus deutlich, dessen zeitgemäße Züge vom Kulturkampf, vom Ultramontanismus und Nationalitätenstreit geprägt waren. Schlesien hatte unter allen Kronländern Österreichs die stärkste evangelische Bevölkerung. Die mährisch-schlesische Superintendentur betreute 45 Pfarr- und 6 Filialgemeinden, 47 Predigtstationen, 8 Kirchenschulen und 1 Lehrerbildungsanstalt im Jahre 1912, mit insgesamt 136 290 Seelen; das schlesische Seniorat umfaßte 106 713 Seelen in 24 Pfarr- und Filialgemeinden, 9 Predigtstationen, 4 Kirchenschulen und 1 Lehrerbildungsanstalt. Als seit dem Ende der siebziger Jahre die Industrialisierung kraftvoll sich entwickelte und mit ihr eine verstärkte Wanderbewegung und eine Verschiebung der Bevölkerungsstruktur einsetzten, sahen sich Kirche und Geistliche vor große neue Aufgaben gestellt, zumal die alten Gemeindeverbände sich auflösten; es mußten neue Kirchengemeinden gegründet werden, vor allem in dem schnell anwachsenden Kohle- und Hüttenrevier von Oslau-Ostrau-Karwin-Freistadt-Trzynietz-Oderberg in Ostschlesien. Allerdings lagen die industriellen Schwerpunkte in katholischen Teilen des Herzogtums Teschen; auch die Wanderbewegung erfaßte die Evangelischen kaum. Die Gemeinden Teschen und Bielitz behaupteten ihre Vorrangstellung, unter Senior Haase war Teschen Zentrum der Administration und der geistigen Führung des schlesischen Protestantismus im Kulturkampf, seiner parlamentarisch-politisch repräsentativen Vertretung und der Inneren Mission. Die „Gnadenkirche“ hatte einen Ehrenvorrang und das Albrechtgymnasium war ein Zentrum evangelischer Bildung für Österreich. Neben Wien war Bielitz ein geistlicher Mittelpunkt des österreichischen und des schlesischen Protestantismus. Nach Asch stand darum zu Recht das zweite Lutherdenkmal Österreichs, das 1900 enthüllt wurde, in Bielitz. Sonst bewegten sich Verfassung und Verwaltung sowie das kirchlich-religiöse Leben der Gemeinden in den Bahnen des österreichischen Luther-tums. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts drangen Sekten in schlesische Gemeinden ein: Spiritisten, Adventisten, Christliche Gemeinschaftsbewegung (CVJM). Der Rückgang und das Verschwinden des evangelischen Schulwesens waren besiegelt. Die Arbeit der Inneren Mission, wie sie von Wichern und Fliedner begründet wurde, war in Österreich erst nach dem Protestantenpatent möglich, doch hatte sie ihre Traditionen in der vorreformatorischen Armenpflege und Einübung in die Werke der Barmherzigkeit, in der Armenpflege der Hallenser Theologen in Teschen und den „Enthaltsamkeitsvereinen“ von 1844 (Kotschy). Der Sozialismus und die

Soziale Frage erheischen seit 1890 auch von der protestantischen Kirche Schlesiens eine Antwort, da sie nicht nur die Arbeiterschaft von Bielitz und Teschen ergriffen, sondern auch in die Landbevölkerung eindringen. Der schlesische Protestantismus stand den sozialen Fragen viel aufgeschlossener gegenüber als die ultramontan-klerikalen Konservativen. Die anfänglich übernationale Arbeiterschaft in Schlesien spaltete sich in drei nationale Parteien, die innerhalb der Parteien die stärkste parlamentarisch-politische Kraft wurden, auch auf dem Lande. Bemerkenswert ist, daß in Schlesien die für die Deutschen Böhmens bezeichnende „Los-von-Rom-Bewegung“ keinen Eingang fand. Sie ging von Wien aus, das auch ihr Schwerpunkt blieb, und erfaßte die Alpen- und die böhmischen Länder. Den Anlaß dafür gab der Zusammenschluß der Alpenländischen Katholischen Volkspartei mit den Slawen gegen die deutschen Minderheiten, die in Böhmen und Mähren badenische Sprachenverordnungen bekämpften.

Der nationale und politische Bruch im schlesischen Protestantismus hat weder die Zusammenarbeit der Gemeinden erschüttert, noch auch den Einflüssen politischer Parteien und Weltanschauungsgruppen in der Kirche Tür und Tor geöffnet. Zu stark war das gemeinsame Kirchen- und Staatserlebnis, zu prägsam die Diaspora, zu autonom und freiheitlich die kirchlichen und personalen Entscheidungen, zu intensiv die Heimatliebe und der österreichische Staatspatriotismus. Im Gegensatz zu Böhmen und Mähren hielten die schlesischen Protestanten an Protestantentum, Kirchenverfassung und dem Prinzip der übernationalen Einheit von Gemeinde, Seniorat und Superintendentur fest. Natürlich war der Prozeß nationaler Bewußtseinsbildung auch hier nicht aufzuhalten; er erreichte in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts seinen Höhepunkt. Teschen blieb das Zentrum kirchlicher und nationalpolitischer Spannungen. Der Erste Weltkrieg beeinflußte das kirchliche Leben sehr stark und der Zerfall der Donaumonarchie führte die Aufteilung des Kronlandes Schlesien unter die neuen Staaten der ČSR und der Republik Polen herbei und zerstörte die Einheit des österreichisch-schlesischen Protestantismus. Seit Ende Oktober 1918 verfiel für lange Zeit die staatliche, politische und wirtschaftliche Ordnung; politischer Terror und Bandenkämpfe, Verhaftungen, Geiselnahmen, Morde, Inflation, Arbeitslosigkeit, Hunger und Streiks beherrschten das Land. Durch Entscheidung der beauftragten Botschafterkonferenz vom 28. Juli 1920 wurde das Herzogtum Teschen zwischen Polen und der Tschechoslowakei geteilt: 15 Kirchengemeinden und 50 000 Seelen fielen an die ČSR, 10 Kirchengemeinden und 43 000 Seelen an Polen, darunter 16 000 deutschsprachige. In beiden Staaten aber nahm der Protestantismus eine andere Richtung; die kirchlichen Verhältnisse wurden nach sprachlich-nationalen Strukturprinzipien neu geregelt.

Das mit reichen Literaturangaben und Registern versehene Buch ist deshalb seinem Inhalt, seinen Problemen und seinen Ergebnissen nach so ausführlich in dieser Rezension vorgestellt worden, weil es in exemplarischer Weise und in vollem Bewußtsein des Problem- und Sachumfanges weit über eine lokal-regionale Studie hinaus sowohl den Modellfall einer konfessionell, national und auch herrschaftlich-staatlich gemischten Zone von den Anfängen bis 1920 erarbeitet, wie auch zugleich eine regional bestimmte Geschichte der evangelischen Kirche und konfessionellen

Minderheit und ihrer inneren Zusammenhänge in den Erb- und Kronländern bietet. Die Fülle der Anregungen, der aufgeworfenen Probleme und die Analyse des regionalen und gesamtstaatlichen Zusammenhangs machen das Buch zu einem unentbehrlichen Handbuch nicht nur für die österreichische Kirchen-, Religions- und Staatsgeschichte, sondern zeichnen scharf das geistig-kirchliche Gesamtprofil in einer Prosopographie und entwerfen die Züge der inneren theologisch-kirchlich-religiösen und auch der gesellschaftlichen Verflechtungen auf einer bedeutenden Drehscheibe und Nahtstelle des südostmitteleuropäischen Raumes mit seiner gerade hier sichtbaren Funktion von Grenzsituationen. Man muß das Buch auch all denen empfehlen, die sich mit Volkstums- und Nationalitätenfragen beschäftigen, weil sie hier auch viele personale Zusammenhänge erblicken. Ich sehe darin zudem eine überzeugende Analyse der Bedeutung des aufgeklärten Josephinismus wie der Folgen des Kulturkampfes und stelle die wichtige Rolle des Standesadels, aber auch des Klerus in der Vortoleranzzeit fest. Mit seiner großen Studie über die „Mutterkirche [Teschen] vieler Länder“ hat Oskar Wagner für weitere Studien dieser Richtung ein Modell geboten und neue Wege eröffnet.



Patrizius Kittner M.

Abb. 1: Patrizius Kittner, Photographie.
Archiv des Verfassers

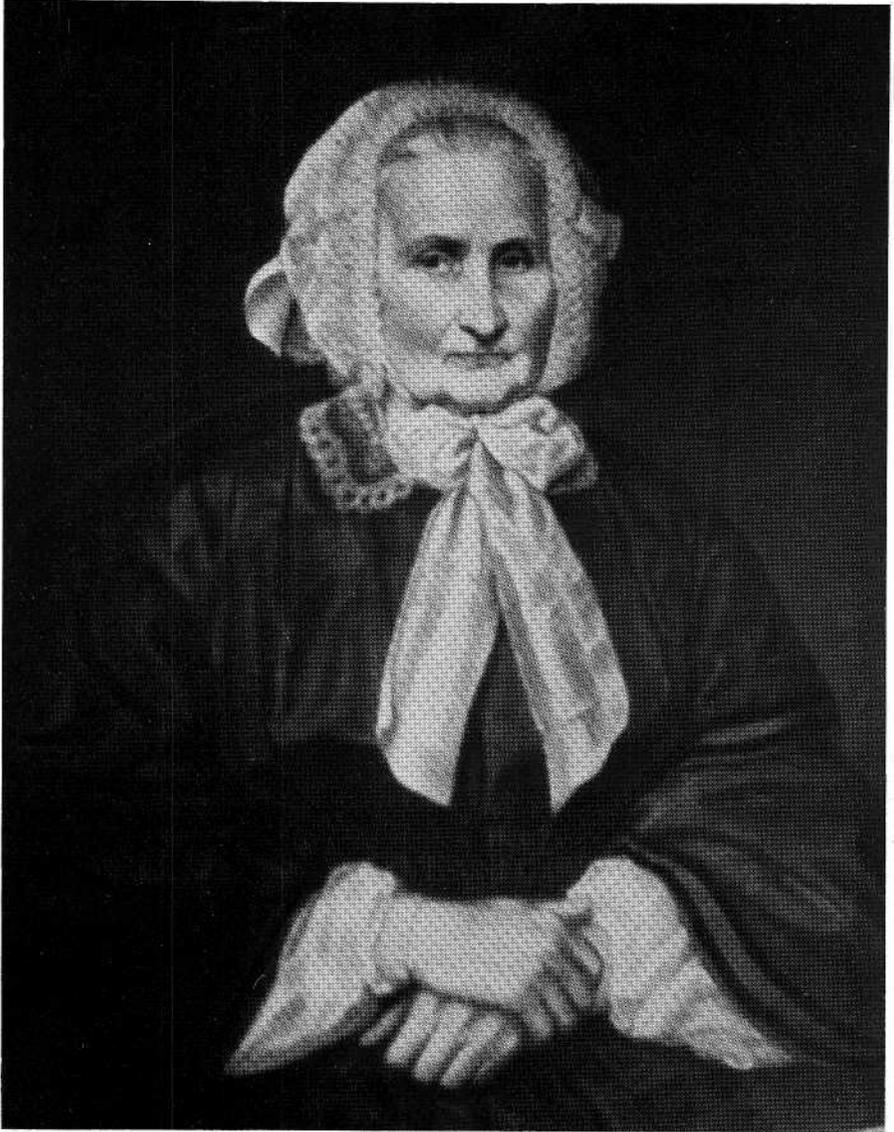


Abb. 2: Rosalia Kittner, Ölgemälde von Patrizius Kittner,
63 × 39 cm, Privatbesitz.
Repro: Dr. R. Hofmann



Abb. 3: Josefine Kittner, Aquarell von Patrizius Kittner,
14 × 10 cm, Privatbesitz.
Repro: Dr. R. Hofmann

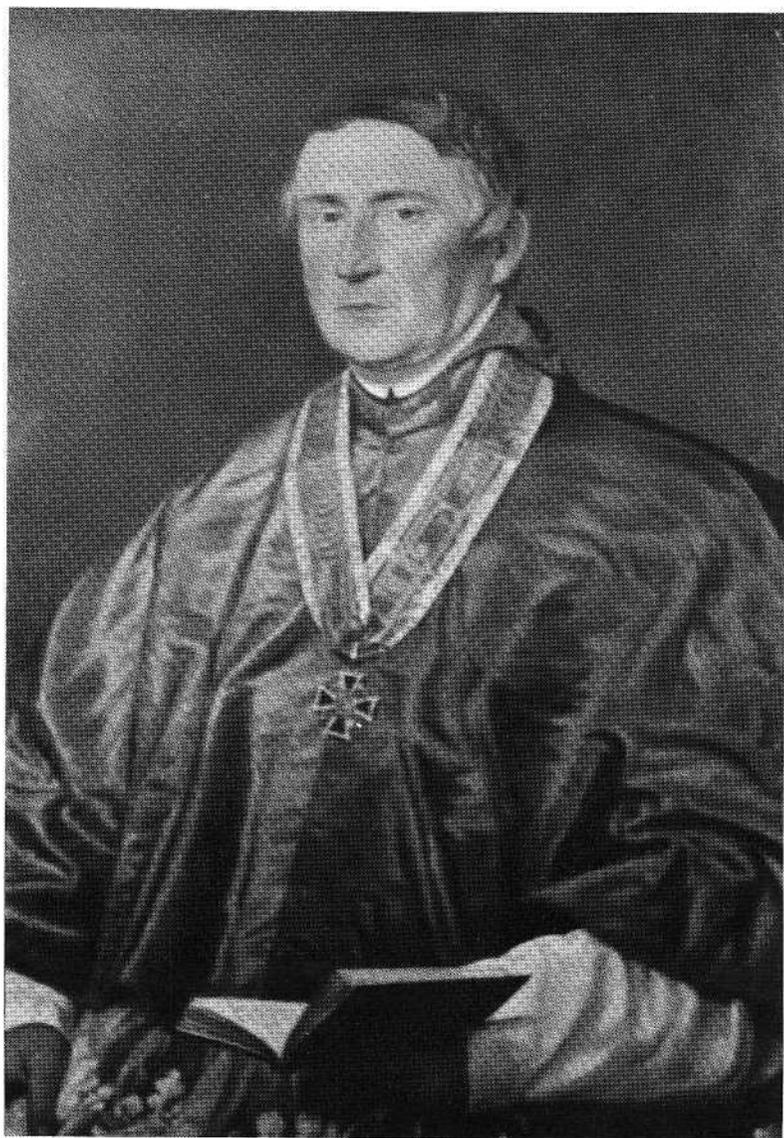


Abb. 4: Mathias Kittner, Ölgemälde von Patrizius Kittner,
102 × 77 cm, Privatbesitz.
Repro: Dr. R. Hofmann



Abb. 5: Maria Brun, Ölgemälde von Patrizius Kittner,
71 × 53 cm, Privatbesitz.
Repro: Dr. R. Hofmann

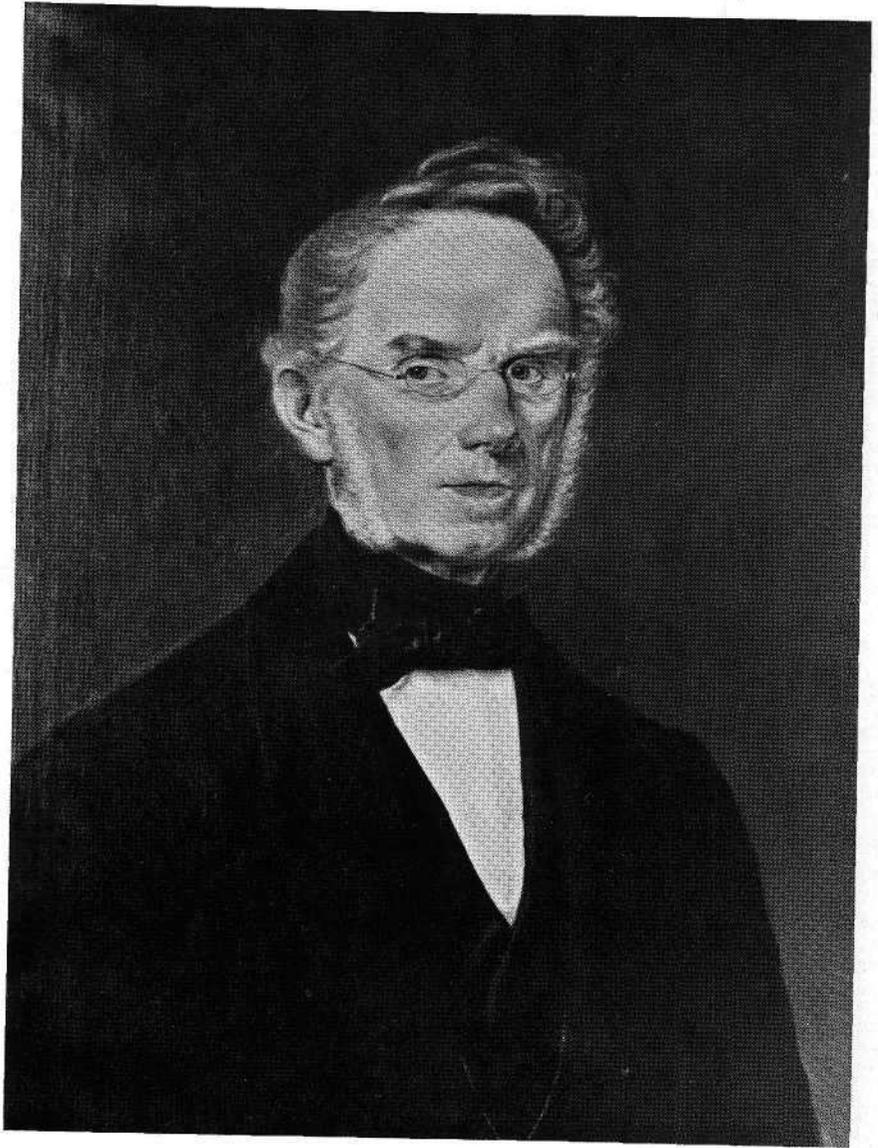


Abb. 6: Anton Brun, Ölgemälde von Patrizinus Kittner,
74,5 × 57 cm, Privatbesitz.

Repro: Dr. R. Hofmann



Abb. 7: Laura Kittner, Ölgemälde von Patrizius Kittner,
74 × 58,5 cm, Privatbesitz.
Repro: Dr. R. Hofmann



Abb. 8: Maria Kittner, Aquarell von Patrizius Kittner,
18 × 13,5 cm, Privatbesitz.
Repro: Dr. R. Hofmann



Abb. 9: Theodor Kittner, Photographie.
Archiv des Verfassers

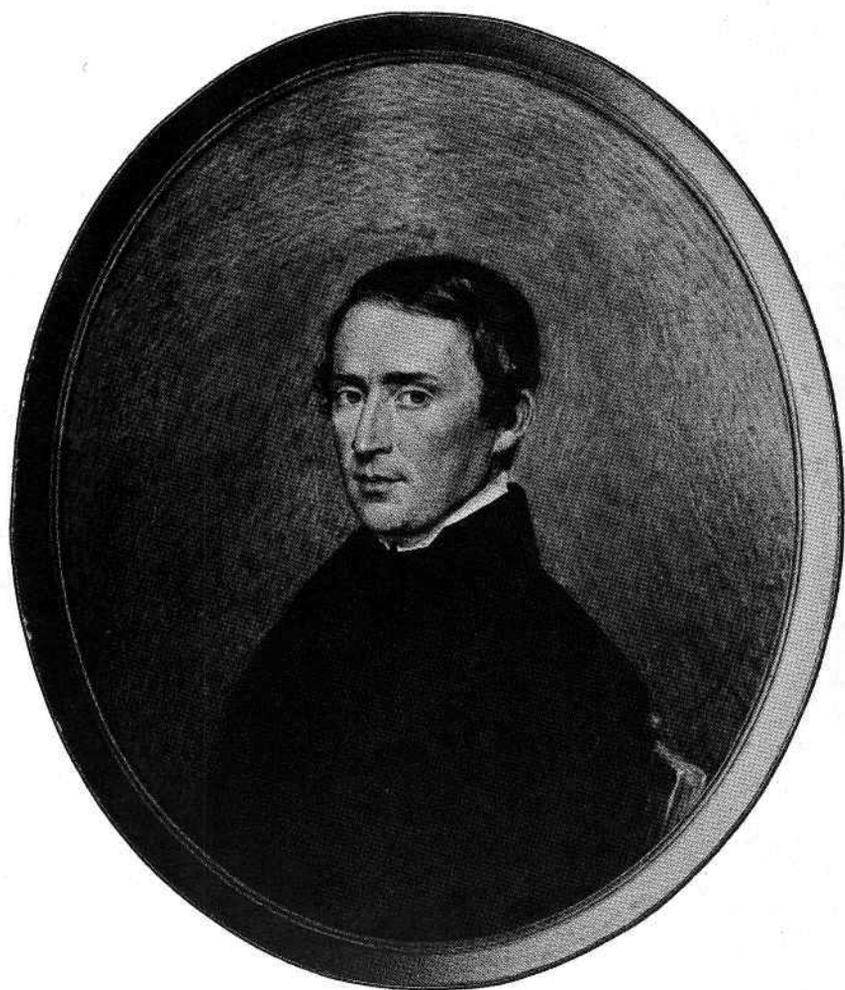


Abb. 10: Mathias Kittner, Aquarell von Patrizius Kittner,
14,5 × 12 cm, Eigentum des Verfassers.
Repro: Dr. R. Hofmann



Abb. 11: Moriz Spegele, Bleistiftzeichnung von Patrizius Kittner,
22 × 18,5 cm, Archiv des Verfassers.
Repro: V. Martin



Abb. 12: Malpult des Miniaturmalers Patrizius Kittner,
Privatbesitz.

Aufnahme: Dr. R. Hofmann

DIE NIKOLSBURGER JAHRE DES PORTRÄTISTEN PATRIZIUS KITTNER

Von Richard A. Hofmann

Die Miniaturmalerei blickt auf eine jahrtausendealte Geschichte zurück. Im allgemeinen fügte sie sich in die Entwicklungsstadien der übrigen Malerei ein. Allerdings war sie lange Zeit keine selbständige, sondern eine mehr dienende Kunstgattung, da sie hauptsächlich zur Illustration von Handschriften und Büchern verwendet wurde. In Deutschland gehörte das von Dürer illustrierte Gebetbuch des Kaisers Maximilian zu den Höhepunkten der Buchmalerei. Im 16. Jahrhundert wurde diese Art der Miniaturmalerei durch den Buchdruck verdrängt.

Das bedeutete jedoch nicht ihr Ende, im Gegenteil, sie wurde nun zu einer selbständigen Kunstgattung. Für Malereien kleinen und kleinsten Formats, bei denen Holz, Elfenbein, Pergament und Metall mit Wasser-, Öl- oder Deckfarben bemalt wurden, wurde jetzt diese Bezeichnung verwendet. Die Motive dieser neuartigen Miniaturmalerei waren hauptsächlich Porträts, also Bildnisse, die in vermögenden Kreisen sehr beliebt wurden.

Dieser Kunst der Miniaturmalerei hat sich um das Jahr 1830 der junge Brüner Landesbeamte Patrizius Kittner verschrieben. Doch die Situation in Brünn war für ihn insofern ungünstig, als durch die zentralistischen Bestrebungen des theresianischen und josephinischen Zeitalters Mähren in einen unfruchtbaren Provinzialismus abgesunken war. Der Adel und die wichtigsten Ämter waren nach Wien gezogen. Die entstandenen Lücken und das immer seltener gewordene Mäzenatentum konnten durch das Bürgertum nur in geringem Maße ausgefüllt und ersetzt werden. Also zogen auch viele Künstler und junge Talente in die Reichshauptstadt. Kittner konnte diesem Zuge aus beruflichen und familiären Gründen, nicht zuletzt aber auch wegen seiner Anhänglichkeit an die Vaterstadt Brünn, nicht folgen. Wenn er es hier trotzdem zwar nicht zu Reichtum, aber zu einer beachtlichen Meisterschaft brachte, so verdankt er dies nicht bloß seiner malerischen Begabung, sondern auch seinem beispiellosem Fleiß und seiner Ausdauer. Im Alter erst hat Kittner Brünn verlassen, um — immer seiner Liebblingstochter Maria folgend — über Nikolsburg nach Wien und Niederösterreich zu gehen.

Patrizius Kittner (Abb. 1) war eine bemerkenswerte Persönlichkeit, dem schon zu Lebzeiten viel Beachtung und Anerkennung gezollt wurde, ohne daß er als Künstler die Publizität gesucht hätte.

In unserer bisherigen südmährischen Literatur vermißt man seinen Namen. In ihr findet man keine Andeutung, daß er etwa sieben Jahre seines Lebens in Nikolsburg zugebracht und gearbeitet hat. Nicht einmal die Nikolsburger Lokalpresse jener Zeit hat m. W. von ihm Notiz genommen. Selbst Leisching erwähnt diese Zeit nicht in seiner Arbeit, die er anlässlich der Brüner Silhouetten-Ausstellung im

Jahre 1906 veröffentlichte¹. Auch in seinem aus Anlaß der großen Brüner Kittner-Ausstellung im Jahre 1909 erschienenen Zeitungsartikel² läßt er Kittner den Sprung von Brünn direkt nach Wien machen, wie dies auch bei Thieme-Becker und in anderen Nachschlagewerken³ der Fall ist.

Nicht viel anders verhält es sich bei den tschechischen Autoren, die sich mit Kittners Kunst beschäftigen. Holešovský begnügt sich mit der Bemerkung, der Meister habe seinen Ruhestand außerhalb von Brünn verbracht, vorerst in Nikolsburg und zuletzt in Osterreich⁴. Kein Wort mehr berichtet darüber Machytka⁵.

Das ist nicht verwunderlich, denn das Versäumnis der rechtzeitigen Forschung auf lokaler Ebene kann später, wenn überhaupt, nur schwer wettgemacht werden. In unserem Fall gibt es nämlich keine nahe verwandten oder gut bekannten Wissensträger mehr, welche über die Nikolsburger (wie auch die späteren Wiener Jahre) der Familie Kittner berichten könnten. Es sind nur verhältnismäßig spärliche Nachrichten aus dem Nachlaß der inzwischen ausgestorbenen Familie Kittner auf uns gekommen und eine Reihe von in der Öffentlichkeit noch unbekanntem Werken des Meisters, die gewisse Rückschlüsse auf seine Nikolsburger Zeit gestatten. Leider sind uns auch die Kirchenarchive sowie die Nikolsburger Stadt-, Schloß- und Kapitelarchive nicht ohne weiters zugänglich.

Patrizius Kittner, ein Mann von großer Vitalität und ebenso großer Bescheidenheit, war Autodidakt. Zwar genoß er angeblich — einer Familienüberlieferung zufolge — etwas Unterricht im Malen bei dem Brüner Minoriten Leopold Korompay⁶, aber dieser war eigentlich auch Dilettant, obwohl sein Vater Franz Korompay (1723—1779), der eine nicht geringe Anzahl schöner Altarbilder geschaffen und sich so als Berufsmaler einen Namen gemacht hatte, als Lehrer seines Sohnes angesehen werden könnte. Mehr mag Kittner aus zwei Büchern gelernt haben, die in seinem Besitz waren⁷. In der Hauptsache aber war Patrizius Kittner darauf

¹ Leisching, Julius: Der Brüner Miniaturmaler Patrizius Kittner. Mährisches Gewerbemuseum. Mitteilungen. Zeitschr. d. Verb. österr. Kunstgewerbemuseen (Brünn 1906) Nr. 8.

² Leisching, Julius: Patrizius Kittner. Tagesbote (Abendblatt) Jg. 59, Nr. 125 vom 16. März 1909.

³ Thieme-Becker: Allgem. Lexikon der bildenden Künstler. Bd. 20. Leipzig 1927. — Österr. Biograph. Lexikon 1815—1950. Bd. 3. Graz-Köln 1965.

⁴ Holešovský, Karel: Der Brüner Miniaturenmaler Patricius Kittner. Alte und moderne Kunst 15 (Wien 1970) Nr. 111, S. 17 ff.

⁵ Machytka, Lubor: Moravský miniaturista Patricius Kittner [Der mährische Miniaturmaler Patrizius Kittner]. Umění a svět II—III. Gottwaldov 1957—1958, S. 102 ff.

⁶ Leopold Korompay († 1829 in Brünn) war Pfarrer in Schaffa, Frain und Znaim, schließlich Spiritual bei den Ursulinen in Brünn. Er lernte das Malen bei seinem Vater und später bei Martin von Molitor in Znaim, mit dem er in der Familie Bretschneider Anschluß fand (Thieme-Becker XXI, 321).

⁷ Bowles: Kunst mit Wasser-, Öl- und Pastellfarben zu malen ... nebst Anweisung hinter Glas und in Miniatur zu malen ... Zweyte Auflage, Koburg und Leipzig, 1800. — Die Miniaturmalerei in allen ihren Teilen oder die deutliche und unterhaltende Anweisung: Portraits mit Sicherheit aufzufassen ... und mit Geschmack darzustellen. Nebst Bemerkungen über Gouache, Aquarell und Ölmalerei. Zweite Ausgabe. Ilmenau 1830 (Leisching 115).

angewiesen, sein Maltalent selbst zu einem zu seiner Zeit gern in Anspruch genommenen und auch heute von der Fachwelt sehr beachteten Künstlertum zu entwickeln. Die überaus spärliche Freizeit eines Beamten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat Kittner durch einen bewunderungswürdigen Fleiß ausgeglichen. Diesen belegen erhalten gebliebene Aufzeichnungen des Meisters, aus denen hervorgeht, daß er z. B. vom Mai 1835 bis November 1837, also in der Zeit von zweieinhalb Jahren, nicht weniger als 196 Miniaturporträts geschaffen hat ⁸.

Vor mehr als drei Generationen waren die Vorfahren von Patrizius Kittner nicht in Mähren bodenständig, sondern in Preußisch-Schlesien zuhause. Ein uns namentlich nicht bekannter Urahn wanderte von dort nach Böhmen und ließ sich vermutlich damals schon in Geiersberg (Kyšperk) bei Senftenberg im Bezirk Wildenschwert nieder. Das erste Familienglied, das wir mit Namen kennen, war der Geiersberger Bürger Joseph Kittner, dessen Sohn Dominik ⁹ die Wanderung über Nachod und Starkstadt (Stárkov) nach Kardasch-Rzetschitz (Kardašova Řečice) im Bezirk Neuhaus fortsetzte. Hier war Dominik Kittner Amtsschreiber der Fürstlich Paarischen Herrschaft und heiratete 1801 Rosalia Schimek ¹⁰, die in Nikolsburg starb. Dann zog er weiter nach Brünn, wo er zunächst Amtsschreiber der Güterdirektion des Grafen Podstatzky-Lichtenstein, dann Organist an der Stadtpfarrkirche St. Jakob und schließlich Beamter der mährisch-schlesischen Provinzialbuchhaltung wurde. Es sei hier schon auf die musischen Neigungen in der Familie Kittner überhaupt hingewiesen: Joseph Kittner war Organist in Geiersberg, Dominik Organist und Komponist in Brünn, Patrizius Kittner Porträtist und sein Sohn Theodor entwickelte — offenbar auch als Autodidakt — beachtliche Fähigkeiten als Zeichner und Landschaftsmaler. Ein letzter Nachkomme, Prof. Heinrich Prochaska, war akademischer Maler.

Patrizius Kittner entstammt also nicht einer autochthonen mährischen Familie, sondern einer deutsch-schlesischen. Allerdings zählte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den Sudetenländern immer noch die Muttersprache mehr als die nationale Zugehörigkeit. Und Kittners Muttersprache war eindeutig die deutsche. Deshalb mußte er auch im Jahre 1827 eine Sprachprüfung in der „böhmischen“, der damals zweiten Landessprache in Mähren, ablegen. Dominik Kinsky, der prüfende Translator bei dem k. k. mähr.-schles. Landesgubernium, bescheinigte deshalb Kittner, „daß derselbe von früher Jugend an sich die („böhmische“) Landessprache so (zu) eigen gemacht habe, um sich in der gewöhnlichen Umgangssprache gehörig ausdrücken, die in derselben verfaßten Druck- und Handschriften lesen, böhmische Aufsätze ins deutsche, und die deutschen ins böhmische übersetzen zu können“ ¹¹. Ähnliches hat ihm auch sein erster Vorgesetzter, der Landesadvokat Dr. Artus, bescheinigt ¹².

Die nach Böhmen eingewanderten Kittners bzw. die dort geborene erste Gene-

⁸ Leisching 117.

⁹ Hofmann, Richard A.: Dominik Kittner. Ein vergessener Brünner Musiker. Brünner Heimatbote 33 (1981) 182 ff.

¹⁰ Trauungsschein vom 19. April 1940.

¹¹ Zeugnis vom 7. März 1827.

¹² Zeugnis vom 25. März 1827.

ration hat sich völlig dem in Böhmen herrschenden guten Zusammenleben der beiden Nationalitäten — Geiersberg hatte ebenso wie Kardasch-Rzetschitz einen zahlenmäßig zumindest nicht unbeträchtlichen tschechischen Bevölkerungsteil — angepaßt. Es hat in Geiersberg, vielleicht auch in Kardasch-Rzetschitz, deutsch-tschechische Mischehen in der Familie Kittner gegeben. Es gab sogar 1885 und 1894 noch zweisprachige Partezettel in ihr¹³. An dieser liberalen und toleranten Haltung der Familie hat sich auch nach dem Ende des Bohemismus nichts geändert, dies umso weniger, als in Mähren die Beziehungen zwischen den beiden Nationalitäten immer friedlicher waren als in Böhmen.

Im Jahre 1848 gehörte Patrizius Kittner der Nationalgarde an und hat sich als Nationalgardist selbst porträtiert (Brustbild, in grünem Rock, mit rotem Kragen, oval 4,5 : 3,7 cm)¹⁴. Er stand durch seinen Sohn Theodor auch mit der Nationalgarde in Geiersberg in Verbindung¹⁵. Die Familie Kittner dürfte überhaupt auf der Seite der Verfassungspartei gestanden haben. Darauf weist zumindest ein Bericht über Wiener Vorgänge von Bruder Theodor an den Kanonikus Mathias Kittner¹⁶ hin, dessen Vorgesetzter, der Nikolsburger Propst Vinzenz Weintridt, ein Freund und Leidensgenosse des Prager Religionsphilosophen Bernard Bolzano, als katholischer Aufklärer ein eifriger Förderer der Nationalgarde war¹⁷.

Als sechstes der elf Kinder von Dominik Kittner kam Patrizius am 16. März 1809 in Brünn zur Welt. Er absolvierte das Brünner Gymnasium, arbeitete kurze Zeit als Kanzlei Praktikant beim mährischen Landesadvokaten Dr. Joseph Artus und verbrachte dann sein weiteres Arbeitsleben als Beamter der Gubernialverwaltung (Statthaltereie). Im Jahre 1867 ging er als k. k. Hilfsämter-Direktionsadjunkt in Pension und übersiedelte 1869 nach Nikolsburg, wo er bis zum Jahre 1876 ansässig war.

Die Übersiedlung nach Nikolsburg hatte familiäre Gründe. Die Familie Kittner zeichnete sich durch ein sehr stark ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl aus, das in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine große Zahl von Familienmitgliedern in Nikolsburg für kürzere oder längere Zeit zusammenführte und diese Stadt zur jahrelangen Residenz der Familie machte. Der Grund für die Wahl dieser Stadt war, daß bereits einige Verwandte hier zuhause waren.

Der erste Kittner in Nikolsburg war der Kanonikus Mathias Kittner, der ohne Benützung des Kapitelarchivs seit März 1848 hier nachweisbar ist. Wann er von Groß-Tajax, wo er nach seiner Tätigkeit in Wischau im Jahre 1835 noch Kooperator war¹⁸, hierher gekommen ist, konnte ich nicht feststellen. Am 16. Januar 1850

¹³ Parte von Josef Kittner († 22. März 1894 in Budweis), Bruder von Patrizius, sowie Parte von Josef Kittners Schwiegersohn († 1885).

¹⁴ Ausstellung Patrizius Kittner vom 7. bis 28. März 1909. — Erzherzog Rainer-Museum für Kunst und Gewerbe. Brünn 1909 (Katalog), Exponat Nr. 14. — Auktionskatalog Kende (1918) Nr. 517 (S. Anm. 38).

¹⁵ Sohn Theodor (II) an Patrizius Kittner am 11. Oktober 1848.

¹⁶ Brief vom 23. März 1848.

¹⁷ Hofmann, Richard A.: Vinzenz Weintridt (1778—1849). Ein Gelehrten-Schicksal im Vormärz. Unsere Heimat 50 (Wien 1979) 181 ff. — Ders.: Die Nikolsburger Schloßbibliothek II. Südmährisches Jahrbuch 30 (Geislingen 1981) 65 ff.

¹⁸ Notiz von Maria Kittner. — Lachmayer, Rudolf: Kirche und Pfarre St. Michael in Groß-Tajax. Klagenfurt o. J. (1965), S. 29.

fand in Nikolsburg die Trauung des damaligen Dietrichsteinschen Hauptregistrator Anton Brun¹⁹ mit Maria Kittner, einer Schwester des Künstlers statt. Dann muß Kittners Mutter, die betagte Rosalia Kittner, aus Brünn nach Nikolsburg — vermutlich zu ihrem Sohne Mathias — übersiedelt sein. Deren Wunsch sei es schon lange gewesen, nach der Pensionierung des Malers „uns alle um sich (in Nikolsburg) zu haben, durch den Tod unserer guten Helene (der Helene Wessely, geb. Kittner, einer Tochter des Künstlers, die am 25. April 1867 in Brünn gestorben ist²⁰) kam Alles anders“²¹, d. h. wohl, die Übersiedlung hat sich trotz erfolgter Pensionierung verzögert.

In der Folgezeit bewarb sich Kittners Tochter Maria um eine Anstellung als Lehrerin an der Nikolsburger Mädchenschule, welche Stelle ihr am 3. bzw. 25. Oktober 1869 zugesprochen wurde. Mit Maria übersiedelte nun auch Patrizius Kittner samt Frau und Tochter Laura nach Nikolsburg. In den Jahren 1874 bis 1877 besuchte ein Enkel des Künstlers, Theodor Kittner (III), das Nikolsburger Gymnasium²².

Gleichzeitig mit Theodor (III) kam Eduard Prochaska (geb. 1863), ein Enkel von Kittners Bruder Joseph, aus Geiersberg i. B. und drei Jahre später dessen Bruder Julius an das Nikolsburger Gymnasium²³. Dieser Julius wurde später durch Heirat nochmals mit der Familie Kittner verwandt. Schließlich sei der Vollständigkeit halber noch erwähnt, daß am 19. Juli 1865 im Blaschkaschen Hause, Nikolsburg Konstr.-Nr. 406, ein Dr. Mathias Prochaska, dessen Tätigkeit in der örtlichen Presse mindestens bis zum Jahre 1877 zu verfolgen ist, eine Notariatskanzlei eröffnet hatte²⁴. Ob er mit den Gymnasiasten gleichen Namens verwandt war, konnte nicht geklärt werden.

Bis zum Jahre 1877 löste sich die Kittnersche Residenz in Nikolsburg teils durch Todesfälle, teils durch Wegzug wieder auf. Übrig geblieben sind nach diesem Jahr nur der Schloßhauptmann Anton Brun (gest. 1889²⁵) und dessen Frau (gest. 1901²⁶) sowie der Notar Prochaska, sofern dieser den Kittners irgendwie zuzurechnen ist.

Bei einer heimatkundlichen Betrachtung stellt sich die Frage, wo in der Stadt die genannten Personen Unterkunft gefunden haben. Anton Brun und seine Frau wohnten bis zur Pensionierung (Mitte April 1870) im Schloß und bezogen dann eine Wohnung „uns gegenüber“, also im Hause gegenüber Konstr.-Nr. 430. Gestorben ist Brun im eigenen Hause, seine Frau im Hause Untere Steinzeile Nr. 24 (also im großen Eckhaus Untere Steinzeile-Berggasse)²⁷. Ob es sich dabei um ein und dasselbe Haus handelt, konnte ich nicht ermitteln. Mathias Kittner bewohnte

¹⁹ Brun: vom plattdeutschen Wort brun = braun?

²⁰ Parte vom 25. April 1867.

²¹ Laura Kittner an Eleonore Gallauner, geb. Casati, 27. Februar 1870.

²² Festschrift zur Erinnerung an den 50jähr. Bestand (des Staats-Realgymnasiums in Nikolsburg als Staatsanstalt). Nikolsburg 1924, S. 59.

²³ E b e n d a 62. — Jahresberichte der betreffenden Jahrgänge.

²⁴ Nikolsburger Wochenschrift vom 22. Juli 1865.

²⁵ Parte vom 22. April 1889.

²⁶ Parte vom 15. November 1901.

²⁷ Seifert, Theo R.: Nikolsburg. Nikolsburg 1937, S. 225. — Dazu Brust, Matthias: Das Georgenhaus. Nikolsburger Hefte (1974) 15.

ohne Zweifel eines der historischen Kanonikerhäuser am Stadtplatz. Es ist zu vermuten, daß hier auch die alte Frau Rosalia Kittner bei ihrem Sohne ihr letztes irdisches Zuhause fand.

Hinsichtlich Patrizius Kittner, seiner Frau Josefine und seiner Töchter Laura und Maria wird die Sache ohne Benützung der Nikolsburger Archive und Kirchenbücher schwieriger. Als Maria am 3. Oktober 1869 die Stelle an der Mädchenschule erhielt, kam sofort eine Wohnung, bestehend aus vier Zimmern, Küche, Kammer und Vorhaus, ins Gespräch. Die Wohnung sei von Dr. Weiß bewohnt worden und werde zur Verfügung stehen²⁸. Aus den Kirchenbüchern geht hervor, daß Laura Kittner vor ihrer Verehelichung (1870) in der Hauptgasse²⁹ (vermutlich bei den Eltern) wohnte und dann (1873) im Hause Konstr.-Nr. 403 (wahrscheinlich auch bei den Eltern) gestorben ist³⁰. Welchem Haus dies nach der neuen im Jahre 1882 eingeführten straßenweisen Numerierung entspricht, konnte ich leider nicht feststellen, auch nicht, ob es sich jedesmal um dasselbe Haus handelte.

Die in Nikolsburg ansässig gewesenen Kittner waren nur ein Teil der sehr großen Familie. Trotz des Kinderreichtums zweier Generationen aber starb die Familie in den beiden auf Patrizius Kittner folgenden Generationen im Mannesstamme aus. Die letzte Trägerin des Namens Kittner, die in Nikolsburg tätig gewesene Lehrerin Maria Kittner, starb hochbetagt im Jahre 1942 in Baden bei Wien³¹ und ruht im elterlichen Grab zu Enzesfeld.

Patrizius Kittner war ein Mann von größter Bescheidenheit und Genügsamkeit. Nichts war ihm wesensfremder, als sich der Öffentlichkeit darzustellen. So dürfte er auch in Nikolsburg der breiten Öffentlichkeit unbekannt geblieben sein. In der Lokalpresse habe ich seinen Namen vergebens gesucht. Gedruckt gefunden habe ich ihn nur in einem als Flugblatt erschienenen Verzeichnis jener P. T. Herren und Frauen, die sich im Jahre 1872 durch eine milde Spende von der Glückwunschkpflicht freigekauft hatten: „Kittner Mathias, Canonicus und bischöflicher Consistorialrath, Kittner Patrizius, k. k. jubil. Statthalterei-Hilfämter-Directions-Adjunkt sammt Familie, Frau Kittner Rosalia, k. k. Rechnungsoffizialswitwe“³². Neben vielen anderen Persönlichkeiten von Rang und Namen erscheint hier auch „Herr Prochaska Mathias, J. U. Dr. und k. k. Notar sammt Familie“, den ich schon erwähnt habe, sowie der Juwelier Moriz Spegele, von dem noch zu sprechen sein wird. Auch im Trauschein seiner Tochter Laura³³ ist Kittner als „zu Nikols-

²⁸ Maria Brun an Patrizius Kittner. Undatierter Brief. Wohnung des Med. Dr. Franz Weiß? (S. Verzeichniß Anm. 32).

²⁹ Trauungsbuch der Stadtpfarre St. Wenzel. Tom. VIII, pag. Mat. 42.

³⁰ Sterb-Register bei St. Wenzel. Tom. VII, pag. 37.

³¹ Hofmann, Richard A.: Der Miniaturenmalers Patrizius Kittner und seine Familie. ADLER, Zeitschr. f. Genealogie u. Heraldik 12 (Wien 1981) 121 ff. In dieser Arbeit sind einige Fehler zu korrigieren: Zeile 2: 1877 bis 1898 in Wien-Hernhals; — II. 1. Leokadia war die Ehefrau von III. 8) Narziß Kittner, Notar in Mähr.-Budwitz; — II. 1. Wendelin Stejskal war vermutlich Adoptivvater von III. 7) Josef Friedrich Kittner in Geiersberg.

³² Verzeichniß Derjenigen, welche sich in der Stadt Nikolsburg durch eine milde Spende vom Glückwünschen zum neuen Jahr 1872 enthaben haben.

³³ Trauungsschein vom 18. Juni 1870.

burg in Pension lebender k. k. mährisch-schles. Gubernial-Beamter“ eingetragen (1870).

Ebenso wie als Mensch war Patrizius Kittner auch als Künstler sehr zurückhaltend. Wohl wurden gelegentlich bei Ausstellungen in Wien, Brünn, Reichenberg, Troppau, Berlin, Graz und Prag einzelne Miniaturen von ihm gezeigt, aber zu einer Gesamtausstellung kam es erst neun Jahre nach seinem Tode anlässlich seines 100. Geburtstages in Brünn³⁴. Diese von Julius Leisching veranstaltete Ausstellung zeigte jedoch nur einen kleinen Teil von Kittners Lebenswerk: 116 Miniaturen, 21 Lithographien, 61 Aquarelle und zwei Ölgemälde. Der größte Teil seiner Arbeiten, besonders der Miniaturen, befand sich damals wie heute — in alle Welt zerstreut — hauptsächlich in Privatbesitz. Die mährische Galerie (Moravská Galerie) in Brünn zeigte vor etwa 10 Jahren eine Ausstellung aller auf dem Gebiete der Tschechoslowakei zugänglichen Arbeiten Kittners mit 57 Miniaturen in Brünn und Olmütz³⁵.

Patrizius Kittner war — wie sein Vater Dominik und in einem hohen Maße auch sein Sohn Theodor (II) — ein durch und durch musischer Mensch. Er lebte fern jeglicher Routine, etwas weltfremd und unbelastet vom Geschäftsgeist. Er achtete nicht darauf, ob seine Kunden mit einer dicken Brieftasche anrückten oder arme Leute waren. Er porträtierte nicht nur Grafen und Fabrikanten, Offiziere und Ärzte, sondern auch „Beamte, Verkäufer, Stubenmädels und Kammerjungfern“ und diese für ein mehr als mäßiges Honorar, „24 Köpfe für 24 fl. in einem Monat, dreizehn Miniaturen für 97 fl.“³⁶. Wenn es ihm trotz seines mangelnden Geschäftsinnes und seines sehr mäßigen Einkommens als subalternen Beamten — seine musische Veranlagung hat ihn wahrscheinlich daran gehindert, die Karriereleiter des Beamten hoch emporzuklimmen — gelang, eine vielköpfige Familie nicht nur zu ernähren, sondern seinen Kindern eine weit überdurchschnittliche Ausbildung zu verschaffen — ein Sohn brachte es bis zum Hofrat am Obersten Gerichts- und Cassationshof in Wien —, dann nur durch seinen bewunderungswürdigen Fleiß als Porträtist, der ihn durch sein ganzes Leben bis ins hohe Alter begleitete.

Sein Enkel Friedrich Kittner, Ingenieur am Wiener Patentamt, hat seinen Großvater so charakterisiert:

„Der gute Großpapa! — Oft saß der alte Herr mit mir blutarmen Stadtkind auf einem Bankerl in der Sonne und lehrte mich sehen: ‚Schau doch dort die Wolke, Fritz! — Sieht sie nicht ganz so aus wie ein Hund? Nicht wahr! — Und da schau! Jetzt wedelt der Hund gar mit dem Schwanz — und jetzt, siehst, jetzt wachsen ihm Flügel — und er fliegt — fliegt — weiß Gott wohin —‘. So scharf sah noch der alte Herr — und alle Schärfe konnte dabei die Güte des Blickes nicht trüben.

Ich lernte vor einigen Wochen jemand kennen, der viel mit meinem Großvater verkehrt hat: ‚Es war mir immer ein Labsal, wenn ich ihm begegnet bin‘, so ver-

³⁴ Ausstellung (wie Anm. 14).

³⁵ Katalog: Patricius Kittner 1809—1900, Drobné podobizny [Kleinbildnisse]. Brünn-Olmütz 1970/1971, mit einem Vorwort von Lubor Machytka und dem Beitrag „Der Brünner Miniaturenmalers Patricius Kittner“ (in deutscher Sprache) von Karel Hořavský.

³⁶ Leisching (Tagesbote).

sicherte er mir; sein Blick ist mir unvergeßlich: Mitten im Trubel der Großstadt zwischen all den vielen von Gier, Kummer, Haß oder Stumpfsinn entstellten Fratzen tauchte manchmal das Gesicht eines Menschen auf, dessen Augen sagten: Ich bin zufrieden.⁶ —

Und es ist ihm doch gar nicht so ausgezeichnet gegangen, dem guten Großpapa! Frau Sorge war nicht selten auch in seinem Hause zu Gast gewesen. Er hatte aber seine Waffe gegen diesen unliebsamen Gast — ‚die Kunst‘.

Er war ein Künstler, wenn auch seine altmodische Bescheidenheit dies niemals gelten ließ; er war es, obwohl er sich nicht dazu gebildet hatte und die Zunft deshalb nichts von ihm wußte! — ^{37, 4}

Patrizius Kittner war ursprünglich ein ausgesprochener Miniaturporträtist und erreichte um das Jahr 1860 den ersten Höhepunkt als Porträtmaler. Um diese Zeit läßt seine Arbeitsintensität auf dem Gebiet der Miniatur auffallend nach. Dies wurde hauptsächlich erzwungen durch die Vervollkommnung und weite Verbreitung der Porträtphotographie. Mit diesem Verfahren, das viel weniger mühselig und zeitaufwendig, schließlich auch weniger kostspielig war, konnte die Miniaturmalerei nicht konkurrieren, besonders dann nicht, wenn der Auftraggeber auf besonders naturgetreue Wiedergabe pochte.

Leisching begrenzt Kittners Miniaturmalerei auf den Zeitraum von 1835 bis 1860³⁸. Es mag sein, daß Kittner um das Jahr 1860 den Umfang seiner Miniaturarbeiten einschränkte oder einschränken mußte. Ganz aufgegeben hat er diese seine Lieblingsbeschäftigung aber noch nicht. Allerdings scheint er sie nur noch zur Darstellung von Familienangehörigen angewendet zu haben. Zumindest einige Miniaturporträts sind nachweisbar, die in Kittners Nikolsburger Zeit (1869—1877) entstanden sind und im Katalog der Brünner Ausstellung (1909) aufgeführt wurden:

87. Josephine Kittner, Nichte des Künstlers. 1869.

94. Helene und Rudolf Wessely, Enkel des Künstlers, als Kinder. 1871.

95. Marie Brun, geb. Kittner, Schwester des Künstlers. 1872.

96. Marie Kittner, Tochter des Künstlers. 1872.

Dazu könnte noch manches Bild kommen, das nicht datiert wurde.

Die beiden ersten Arbeiten wurden bei der Versteigerung im Jahre 1918 zum Kauf angeboten:

520 Brustbild der Josephine Kittner, Nichte des Künstlers, im weißen Kleide, mit rosa Bändchen am Hals. Blondhaar (gemalt 1869) 5,5 : 4,5 cm.

526 Porträt der Helene Wessely, Enkelin des Künstlers, als dreijähriges Kind (gemalt 1871) 3,5 : 2,7 cm³⁹.

Auch in der anschließenden Wiener Zeit porträtierte Kittner Verwandte und sich selbst: Selbstbildnis im 80. Lebensjahr, 1889; Heinrich Prochaska, 1886; Hofrat Theodor Kittner, 28. 8. 1877; dessen Gattin Auguste geb. Kamprath, 28. 8.

³⁷ (Kittner, Friedrich:) Patrizius Kittner. Undatiertes Manuskript.

³⁸ 41. Kunstauktion von Albert Kende, Wien, 20.—23. Februar 1918. Wien 1918, S. 60.

³⁹ E b e n d a 61, Nr. 520 bzw. 62, Nr. 526.

1877. Ob es sich bei diesen Bildern um Miniaturen gehandelt hat, ist fraglich. In der Brünner Ausstellung 1909 wurden sie als Aquarelle ausgewiesen.

Über Kittners Arbeitsgewohnheiten und -techniken ist nur wenig bekannt. Aus dem leider sehr lückenhaften Briefwechsel mit seinem Sohn Theodor während dessen Wiener Jurastudiums geht hervor, daß er zeitweilig Malutensilien aus Wien bezog, und daß er zumindest einmal von Brünn aus selbst in Wien war ⁴⁰. Ob er bei dieser Gelegenheit Kontakt mit dortigen Künstlerkreisen gesucht und gefunden hat, kann man dem Briefwechsel nicht entnehmen. Erhalten geblieben ist sein offenbar selbst entworfenes, pultförmiges Maltischchen, das ihn bis an sein Lebensende in Hirtenberg begleitet hat (Abb. 12).

Patrizius Kittner kann zum weiteren Kreis der damaligen Wiener Porträtisten-schule gerechnet werden, die in Moritz Michael Daffinger (1790—1849), Josef Kriehuber (1800—1876) oder Franz Eybl (1806—1880) ihre Höhepunkte erreichte, doch bleibt er an das mährische und Brünner Milieu gebunden und war auch als Autodidakt durch seine ungenügende Schulung benachteiligt. Hier im mährischen Bereich ist seine Bedeutung zu suchen, hier im heimatlichen Milieu wurde er um die Mitte des 19. Jahrhunderts neben Johann Horrak zum bedeutendsten Repräsentanten des mährischen Porträts Wiener Prägung ⁴¹.

In der Zeit des Umbruchs in der Porträt-darstellung wandte sich Kittner selbst dem neuen photographischen Verfahren zu ⁴² und hat auch Lichtbilder koloriert. Schon einige Zeit vorher befaßte er sich mit der Lithographie und Olmalerei. Lithographien schuf Kittner nicht nur von bekannten Persönlichkeiten der mährischen Verwaltung und Politik wie den Grafen Chorinski, Ugarte, Mitrowsky, Schafgotsch und Lažanski, sondern auch von Bürgerlichen und Verwandten. In der Nikolsburger Zeit beschäftigte er sich (außer den bereits erwähnten Miniaturen) wahrscheinlich überwiegend mit großformatigen Ölgemälden und Aquarellarbeiten.

Zu den ersten großformatigen Ölgemälden dürfte das Porträt des Nikolsburger Propstes Anton Friedl (geb. 1789 in Unter-Tannowitz) aus dem Jahre 1864 (?) ⁴³ in der Galerie der Propste zu Nikolsburg sowie das Kniestück des Propstes August von Bartenstein (1861—1886) ⁴⁴ gehören, das sich gleichfalls in der Propstei St. Wenzel befinden mag.

⁴⁰ Hofmann, Richard A.: Die Beziehungen Patrizius Kittners zu Wien und zur Wiener Porträtmalerei seiner Zeit (In Vorbereitung).

⁴¹ Holšovský: Der Brünner Miniaturenmalers 21.

⁴² Neuigkeiten (Brünn) vom 18. Juli 1861 (Rubrik Kunst und Wissenschaft).

⁴³ Da Friedl bereits i. J. 1861 gestorben ist, dürfte sein Porträt nach einer Photographie oder nach einer anderen Vorlage gemalt worden sein. Eine Reproduktion dieses Porträts bei: Rokyta, Hugo: Vincenc Weintrid a začátky péče o památky v Rakousku a na Moravě v době předbřežnové [Vincenz Weintrid und die Anfänge der Denkmalpflege in Österreich und Mähren im Vormärz]. Umění 12 (1964) 89. Hier wird das Porträt irrtümlich als das des Propstes Vinzenz Weintrid angesehen. — Siehe dazu: Hofmann: Vincenz Weintrid 194. Diese Verwechslung findet sich auch bei Krsek, J.: Mikulovské malířství od 19. věku [Die Nikolsburger Malerei seit dem 19. Jh.]. In Richter, Václav: Mikulov. Brünn 1971, S. 237.

⁴⁴ Neuigkeiten (Brünn) v. 4. 11. 1863 (Rubrik Kunst und Wissenschaft).

Kittners Nikolsburger Jahre waren wohl durch Krankheits- und Todesfälle in der Familie — hier verlor er innerhalb von drei Jahren drei nahe Verwandte — stark getrübt, doch dürfte dies die Schaffenskraft des Künstlers nicht völlig lahmgelegt haben. Die im Anhang abgebildeten Porträts entstammen alle dem Nachlaß von Patrizius Kittner bzw. seiner Tochter Maria. Sie können — obwohl sie, soweit im folgenden nichts anderes vermerkt wird, nicht datiert sind — der Nikolsburger Zeit Kittners zugeschrieben werden. Durch die Übersiedlung nach Nikolsburg hat der Maler seine Brüner Kundschaft und seinen dortigen Bekannten- und Freundeskreis verloren. In Nikolsburg dürfte die Möglichkeit, neue Auftraggeber zu finden, nicht so groß gewesen sein wie in Brünn. Es ist bisher — von den zwei Pröpsten abgesehen — auch nicht bekannt geworden, daß eine Persönlichkeit der Nikolsburger Bürgerschaft von Kittner porträtiert worden wäre. Also hat er die Mitglieder seiner Familie als Modelle herangezogen.

In Nikolsburg lebten während der sieben Jahre 1869—1877 folgende Verwandte des Künstlers:

Rosalia Kittner, geb. Schimek, Mutter des Malers. Sie starb in Nikolsburg am 7. Juni 1874⁴⁵. Porträt in Öl, 63 x 39 cm, undatiert (Abb. 2).

Josefine Kittner, geb. Studeny, Ehefrau des Künstlers. Aquarellporträt, 14 x 10 cm, gemalt im Jahre 1882 nach ihrem Tode in Hernals (Abb. 3).

Mathias Kittner, Bruder des Malers, Kanonikus bei St. Wenzel, bischöflicher Konsistorialrat und bischöflicher Kommissar am k. k. Staatsgymnasium zu Nikolsburg. Gestorben in Nikolsburg am 20. Mai 1875⁴⁶. Porträt in Öl, 102 x 77 cm (Abb. 4).

Maria Brun, geb. Kittner, Schwester des Malers, Gattin des Schloßhauptmanns Brun. Gestorben in Nikolsburg am 15. November 1901⁴⁷. Porträt in Öl, 71 x 53 cm, undatiert (Abb. 5).

Anton Brun, Schwager des Künstlers, Dietrichsteinscher Schloßhauptmann, Archivar und Bibliothekar. Gestorben in Nikolsburg am 22. August 1889⁴⁸. Porträt in Öl, 74,5 x 57 cm, undatiert (Abb. 6).

Laura Kittner, Tochter des Malers. Sie heiratete am 18. Juni 1870 bei St. Wenzel in Nikolsburg den Oberleutnant Albert Gallauner⁴⁹. (Die Ansprache, die ihr Onkel Mathias Kittner bei der Trauung gehalten hat, ist als Manuskript erhalten.) Nach der ersten Entbindung in Tischnowitz erkrankte sie sehr schwer und starb in Nikolsburg am 17. Juni 1873⁵⁰. Porträt in Öl, 74 x 58,5 cm. Das Porträt dürfte vor der Verehelichung entstanden sein, da kein Ehering zu erkennen ist. An der linken Hand ein Verlobungsring? (Abb. 7).

Maria Kittner, Tochter des Künstlers, Lehrerin an der Mädchenvolksschule in

⁴⁵ Parte vom 8. 6. 1874.

⁴⁶ Parte vom 21. 5. 1875.

⁴⁷ Parte vom 15. 11. 1901.

⁴⁸ Parte vom 22. 8. 1889.

⁴⁹ Trauungsbuch (wie Anm. 29).

⁵⁰ Sterb-Register (wie Anm. 30). — Parte vom 14. 6. 1873.

Nikolsburg, anschließend Untervorsteherin des Offizierstöchter-Erziehungsinstituts in Wien-Hernals, zuletzt Obervorsteherin des Offizierswaisen-Instituts in Hirtenberg N. Ö. Aquarellporträt oval, 18 x 13,5 cm, gemalt 1882 (Abb. 8).

Theodor Kittner (III), Enkel des Malers, Gymnasiast in Nikolsburg 1874—1877, zuletzt Oberstabsarzt in Prag⁵¹ (Photographie, Abb. 9).

Der Vollständigkeit halber sei noch ein weiteres Porträt angefügt:

Mathias Kittner, Bruder des Künstlers (siehe oben), als Kooperator in Groß-Tajax. Aquarellporträt oval, 14,5 x 12 cm. Bei diesem Bild soll es sich um eine der ersten künstlerischen Arbeiten Patrizius Kittners handeln. Das Aquarell blieb unvollendet, Rock und Hintergrund wurden von Johann Varrone ergänzt⁵² (Abb. 10).

Zwei Arbeiten sind mit absoluter Sicherheit in Kittners Nikolsburger Zeit entstanden:

Schloß Nikolsburg, vom hl. Berg aus gesehen. Gemalt im Jahre 1876. Dieses Bild ist eine der ganz wenigen Arbeiten, mit denen sich Kittner von der Porträtmalerei entfernt hat. Dieses Aquarell wurde 1909 in der großen Kittner-Ausstellung in Brünn⁵³ gezeigt, jetzt ist es unauffindbar.

Moriz Spegele, Bleistiftzeichnung auf Konzeptpapier, 22 x 18,5 cm. Die Identität des Dargestellten ist durch eine Bemerkung sichergestellt, welche Maria Kittner, die Spegele sicher persönlich kannte, auf der Rückseite des Blattes angebracht hat: „Moriz Spegele, Goldarbeiter in Nikolsburg, aufgenommen vom Vater Patrizius Kittner in den Jahren 1869—1876.“ Diese humorvolle Skizze ist im Werk Kittners eine einmalige Erscheinung, denn es ist nicht bekannt, daß der so ernste und zurückhaltende Künstler seinen Stift noch ein zweites Mal so heiter und fröhlich über das Papier gleiten ließ wie hier. Der gravitatisch dahinschreitende, sich seiner Wichtigkeit, Gewichtigkeit und Vielseitigkeit⁵⁴ voll bewußte, damals kaum 30 Jahre alte Spegele (geb. am 14. September 1846) dürfte allen Humor des Künstlers zu dieser Zeichnung mobilisiert haben (Abb. 11).

Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß Patrizius Kittner in seiner Nikolsburger und Wiener Zeit noch weitere Werke geschaffen hat. Solche dürften sich in privaten Sammlungen befinden oder verloren gegangen sein. In der Wiener Zeit z. B. schuf der achtzigjährige Künstler — wahrscheinlich einzigartig in seinem Lebenswerk — für Frau Mitzi Mautner-Markhof für ein Honorar von 130 Gulden ein Altarbild, das aufzufinden mir leider nicht gelungen ist. Frau Mautner schrieb

⁵¹ Festschrift (wie Anm. 22). — Hofmann: Der Miniaturenmalers.

⁵² Ausstellung (wie Anm. 14) Nr. 129.

⁵³ E b e n d a Nr. 180.

⁵⁴ Spegele besuchte das Piaristengymnasium und war Mitglied der Feuerwehr, des Turn-, Veteranen-, Verschönerungs- und Gesangsvereins Harmonie (Comitémitglied), Mitglied des Gemeindevorstandes, Stadtsekretär und Redakteur der Nikolsburger Wochenschrift, Verfasser der Broschüre „Chronik der Stadt Nikolsburg“ (1875, 1880), ferner Bezirksagent der Royal-Versicherungsgesellschaft (1870) und Agent der österr. Hagelversicherung (1874).

an Patrizius Kittner, das Bild sei „wirklich außerordentlich gelungen und“ gefiele ihr „über alle Erwartung gut“⁵⁵.

Es ist nicht bekannt, daß Kittner jemals ernstlich krank war. Vielmehr war er agil und rüstig bis ins hohe Alter. Im letzten Lebensjahr soll die Sehkraft nachgelassen haben. Und als zur Feier seines 90. Geburtstages eine zahlreiche Schar seiner Nachkommen um ihn versammelt war, klagte er leise: „Ich spüre, daß ich alt werde.“ Fünf Vierteljahre später ist er an Altersschwäche gestorben.

Einige Autoren kamen zu dem Schluß, um das Jahr 1860 habe Kittners Arbeitsintensität nachgelassen, er habe immer seltener porträtiert, um schließlich ganz aufzuhören⁵⁶. Diese Autoren hatten offenbar nicht die Möglichkeit, Kittners Leben und Arbeiten über die Brüner Zeit hinaus zu verfolgen und seine späteren Werke, insbesondere die großformatigen Ölbilder, kennenzulernen.

In Wirklichkeit strebte Patrizius Kittner gerade in der Ölmalerei einem neuen Höhepunkt zu, und das in zweierlei Hinsicht. Einmal gelangte er zu einer perfekten Beherrschung der nun gewählten Technik und zum anderen bekam er durch die geringe Anzahl an Aufträgen, bedingt durch den Verlust der Brüner Kundschaft und durch die Beschränkung auf den kleinen ihm gut bekannten Personenkreis seiner Angehörigen, die Möglichkeit, in den Porträts mehr vom Charakter, vom Wesen und der Seele der Dargestellten festzuhalten und dabei gleichzeitig auf physische Ähnlichkeit zu achten.

Vom Ehepaar Brun sind Photographien und Briefe erhalten, welche das Behauptete beweisen. Die kinderlose, sehr kluge Maria Brun, eine Schwester Kittners, war immer in mütterlicher Liebe um ihre Verwandten, besonders um das Töchterchen ihrer allzu früh verstorbenen Nichte Laura Gallauner besorgt. Dies spricht aus Ölbild, Photographie und Briefwechsel gleichermaßen (Abb. 5).

Anderes spricht aus der Abbildung 6 des Schloßhauptmanns Anton Brun, dessen beherrschendes Wesen sich mit seiner bis zur Pedanterie reichenden Strenge paarte. Dies mußte auch Bismarck erfahren, als er im Jahre 1866 im Nikolsburger Schloß residierte. Der preußische Ministerpräsident hatte an den Kochkünsten der Nikolsburger Schloßköchin viel Gefallen gefunden und schickte sich an, diese abzuwerben, um sie nach Berlin mitzunehmen. Das Vorhaben des mächtigen Grafen Bismarck scheiterte aber an der Härte Bruns.

Noch genauer kennen wir aus dem vorliegenden Archivmaterial die Schwestern Laura und Maria Kittner, Töchter des Künstlers, deren Wesen und Charakter aus den Porträts sprechen. Laura (Abb. 7) war eine sehr sensible, ihre Eltern und Großmutter treu umsorgende, immer böse Zwischenfälle befürchtende Haustochter, die dann nach kurzer Ehe ihrem Kinde und ihrem Manne durch eine schwere Krankheit entrisen wurde.

Aus Maria Kittners Antlitz (Abb. 8) spricht Entschlossenheit und Mut. Dadurch fiel sie schon als Nikolsburger Lehrerin auf. Sie zeigte Initiative, veranstaltete Ausstellungen von Schülerinnenarbeiten, richtete französische Sprachkurse ein, unternahm weite Studienreisen, eine Frau, die wußte, was sie wollte. Daß sie sich

⁵⁵ Dankschreiben der Frau Mitzi Mautner-Markhof vom 24. September 1890, verfaßt in Kaltenleutgeben (Wienerwald) „Rudolfshof“.

⁵⁶ Holešovský: Der Brüner Miniaturenmalers 21. — Machytka 108.

— zwar vergeblich — als Frau um die Mitte des vorigen Jahrhunderts um eine leitende Funktion im Nikolsburger Lehrerverein bewarb, spricht für Mut, und die Tatsache, daß sie nach dem Tode des Oberlehrers Walenta, wenn auch nur für kurze Zeit und mit kurzer Berufserfahrung als provisorische Leiterin berufen wurde, war eine Anerkennung, wie sie damals kaum sonst einer Frau zuteil wurde. Später baute sie das bedeutende, große Waisenhaus in Hirtenberg auf, dessen Obervorsteherin sie viele Jahre geblieben und wofür sie durch staatliche Anerkennung und kaiserliche Orden ausgezeichnet worden ist. Aus dem Antlitz des Aquarells spricht aber auch — noch mehr aus einer späteren Photographie — jene Güte, mit der sie ihren Schülerinnen und Zöglingen begegnete, wofür viele Zuschriften Zeugnis ablegen.

Dies mögen einige Beispiele dafür sein, wie es Patrizius Kittner in seinem Alterswerk gelungen ist, in der großformatigen Malerei neben physischer Ähnlichkeit Wesen und Charakter der Menschen im Porträt einzufangen und einen letzten Höhepunkt in seinem künstlerischen Schaffen zu erklimmen.

REVISION UND KRIEG

James Louis Garvin und der politische Journalismus

Von Reiner Franke†

I.

Garvin gehört zu den bekanntesten britischen Journalisten der Zwischenkriegszeit — und er war sicher der sprachgewandteste. Durch mehr als drei Jahrzehnte leitete er als Chefredakteur die 1791 gegründete liberale Wochenzeitung „The Observer“, deren Auflage er von 19 000 auf 243 000 zu steigern verstand. Außerdem redigierte er seit 1926 die Ergänzungsbände der dreizehnten und die komplette vierzehnte Auflage der „Encyclopaedia Britannica“. Man hat Garvin als den Schöpfer des anspruchsvollen britischen Sonntagsjournalismus bezeichnet¹. Seine Leitartikel im „Observer“ waren rhetorische Meisterwerke; seine Wortschöpfungen unterstützten auf beispielhafte Weise die Anliegen einer zwar oszillierenden, aber doch ausgeprägten politischen Überzeugung. Bis zum Ersten Weltkrieg ein ausgesprochener britischer Imperialist aus der Schule Joseph Chamberlains (dessen Biograph er wurde), war Garvin im entscheidenden Jahr 1919 einer der frühesten Revisionisten. Er lehnte die Friedensverträge leidenschaftlich ab, weil sie so, wie sie konzipiert waren, keinen dauerhaften Frieden bringen würden; er verlachte sie als „war treaties“ anstelle der ersehnten „peace treaties“. Er prägte für das ephemere Werk der Friedensmacher von Paris das böse Wort vom „paper peace“, der alles andere als Frieden hervorbringen werde, und schalt ihn einen „peace with folly“, der sich wiederum im circulus vitiosus der alten Diplomatie bewege². Als einziges Allheilmittel konzidierte er die Institution Völkerbund, die League of Nations, die allein noch in der Lage sein könnte, dem in Paris vorbereiteten „ruin of nations“ zu steuern³.

James Garvin wurde am 12. April 1868 in Birkenhead bei Liverpool als Sohn eines irischen Einwanderers geboren. Der Vater blieb auf See, als der Knabe zwei Jahre alt war. Ursprünglich Katholik, wandte sich Garvin einem allgemeinen christlichen Mystizismus zu und wählte bei seiner Konfirmation den Namen Louis.

¹ Williams, F.: *Dangerous Estate. The Anatomy of Newspapers.* 1959, S. 221.

² The Observer, 11. 5. 1919, S. 10 f.: Peace and Dragon's Teeth. Our forecast a week ago of the paper-peace was right to the letter. A distinguished neutral, staunchly friendly to our own country, calls it with keen wit Peace with a Vengeance. Yet at the same time it is peace with folly. Instead of a settlement with security, it is a patchwork hinting peril in every seam. These terms give no fundamental solution to any European problem. They raise more dangers than they lay. They revolve in the vicious circle of the old diplomacy. They repeat the fatal precedents which have always led back to war and made the end of one struggle the direct cause of another.

³ The Observer, 29. 6. 1919, S. 10 f.

Er lernte alle Arten untergeordneter Hilfsarbeiten kennen, vom Zeitungsträger bis zum Büroangestellten, zuerst in Hull, danach in Newcastle upon Tyne. Während er sich in seinen ersten journalistischen Arbeiten versuchte, faßte er den festen Vorsatz, vor seinem 30. Lebensjahr nicht nach London zu gehen. Diesem Vorsatz blieb er treu, machte sich 1899 auf den Weg in die Hauptstadt und wurde Redaktionsmitglied des „Daily Telegraph“.

Als eifriger Warner vor der wachsenden deutschen Gefahr erregte der junge Journalist bald die Aufmerksamkeit des gleichgesinnten Viscount Northcliffe. Dieser berief ihn im Januar 1908 als Herausgeber, Teilhaber und Chefredakteur an seine Sonntagszeitung, den „Observer“. Nur drei Jahre später gelang es Garvin, dank des materiellen Rückhaltes durch William Waldorf Astor (den späteren zweiten Viscount Astor), die in der Zwischenzeit sanierte Zeitung Northcliffe abzu kaufen, der sich in der „Daily Mail“ und schließlich auch der „Times“ gänzlich seiner Germanophobie widmete. Zusätzlich edierte Garvin noch die Abendzeitung „Pall Mall Gazette“, bis sie Astor 1915 verkaufte.

Im Ersten Weltkrieg unterstützte der zu Einfluß gelangte Garvin vehement die Politik von Lloyd George und Lord Milner, setzte sich für ein aktives Kriegskabinet ein und befürwortete die allgemeine Wehrpflicht sowie die Bildung eines Munitions- und eines Flottenministeriums. Diese Kriegentschlossenheit und seine bisherige kritische Haltung gegenüber der Expansion des Deutschen Reiches ließ 1919 seine Parteinahme für einen universalen Völkerbund wie auch für ein Friedenssystem unter Einschluß des demokratischen Deutschland umso sensationeller erscheinen⁴. Das markierte die erste politische Konversion Garvins.

Auch weiterhin war er alles andere als unbeweglich. Die nunmehr germanophile Grundeinstellung hinderte ihn nicht, nach Hitlers Machtergreifung 1933 von seinem Revisionismus abzurücken. Zwischen 1935 und 1938 fand er noch einmal zur früheren Haltung zurück. Dann schlug das Pendel um, und nach Hitlers Einmarsch in Prag am 15. März 1939 schwenkte Garvin endgültig auf eine antirevisionistische Linie ein. Künftig, so urteilt ein amerikanischer Historiker, habe es in der englischen Presse keinen fanatischeren Antifaschisten gegeben⁵. Garvin bewies in seiner politischen Haltung wiederholt den Eifer des Konvertiten.

Mitten im Zweiten Weltkrieg verließ Garvin 1942 wegen Differenzen mit Lord Astor den „Observer“, weil er sich entschlossen jeder Beschneidung seiner Befugnisse an einer Zeitung widersetzte, die er 34 Jahre geleitet hatte und inzwischen schlicht als ‚seine‘ Zeitung betrachtete. Sein Nachfolger wurde David Astor. Danach schrieb Garvin am „Sunday Express“ und seit März 1945 wieder am „Daily Telegraph“, wo er 1899 begonnen hatte. Sein einziger Sohn war im Ersten Weltkrieg gefallen; eine Tochter Viola redigierte den literarischen Teil des „Observer“ von 1926 bis 1942. Garvin selbst starb am 23. Januar 1947 auf seiner Besitzung Gregories in Beaconsfield zwischen London und Oxford. Sein wohl bekanntester ‚Schüler‘ war der Nachfolger Geoffrey Dawsons als Chefredakteur der Londoner „Times“, Robert MacGowan Barrington-Ward.

⁴ Garvin, J.L.: *The Economic Foundations of Peace or World Partnership as the Firm Basis of the League of Nations*. 1919.

⁵ Gannon, F.R.: *The British Press and Germany 1936—1939*. 1971, S. 52.

Garvin war nicht nur bekannt, sondern recht volkstümlich; er wurde zumeist populär „Garve“ genannt. Seine journalistische Methode war so einfach, wie sie wirksam geworden ist. Man könnte nachgerade vom repetitiven Journalismus sprechen. Für den „Observer“ verfaßte er in regelmäßigen Abständen relativ umfangreiche Leit- oder Hauptartikel, die gewöhnlich in etwa vier aufeinanderfolgenden Ausgaben zum gleichen Thema erschienen. In Krisenzeiten, so im Frühjahr und Sommer 1938, schrieb er wöchentlich.

Seine Wirkung beruhte weitgehend auf außerordentlich einprägsamen, bildhaften Wortspielen, markanten Kurzformen, ironischen Wendungen, volkstümlichen Anleihen aus einem allgemein geläufigen Sprachschatz und zahlreichen rhetorischen Stilmitteln. Eine britische Wochenschrift bezeichnet Garvin als „poet in Politics“⁶; er selbst sieht seine Rolle ironisch-anspruchsvoll als „poet, prophet and wirepuller“⁷. Nachdem er im ersten Leitartikel jeweils ein Leitmotiv angeschlagen hatte, wurde das an den folgenden Sonntagen stets neu variiert. In der ständigen Wiederholung lag sein Erfolg. Der moralische Anspruch wurde durch allseits vertraute Bibelzitate unterstrichen; Garvin scheute sich nicht, die seinen Lesern von Jugend an wohlbekannten Archaismen der „Authorized Version“ (vergleichbar unserem Lutherdeutsch) anzuwenden. Ebenso erfolgreich setzte er geläufige Zitate aus der englischen Literatur ein, insbesondere aus den Werken Shakespeares. Für die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen soll dies an einigen ausgewählten Beispielen gezeigt werden. Garvins politischer Werdegang ist zudem typisch für einen unverbesserlichen Nonkonformisten, der sich unter dem Druck der äußeren Ereignisse vom Revisionismus und von seiner Deutschfreundlichkeit abwenden und zu guter Letzt doch der Mehrheitsmeinung anschließen mußte.

II.

So vehement, wie sich Garvin publizistisch für die britische Kriegsanstrengung eingesetzt hatte, widmete er sich sofort der Sicherung eines zuverlässigen und beständigen Friedens. Es war die deutsche Frage, die den ersten entscheidenden Umschwung in Garvins Denken verursachte. Nur sehr wenige, die in der Vorkriegszeit wie Northcliffe oder Garvin unablässig vor der deutschen Gefahr und dem deutschen „Drang nach Osten“ gewarnt hatten, wagten bereits 1919 von der neuen Gefahr eines Nachkriegseuropas der Sieger unter Ausschluß der Mittelmächte zu sprechen. Eine dieser Stimmen gehörte dem australischen Karikaturisten Tom Dyson. Nach Abschluß des Versailler Friedensvertrages mit Deutschland publizierte er im liberalen „Manchester Guardian“ seine wahrhaft prophetische Zeichnung: „Curious, I seem to hear a child weeping“. Während Woodrow Wilson, David Lloyd George und Georges Clemenceau das Schloß von Versailles verlassen, verbirgt sich ein nacktes schreiendes Baby hinter einer Säule. Die Umschrift lautet: „Rekruten-Jahrgang 1940“⁸.

Das Bild dieser auf grauenhafte Weise wahrgewordenen Voraussage stammt von Garvin. Monate vor Unterzeichnung des sich anbahnenden Straffriedens hatte er

⁶ The Spectator, 7. 3. 1931, S. 343.

⁷ McLachlan, D.: In the Chair. Barrington-Ward of The Times. 1971, S. 70.

⁸ Williams 166.

ihn als stümperhaft und als Ursache des nächsten Krieges verurteilt: „Yet the botchers of this generation would be the butchers of the next“⁹.

In Garvins Gedankengänge jener Zeit unmittelbar nach Ende des Ersten Weltkrieges war viel vom Ideengut eines T. G. Masaryk eingegangen. Auch der erste Präsident der Tschechoslowakei spricht in seinen Erinnerungen von der persönlichen Bekanntschaft mit dem Journalisten Garvin¹⁰. Dieser geht soweit, einen wichtigen Leitartikel im Mai 1919 mit der Devise des Präsidenten, „Pravda vítězí“, abzuschließen. Dabei bricht er eine Lanze für die Toten, und für die neuen „underdogs“¹¹.

Während sich Masaryk zunehmend auf die Rolle eines beratenden „elder statesman“ ohne entscheidenden Einfluß auf die praktische Politik reduziert sah, verfocht Garvin mit wachsender Schärfe sein Konzept einer alles wiedergutmachenden internationalen Zusammenarbeit. Schon im März 1919 hatte er seine Leitartikel im „Observer“ zu einer Selbstanzeige seines Buches über die wirtschaftlichen Grundlagen des Friedens benutzt. Eine weltweite Partnerschaft unter Einfluß der Kriegsverlierer schildert er als Schlüsselproblem der Nachkriegszeit und verkündet düster: „If that key is not applied it would be better not to have to live in the world that will be“¹².

Garvin verhält sich kritisch gegenüber den zahlreichen Neustaaten in Ostmitteleuropa, deren Existenz von der Friedenskonferenz sanktioniert werden sollte. Das bedeute, so argumentiert er, die Balkanisierung von drei Vierteln Europas. Deutschland und Rußland würden sich zwangsläufig gegen diese Neustaaten zusammenschließen und Berlin werde eine führende Rolle im internationalen Sozialismus wie in einem auf Revision der Friedensverträge bedachten Völkerbund zufallen. Nachdem man ihm seine Kolonien genommen habe, werde sich Deutschland umso mehr auf die Durchdringung Ost- und Südosteuropas konzentrieren. Weckte das Schlagwort der Balkanisierung ungute Erinnerungen an die fatale Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges, so spricht Garvin schon im Mai 1919 von der Drachensaat einer sukzessiven Remilitarisierung Europas, falls es der Satzung des zu gründenden Völkerbundes nicht gelinge, die Völker einander näherzubringen¹³.

⁹ The Observer, 9. 3. 1919, S. 8: The World's Turning-Point. Yet the botchers of this generation would be the butchers of the next. In this coming fortnight it is for English-speaking statesmanship, either to save the future, or to surrender to blind appetites and hollow artifices committing that future to a doom of which France, Italy and Poland would be the surest victims in the long run.

¹⁰ Masaryk, T. G.: Die Weltrevolution. 1925, S. 113.

¹¹ The Observer, 11. 5. 1919, S. 10 f.: Peace and Dragon's Teeth. The best of us did not fight and work only to end by the adoption of German principles now repudiated by millions of Germans themselves. We fought and worked, let us repeat it, not for the mere domination of the victors nor for the selfish security of a few, but for the redemption even of the enemy and for the reconciliation of mankind. That alone is worthy of the pure hearts of our young dead who fought without hate. That alone is the truth, and it will prevail.

¹² The Observer, 16. 3. 1919, S. 10: World-Government and World-Partnership — A Turning-Point of Time — Why I Have Written a Book.

¹³ The Observer, 11. 5. 1919, S. 10 f.: All the Treaty — apart from the incorporated and saving Covenant of the League — scatters Dragon's teeth across the soil of Europe. They will spring up as armed men . . .

Ohne einen effektiven Völkerbund, so prophezeit Garvin, werde sich dieser falsche Friede von Paris als bloße Fassade und nicht als dauerhaft erweisen. Es sei einfach nicht möglich, von einem durch den Krieg wirtschaftlich total erschöpften Deutschen Reich nun auch noch unrealistische Reparationsmengen erpressen zu wollen, ohne das angeschlagene wirtschaftliche Gleichgewicht in Europa endgültig zu ruinieren. „The mirage of super indemnities will never materialise“¹⁴.

All diese Cassandrarufe mögen von einem Einzelgänger gekommen sein, aber er hatte seine Resonanz. Der „Observer“ war unter Garvins Leitung bis in die dreißiger Jahre nicht nur die größte britische Sonntagszeitung. Ein amerikanischer Beobachter bescheinigt seinem Chefredakteur überdies, daß seine übersichtlichen und gutgegliederten Leitartikel wesentlich zur Beliebtheit des Blattes beigetragen haben¹⁵. Ein gern benutztes Stilmittel Garvins ist dabei die Rückblende unter Anknüpfung an die Schlagworte und Schreckensbilder der Vergangenheit. Damit wurde er zwangsläufig zu einem frühen Kritiker des französischen Hegemonialstrebens im Nachkriegseuropa. Raymond Poincaré, der im ersten Jahrzehnt nach 1918 mit stets neuen Brandreden gegen Deutschland hervortrat (mit Vorliebe zu einem auf martialische Töne erpichten Publikum bei der Einweihung neuer Kriegerdenkmale in Frankreich), wird von Garvin voll bitterer Ironie schließlich als „Kaiser of the peace“ bezeichnet¹⁶. Als sich Holland weigerte, den abgesetzten deutschen Kaiser an jene auszuliefern, die ihm als Kriegsschuldigen den Prozeß machen wollten, hatten Garvin und die Revisionisten eine entscheidende Runde gewonnen. Der Riß in der englisch-französischen *entente cordiale* war weniger durch politische Differenzen zwischen den beiden Völkern hervorgerufen worden als durch einen nach dem Ersten Weltkrieg akzentuierten Mentalitätsunterschied der nüchtern eine neue Lage einschätzenden Engländer und der zwischen Revanche und Streben nach Vorherrschaft schwankenden Franzosen. Der Krieg hatte in England eine unbezähmbare Friedenssehnsucht genährt, in Frankreich hatte er primär die Leidenschaft geweckt, das Erreichte mit allen Mitteln zu verteidigen.

Garvin versucht, den Lesern sein Hauptanliegen in immer neuen Versionen einzuhammern: einen Frieden zu schließen, der diesen Namen auch verdient. Weil sich das 1919 als unmöglich erwiesen hatte, setzte er alle Hoffnung in die evolutionäre Entwicklung des Konzertes der europäischen Völker — ohne Ausnahmen. Dieser Friede, argumentiert er, habe Europa enttäuscht; für einen neuen Militarismus und umgekehrte Annexionen habe man nicht gekämpft. Ganz entscheidend komme es darauf an, auf wessen Seite das Recht zu finden sei und daß nicht am Ende gar die Verlierer das Recht auf ihrer Seite hätten¹⁷.

¹⁴ The Observer, 25. 5. 1919, S. 10 f.: How to Mend It — The Signing and After — The League and the Future — Building up the Real Peace — A Constructive Study.

¹⁵ Gannon 51.

¹⁶ Dictionary of National Biography. 1941—1950, S. 291. He [Garvin] became a critic of Poincaré as the „Kaiser of the peace“ and the rise of Hitler found him still determined to miss no reasonable chance of avoiding by negotiation another world war, which he expected to be more tragic than the last.

¹⁷ The Observer, 18. 5. 1919, S. 10 f.: First Steps to the Real Settlement. Is it what we expected? Is it what we fought for? Is it peace? No. It is a system of military safeguards to cover super indemnities, temporary and permanent annexations. It is nothing

Es fällt auf, wie aktuell die Schlagworte waren oder später geworden sind, die Garvin in den banger Wochen vor Unterzeichnung des deutschen Friedensvertrages 1919 zu prägen begann. „From Paper to Practice“, hatte er Anfang Juni formuliert, und am Tag nach der Zeremonie im Spiegelsaal zu Versailles nimmt er das Wort voraus, das zwei Jahrzehnte danach Schlagzeilen machen sollte: „Peace without Appeasement“¹⁸.

Garvin widersprach der in Frankreich vorherrschenden Meinung, der Frieden sei die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Paris versuche „to have one's cake and eat it“, ein Ding der Unmöglichkeit. Man müsse einem erfüllungswilligen Deutschland wenigstens die Chance geben, seine Reparationen auch zahlen zu können. Dazu gehöre vor allem eine Wiederbelebung der aus den Fugen geratenen Wirtschaft, neue Anreize und ein Funken Hoffnung für die vom Kriegsausgang deprimierte deutsche Bevölkerung. Das war das traditionelle britische fair-play unter Zugrundelegung einer neuen Lage. Diese Anschauung machte sehr schnell Schule: Bis zum Jahre 1933 hatte sich jenseits des Kanals eine versöhnliche Haltung gegenüber dem demokratischen Deutschland durchgesetzt — der Rückschlag in diesem Jahre ging nicht zu Lasten der britischen Politik. Garvin entschuldigt sogar die Wiedereinführung der deutschen Wehrpflicht mit einer gewagten Anspielung auf die berühmte Fetzen-Papier-Theorie der belgischen Neutralität¹⁹.

Einige Problemkreise gehen künftig Hand in Hand. Der britische Isolationismus bricht stets hervor, der latente Antikommunismus und andere spezifische Ausprägungen eines seit 1919 frustrierten Revisionisten. Jahre vor Stalin und Litwinow erfindet Garvin das Kastanien-Motiv: ein deutsch-britischer Krieg sei völlig ausgeschlossen, man werde weder für sowjetische noch irgendwelche anderen osteuropäischen Interessen die Kastanien aus dem Feuer holen²⁰.

One Serajevo was enough. Für Garvin kreisen alle Sorgen künftig darum, dieses Trauma von 1914 loszuwerden und er hält die bildhafte Kurzformel auch gleich parat: die anglo-deutsche Verständigung (Garvin spricht sogar von einer „Lösung“) sei der „masterkey“, das Schlüsselproblem der Gegenwart. Hierin liege der einzig

else. The worst danger of the future is that the Germans, as a result of the Treaty, may come to have Right on their side. And when right changes sides that side which was beaten conquers.

¹⁸ The Observer, 29. 6. 1919, S. 10 f.: Peace Without Appeasement. To sum up. The Treaty and the Covenant together mean not peace itself but only the chance for peace amidst a throng of dangers for peace. Without the Covenant the Statesman at Paris would have sown with both hands the seeds of future war . . . There will be no sufficient recovery of general prosperity even in trade without the revival of Central Europe . . . The alternative means the League of Nations or the ruin of nations. Germany, and all the vanquished peoples as well as Russia must be admitted to the League of Nations as soon as possible. When they are admitted the great majority of the League will be in favour of the methodical revision of the Treaty and of gradual extension of World-Government and World Partnership as the sole means of averting the final suicide of modern civilisation.

¹⁹ The Observer, 3. 2. 1935, S. 1 f.: When iron fetters have been broken, who would try to impose paper-chains as a symbol of subjection?

²⁰ The Observer, 1. 11. 1936, S. 20: The question then, for us, is whether we are to have another Anglo-German war for the sake of Soviet Russia or any interest in Eastern Europe. The answer undoubtedly is „No“.

sichere Schlüssel zum Frieden, das sei der Schlüssel der Welt²¹. Dem alles beherrschenden Thema sind nun andere Probleme untergeordnet, die bisher generellen Revisionsforderungen werden auf einige besondere Nutznießer der Friedensverträge spezifiziert.

III.

Dem Österreich-Problem vermochte Garvin nie eine auch nur gleichwertige Bedeutung abzugewinnen; es wurde von ihm wohl nicht so richtig ernst genommen, es sei denn als friedienstörender, unerledigter Restbestand des Ersten Weltkrieges und der Friedenskonferenz. Wie die meisten Engländer hielt er den Anschluß Österreichs an Deutschland letztlich für unvermeidlich. Wenn es gelingen würde, im Verlaufe dieses Prozesses Stöße und Erschütterungen zu vermeiden, dann umso besser. Nur einmal wurde er heftig, aber selbst dabei richtete sich sein Zorn ausschließlich gegen die verabscheuungswürdigen Methoden des Nationalsozialismus. Nach der Ermordung Dollfuß' am 25. Juli 1934 ernannte Garvin Hitler-Deutschland zum „public enemy number one“²². Das war während seiner relativ kurzen ersten Periode als überzeugter Antifaschist.

Ganz entgegengesetzt äußert sich Garvin im Februar 1938 nach Schuschniggs Kapitulation in Berchtesgaden. Nach seiner Meinung handle es sich zwischen Deutschland und Österreich genaugenommen nicht um eine Fusion, sondern eine Assimilation. Unglücklicherweise seien die Fehler von Versailles durch die Nachfolgestaaten noch akzentuiert worden. Diese Staaten hätten Frieden finden können, wenn sie sich zu einer Art Schweiz zusammengefunden hätten. Es folgt das Eingeständnis, daß die Zerschlagung Österreich-Ungarns zahlreiche neue Gefahren für Europa heraufbeschworen habe. Immerhin verdanke die Welt nun (Garvin schreibt dies Wochen vor dem tatsächlichen Anschluß in der Ausgabe vom 20. Februar 1938) dem österreichischen Bundeskanzler Schuschnigg den unblutigen Ausgang wenigstens dieses einen potentiellen Konfliktes²³.

Eine Woche danach kommt er mit einer typischen Wendung und dem Ausdruck der Erleichterung auf Österreich zurück, freilich nur, um sich nun wieder jenen Problemen zuzuwenden, die ihm wichtiger erscheinen. Die Alternative stelle sich

²¹ Zum Motiv des „masterkey to security and peace“ u. a. *The Observer*, 31. 10. 1937, S. 18; 14. 11. 1937, S. 18; 19. 12. 1937, S. 12.

²² *The Observer*, 29. 7. 1934.

²³ *The Observer*, 20. 2. 1938, S. 14: Austria and Germany. The Coup and After. Yet there is no danger that the Anschluss may ever mean more than it literally means, an assimilation, not a fusion. The blunder of a „peace“ which cut up Austria-Hungary into separate sovereign parts might have led to something disastrous. The Austro-German understanding reached last week may prevent that disaster. Obviously, the several nationalities, Czech, Magyar, German, of the old dual monarchy ought to have been reorganised on a federal basis akin to that of Switzerland. They might thus have live in peace. By being invested with separate sovereign power they have not only been made a burden to each other and to themselves but a menace to the peace of Europe. It fortunately looks as if the problem may now be solved by pacific means. For the immediate future, Herr von Schuschnigg's surrender saves Europe from something worse. If we recall the Far East, Abyssinia, even Spain, we may be thankful that the matter of Austria and Germany has been settled without bloodshed.

zwischen Verhandeln und einem neuen Krieg; dasselbe Thema variiert sein Kollege George Ward Price in der „Daily Mail“²⁴. Garvin unterstützt die Politik Neville Chamberlains. Müßte sich der Premierminister jetzt einer Neuwahl stellen, prophezeit Garvin, würde er die größte bisher dagewesene Mehrheit erhalten. Zur Verhinderung der Achse Berlin—Rom—Tokio verfidt auch Garvin die Verständigung mit Italien; darüber hinaus will er die Verhandlungen mit Berlin nicht abreißen lassen²⁵.

Der nächste, beinahe unvermeidliche Schritt hin zum britischen Isolationismus erfolgt am 6. März mit dem berühmt gewordenen Beitrag über die „deutsche Familienangelegenheit“. Das ausgesprochene Desinteresse des anderweitig engagierten Briten beschränkt sich nun nicht mehr auf Österreich, sondern schließt auch bereits die Tschecho-Slowakei ein²⁶.

Am Tag des Anschlusses, wieder eine Woche danach, wird die militärische Entwicklung in Österreich weiterhin entschieden zurückgewiesen. Hier prägt Garvin den Kalauer „Not war but warning“²⁷. Er benutzt die Gelegenheit zu einer neuerlichen Forderung nach einer unverzüglichen, umfassenden und beschleunigten Wiederaufrüstung Großbritanniens. Der deutschfreundliche Wiener Korrespondent Francis Yeats-Brown schildert den fast unglaublichen Umschwung der öffentlichen Meinung in Österreich hin zum Nationalsozialismus (almost unbelievable if one had not seen it with one's own eyes). Er bemüht selbst das Münchner Bier zur Stützung von Garvins Familienthese²⁸.

Was folgt ist eine Manöverkritik mit einer „Footnote to Austria“. Aber Österreich ist schon fast vergessen. Stattdessen kommen grundsätzliche Erwägungen, zudem heftige Angriffe auf Frankreich, das aus dem Rheinland gern noch ein zweites Österreich gemacht hätte. „Was it wise?“ Der Weimarer Republik sei viel zu wenig geholfen worden. „Was it wise?“ Die Unterstützung des deutsch-österrei-

²⁴ Daily Mail, 16. 6. 1936, mit der eingängigen Kurzformel: „Negotiate — but arm“. Ward Price, dezidiert antideutscher Korrespondent im Ruhrkampf 1923, machte inzwischen durch seine verständnisbereiten Mussolini- und Hitler-Interviews viel von sich reden.

²⁵ The Observer, 27. 2. 1938, S. 14: Which Way to Peace?

²⁶ The Observer, 6. 3. 1938, S. 16: How Not to Do It. Untertitel: That Question — Austria and Czecho-Slovakia. There is another question, and it is the acid test. Will any orator at the thousand meetings this week pledge the Opposition to go to war in these circumstances for Austria and Czecho-Slovakia? Yes or No. Let us see. Is it imagined for a moment that Austria itself is a harmonious unit? It is riven with discord. A powerful section passionately demands closer union with the Reich. Conflict would mean civil war. It is a family issue within the German race. We have nothing to do with it. Then is it to be war for Czecho-Slovakia? — Für das folgende Zitat mit einer Breitseite gegen die Tschechoslowakei als Vielvölkerstaat vgl. Franke, R.: London und Prag, 1981, S. 330.

²⁷ The Observer, 13. 3. 1938, S. 16: The Austrian Drama — A Mighty Event — Not War but Warning — Herr Hitler and Dr. Schuschnigg — The Inner History of Crisis. Dr. Schuschnigg had committed political suicide and doomed his cause by the rashness of his method. They felt that he had jumped from mid-air without a parachute.

²⁸ The Observer, 13. 3. 1938, S. 15, 17 und 20: ... the frontier dividing Munich and Vienna ... has always been artificial. From Munich to Vienna people talk alike, think alike, drink the same kind of beer. Naturally they want to be one people.

chischen Zollunionsplanes 1931 hätte der Weimarer Republik und auch Brüning den Rücken stärken können. „Was Paris wise to be furious seven years ago? Was Britain wise to be weak? . . . But we might as well ask whether Versailles altogether was wise. We leave the answer to the locusts who eat years²⁹.“

Der Hauptartikel an diesem Tage stellt die provozierende Frage: „What is Czechoslovakia³⁰?“

IV.

„Either the Czechs must renounce their alliance with Moscow or they must allow the Sudeten Germans to rejoin the 75.000.000 of their own race in the Greater Reich³¹.“

Garvin faßt hier die Mittellage der Tschechoslowakei in einen knappen, alternativen Zusammenhang. Es waren zudem prophetische Worte; denn die Tschechen vermochten sich von ihren Allianzen mit Frankreich und der Sowjetunion bereits nicht mehr zu lösen. Diese Bündnisse verführten Prag obendrein dazu, die Minderheiten immer wieder als *quantité négligeable* einzustufen. Die Tschechen machten es Moskau schließlich leicht, die Tschechoslowakei zu unterwerfen, nachdem sie vorher aus eigenem Antrieb ihre deutsche Minderheit „heim ins Reich“ vertrieben hatten. Letztlich konnten die Tschechen weder auf ihre Allianz verzichten, noch den Sudetendeutschen angemessene Rechte gewähren.

Garvin beantwortet seine Frage nach dem Wesen der Tschechoslowakei selbst: „It is a nonesuch State like no other on earth. It contains about 15.000.000 of various peoples. The Czechs proper — a brave and stubborn creed no doubt — are a minority of rather less than 7.000.000 ruling and rather lording over a mixed majority of other peoples — German, Slovaks, Magyars, Ruthenians, Poles. Is this democracy?“ Diese Neuauflage des Vielvölkerstaates hält Garvin nicht länger für lebensfähig, es sei denn, die versprochenen „Schweizer Prinzipien“ würden sofort voll verwirklicht³².

Mit seiner Betonung demokratischer und föderalistischer Grundsätze kaschiert Garvin geschickt seine isolationistischen Tendenzen in Mittel- und Osteuropa; Neigungen, die durch seinen ausgeprägten Antibolschewismus akzentuiert wurden. Schon 1936 hatte Garvin, „the British press's most virulent Czechophobe“³³, gegen den künstlichen, wurstförmigen und mosaikhafte Neustaat gewettert, der nun obendrein durch seinen Pakt mit der Sowjetunion zum Pestbazillus der euro-

²⁹ The Observer, 20. 3. 1938, S. 14: A Footnote to Austria.

³⁰ The Observer, 20. 3. 1938, S. 14: No War and Why — After the Anschluss — Czechoslovakia and Spain — Days of Danger and Relief — The Passing of a Crisis. 2. Untertitel: What is Czechoslovakia?

³¹ The Observer, 12. 6. 1938, S. 14: Wisdom and Danger.

³² The Observer, 20. 3. 1938, S. 14: In 1919 they were promised political equality on „Swiss principles“. That promise has never been executed. It will have to be, and in full . . . Our endorsement of the Soviet pacts on this subject would be another nail in the coffin of peace. To guarantee an indefensible and untenable status quo in Czechoslovakia is about the last thing on earth whereon the British Empire should stake herself.

³³ Gannon 18.

päischen Politik geworden sei, zum Türöffner der Sowjetunion in Mitteleuropa. „We should shun every entanglement in Eastern Europe. In that quarter our meddling means muddling“³⁴.

Unter Berufung auf die berüchtigten „war treaties“ von Versailles und St. Germain wird das irische Beispiel als weiteres Argument herangezogen³⁵; es folgen wieder alle bekannten Vorwürfe gegen die tschechische Minderheit und in bezug auf das unerfüllte Versprechen des Schweizer Musters. Die Argumente werden nach Belieben wiederholt und variiert. Kein Krieg, so heißt es nach dem Anschluß 1938, könne das tschechische Mosaik zusammenhalten. Jeder Krieg werde die Tschechoslowakei in Stücke reißen — wörtlich das Argument, das 1918 beim Zerfall der Donaumonarchie verwendet worden war³⁶. Nach der Maikrise wird immer häufiger das bedrohte britische Empire beschworen, das man wegen einer solchen Lappalie nicht aufs Spiel setzen dürfe. Das sei nun einmal die Nemesis eines falschen Friedens, wenn seine Produkte, so wie sie sind, nicht länger haltbar seien. Die Tschechoslowakei hätte niemals gegründet werden dürfen³⁷.

Wie Premierminister Neville Chamberlain glaubte auch Garvin, die Verhinderung des Krieges 1938 werde eine längere Friedensphase einleiten³⁸. Diese seine Überzeugung wiederholte er noch Ende August 1938, als die deutschen Manöver gerade auf Hochtouren liefen³⁹. Vielleicht ist das eigentliche Dilemma Garvins heute schon kaum mehr faßbar. Der überzeugte Revisionist versuchte seine Leser noch im Sommer 1938 davon zu überzeugen, Hitler werde es wegen der Sudeten-deutschen nicht zum Krieg kommen lassen. Damit werde eine wichtige Vorentscheidung für den Frieden in Europa getroffen. Dieses eine Mal hatte Garvin noch

³⁴ The Observer, 22. 11. 1936, S. 18: NOT as in 1914 — „Revision or War“.

³⁵ The Observer, 21. 11. 1937, S. 18: The Key of Peace — „The Ulster of Central Europe“. Shall we plunge into war again, stake the Empire and convulse the world — for what? To preserve and enforce the racial ascendancy of fewer than 7 000 000 Czechs over 3 500 000 Sudetic Germans forcibly subjected by the war-treaties to an alien Government. This is so far from being in accordance with British principles and practices that it is clear contrary to both. What did we do ourselves in a similar case? As Herr Hitler likes to remind us, we had to cut Ulster out ... Czecho-Slovakia — the very name is forced and misleading — is neither a natural nor a historic State, but an artificial contraption of the war-treaties ...

³⁶ The Observer, 27. 3. 1938, S. 16: When We Fight — Czecho-Slovakia? — What War Could Not Save. No war could maintain as it is the mosaic of Czechoslovakia. Any war would pull it to pieces, divided between the Reich, Poland, and Hungary.

³⁷ The Observer, 29. 5. 1938, S. 16: The Czech Peril. Czechoslovakia never ought to have been created by the overreaching folly of Versailles. It never can be maintained either by peace or war unless it is transformed into another Switzerland, based upon equality and neutrality. Whether the British Empire is to be staked upon some intermediate and important formula remains to be seen. Twenty years after the whole miserable medley is the Nemesis of a false peace. — Parallel dazu lief die forcierte Wiederaufrüstung, vgl. The Observer, 3. 4. 1938, S. 16: The Price of Safety — Air Parity the Key — Double the Programme!

³⁸ The Observer, 12. 6. 1938, S. 14: Wisdom and Danger. If war on Czechoslovakia is averted this summer there might be peace for a generation. — The Observer, 19. 6. 1938, S. 14: How to Get Peace.

³⁹ The Observer, 21. 8. 1938, S. 13: Czech Problem no Nearer Solution. By the end of this autumn there will be a better chance of establishing world peace for a generation.

Recht. Seine Konversion zwischen Oktober 1938 und März 1939 ist ein sicheres Indiz dafür, wie leidenschaftlich er zwanzig Jahre für eine britisch-deutsche Verständigung gekämpft und wie fest er an ihre Verwirklichung geglaubt hatte. Das habe nichts mit dem Positivismus von Voltaires Pangloss zu tun, beteuert er. Natürlich sei der Frieden nicht ohne weiteres zu erhalten und London komme die wichtige Rolle eines Mittlers zu, „to trim the scales, to hold a fair balance between Czechs and Sudetens in the jumbled Republic manufactured at Versailles“⁴⁰.

Garvins Artikel im September 1938 spiegeln sein eigenes Schwanken zwischen Hoffnung und Zweifel, aber auch eine wachsende Entschlossenheit zum Widerstand. Wiewohl London fair-play für die Sudetendeutschen wolle, werde es sich einer mutwilligen Attacke auf den Weltfrieden wie ein Mann widersetzen⁴¹.

In den beiden nächsten Ausgaben kommt Garvin noch einmal auf die versprochene „zweite Schweiz“ zurück. Sie müsse augenblicklich angestrebt werden und die Tschechoslowakei dürfe für keine der benachbarten Großmächte künftig ein Korridor gegen die andere sein⁴².

Am Wochenende vor der Münchner Konferenz überwiegen wiederum die Zweifel. Jetzt schleudert Garvin bereits sein „bis hierher und nicht weiter“ gegen Hitler. Wenn es trotz allem zum Schlimmsten kommen sollte, dann würden sich alle Kräfte der Freiheit in ihrem Widerstand vereinen. Trotz aller rückhaltlosen Zustimmung zu den Ergebnissen der Münchner Konferenz deutet sich hier Garvins künftige entschlossene Frontstellung gegen den Nationalsozialismus bereits an⁴³.

Der offene Seitenwechsel Garvins wurde unwiderrufflich, als Hitler begann, über sein gegebenes Ehrenwort hinauszugehen und nicht mehr nur Deutsche in seinem neuen Reich zu vereinen, als zum anderen die Unterdrückung unschuldiger Minderheiten in Hitlers eigenem Machtbereich immer offenere Formen annahm. Bereits am Neujahrstag 1939 sorgte sich der bisherige Tschechophobe, daß auf der Münchner Konferenz nicht allein die Sudetendeutschen, sondern ebenso zehn (!) Millionen Tschechen der effektiven deutschen, also nazistischen Kontrolle überantwortet wor-

⁴⁰ The Observer, 28. 8. 1938, S. 12: The Way — Czechs and Germans — A New Basis of Reform — Britain's Saving Task — An „Immeasurable Responsibility“.

⁴¹ The Observer, 4. 9. 1938, S. 12: Peace and How. An armed onslaught on Czechoslovakia in these circumstances would be a wanton disruption of the peace of the world. The British people would stand against it like a block of steel, and with them in the same cause would be a more overwhelming combination than in the last War. On the other hand, British opinion supports fair-play for the Sudeten Germans and the utmost practicable self-government for them on the lines of „large cantons and large powers“. We say that the word is peace.

⁴² The Observer, 11. 9. 1938, S. 14: Face to Face — The Square Deal Between Czechs and Sudeten — Wanted: A Second Switzerland, Federal, Neutral Guaranteed. The present plight is the miserable Nemesis of the worst muddle Versailles. — The Observer, 18. 9. 1938, S. 14: A World at Stake — The True Solution. At present Czechoslovakia is a corridor for Russia against Germany. The Germans are tempted to turn it into a corridor against Russia. It should be a corridor against neither.

⁴³ The Observer, 25. 9. 1938, S. 14: Thus Far ... Now, if the worst comes, whatever else happens, all the forces of freedom will gather round us by degrees as of old ... Here we make a stand. Here we vow and dedicate ourselves utterly, if it should be required, to bear out that stand to the last breath.

den seien. Mit dem Ausbau dieser Überzeugung waren auch für Garvins künftige Haltung die Würfel endgültig gefallen ⁴⁴.

V.

Alles in allem ist James Louis Garvins politische Mission in der Zwischenkriegszeit gescheitert. Sein Konzept war das vieler wohlmeinender politischer Idealisten in der Zeit nach 1918: durch den Konsens der Völker, der Sieger und der Besiegten, die Welt für den Frieden sicherer zu machen. Dieses Anliegen hatte er bereits Monate vor Unterzeichnung des deutschen Friedensvertrages verfochten. Als er dann die Verträge erneut vom Vergeltungstrieb korrumpiert sah, setzte er auf das Allheilmittel Völkerbund.

Uns mag heute der fast blinde Eifer befremden, mit dem Garvin auf die befriedende Wirkung einer Weltorganisation gehofft hat. Aber er hat in einer Zeit des „Urzustandes“ geschrieben; die Welt hatte ihre Erfahrungen mit dem Völkerbund und den Vereinten Nationen noch nicht gemacht. Umso erschreckender jene seiner düsteren Voraussagen, die auf schreckliche Weise eingetreten sind, falls es dem Völkerbund nicht gelingen sollte, die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen.

War der frühe Garvin einer der wenigen Rufer in der Wüste, dann lag der Revisionist der ersten Stunde in den Jahren nach 1935 durchaus auf der Linie der britischen Politik, die man wegen ihrer Sorge um die Bewahrung des Empire eine neo-imperialistische genannt hat. Es ist Garvins Tragik wie die nur weniger seiner Zeitgenossen, daß nach 1933 (anders als in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg) in Deutschland der aufrichtige Partner für eine ehrliche Verständigung gefehlt hat. Doch Garvins Tragik war für das Deutsche Reich der Anfang vom Untergang.

Mit der zunehmenden Umfunktionierung des Völkerbundes in einen Mechanismus zur Bewahrung des *Status quo* von 1919 (was ironischerweise mit der Entmachtung und inneren Aushöhlung dieser Institution einherging) wendete sich Garvins Polemik voll zunehmender Dringlichkeit gegen jene antirevisionistischen Länder, die das Sicherheitsventil zur Entschärfung einer immer explosiveren Situation blockierten, insbesondere gegen Polen und die Tschechoslowakei. Er verlachte ihr Konzept der „kollektiven Sicherheit“ als „suicide of security“ ⁴⁵. Die Ähnlichkeit seiner Diktion mit der Auffassung des *Foreign Office* war rein zufällig; Kongenialität war nicht vorhanden ⁴⁶.

Man mag dieses Konzept heute kritisieren. Die Problemzuspitzung des Journalisten erscheint uns überzogen und nicht mehr relevant. Aber zu jener Zeit hat Garvin durchaus seine Wirkung gehabt. Zwar tut ihm David Low unrecht, wenn er auf seiner bekannten Karikatur Garvin mit Lady Astor, Times-Chefredakteur G. Dawson und Lord Lothian nach Goebbels' Pfeife tanzen läßt ⁴⁷, doch sprach es für den Revisionisten und Germanophilen Garvin, daß er über den Frieden vom

⁴⁴ The Observer, 1. 1. 1939, S. 12. — Gannon 223 spricht von Garvins Meinungswandel Ende 1938, „which stands as a monument to Garvin's independence and honesty“.

⁴⁵ The Observer, 1. 2. 1937.

⁴⁶ Dilks, D. (Hrsg.): The Diaries of Sir Alexander Cadogan. 1971, S. 56 (23. 2. 1938).

⁴⁷ Evening Standard, 3. 1. 1938, S. 12.

28. Juni 1919 schon dasselbe gesagt hatte, was er 1938 noch einmal emphatisch wiederholte. Dieser Kontinuität konnten sich nur sehr wenige seiner Kollegen rühmen. Vom Juni bis September 1938 zieht sich das Leitmotiv „Frieden“, solange ein solcher ehrenhaft möglich ist, wie ein roter Faden durch seine Leitartikel. Schon 1936 hatte er das Schlagwort der „maximum armaments and minimum commitments“ erfunden⁴⁸, im Jahr darauf eine dreieifächerte Taktik skizziert: den Krieg ganz zu vermeiden, oder wenigstens bis zum Äußersten hinauszuschieben — um ihn schließlich zu gewinnen, sollte er dennoch kommen⁴⁹. Im Blick auf 1919 verkündet der unermüdlche Optimist, man müsse nun endlich vom falschen zum wahren Frieden vordringen⁵⁰. Hier traf er sich inzwischen mit seinen Kollegen von der Londoner „Times“.

Nach der Münchner Konferenz schwingt auch bei Garvin das Pendel schlagartig in die andere Richtung. Sein zwischen 1933 und 1935 schon einmal erkennbar gewordener Antinazismus wird ab Oktober 1938, der Kristallnacht und nach Hitlers Einmarsch in Prag endgültig: „the last rag of human decency was discarded this time“⁵¹. Mit dem Eifer des Konvertiten baut er diese nun endgültige Überzeugung aus. In seiner Vorliebe für theatralische Wendungen erklärt er am 27. August den 15. März 1939 zu einem „Macbeth business for Hitler“⁵².

In der Woche darauf begann der Zweite Weltkrieg.

⁴⁸ The Observer, 22. 11. 1936, S. 18: NOT as in 1914. Our plane and sane politics in this world about us is one of maximum armaments and minimum commitments ... One Serajevo was enough.

⁴⁹ The Observer, 22. 8. 1937, S. 12.

⁵⁰ The Observer, 24. 7. 1938, S. 14: After Paris — Friendship for Peace.

⁵¹ The Observer, 19. 3. 1939, S. 16.

⁵² The Observer, 27. 8. 1939, S. 20.

TÄTIGKEITSBERICHT des Collegium Carolinum für 1981

Das Collegium Carolinum war im Berichtsjahr wiederum verstärkten Angriffen auf seine wissenschaftliche Selbständigkeit und auf die Unabhängigkeit seiner Bibliothek ausgesetzt. Der Aufgeschlossenheit der bayerischen Staatsregierung, insbesondere dem Bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Franz Josef Strauß und dem Bayerischen Kultusminister Prof. Dr. Hans Maier, sind Lösungsvorschläge zu verdanken, die der weiteren wissenschaftlichen Unabhängigkeit des Collegium Carolinum dienen. Nach wie vor strebt das Collegium Carolinum seine Angliederung an die Bayerische Akademie der Wissenschaften an, die seit 1972 auch von seiten der Akademie und von seiten der bayerischen Staatsregierung, neben einer engeren Zusammenarbeit der Münchner Ostinstitute, vorgesehen ist.

Das dankenswerte Interesse des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus an den Aufgaben und Problemen des Collegium Carolinum und die in jeder Beziehung gewährte Unterstützung und Förderung setzten das Institut auch finanziell in die Lage, seine satzungsmäßigen Aufgaben wiederum voll zu erfüllen. Dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus wird hierfür herzlich gedankt. Ein besonderer Dank gilt auch der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Finanzierung von Forschungsvorhaben und Publikationen, deren Finanzierung aus dem laufenden Etat nicht möglich gewesen wäre. Gedankt sei auch dem Auswärtigen Amt, das insbesondere den aktuellen Berichten des Instituts Aufmerksamkeit zollt.

Sorge bereitet dagegen noch immer die Anschlußfinanzierung für das Sudetendeutsche Wörterbuch nach Abschluß der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Sammel- und Aufbereitungsarbeiten. Die Ausarbeitung der nun vorhandenen Wort- und Materialsammlung zu einem in Lieferungen erscheinenden Sudetendeutschen Mundartenwörterbuch zählt mit zu den wichtigsten Projekten des Collegium Carolinum, die der Bewahrung des sudetendeutschen Kulturerbes dienen.

In einem langwierigen und zweifellos für beide Seiten abträglichen Streit mit der Sudetendeutschen Landsmannschaft hatten sich im Berichtsjahr die Dinge leider eher zugespitzt als entspannt. Zur Diskussion steht einmal der Wunsch, das Collegium Carolinum möge sich für den Umzug in ein in München geplantes Sudetendeutsches Zentrum aussprechen; der zweite Streitpunkt greift tiefer in unsere Selbstdefinition: das Collegium Carolinum möge seine Arbeit auf die Wahrung einer sogenannten sudetendeutschen Identität ausrichten. Beide Fragenbereiche hängen freilich insofern zusammen, als ein eventueller Einzug in das Sudetendeutsche Zentrum die Annahme einer entsprechenden Arbeitskonzeption nicht nur äußerlich zum Ausdruck brächte.

Zum ersten Diskussionspunkt: Der Vorstand des Collegium Carolinum hatte sich schon 1973 schriftlich gegen eine Übersiedlung in das geplante Sudetendeutsche Zentrum ausgesprochen und dies in der Folgezeit mehrmals bekräftigt; so z. B. am 15. November 1977 in einem von dem damaligen Ersten Vorsitzenden, Herrn Prof. Bosl, und seinem Stellvertreter, Herrn Prof. Prinz, unterzeichneten Brief an Herrn Dr. Becher. Im Februar 1981 wurde der jetzige Vorsitzende des Collegium Carolinum von einem bayerischen Minister mit der harten Alternative konfrontiert, entweder in das geplante Gebäude einzuziehen, oder mit dem Verlust der staatlichen Finanzierung rechnen zu müssen. Das Bayerische Kultusministerium, bei dem das Collegium Carolinum ressortiert, hat sich einer solchen Alternative allerdings niemals angeschlossen.

Nach Vorstandsberatungen erklärte sich der Vorsitzende des Collegium Carolinum bereit, unter bestimmten Bedingungen über den von der Sudetendeutschen Landsmannschaft geäußerten Wunsch Gespräche zu führen. Gesprächstermine, die das Bayerische Kultusministerium freundlicherweise dreimal vermittelte, sind aber jeweils von den möglichen Gesprächspartnern der anderen Seite nicht wahrgenommen worden. Ein Kompromißvorschlag des Herrn Bayerischen Ministerpräsidenten, der dem Wunsch des Collegium Carolinum auch nach äußerer Unabhängigkeit entgegenkam, wurde von der anderen Seite abgelehnt.

Der Streit um die sogenannte sudetendeutsche Identität muß uns nicht im gleichen Maße berühren, wengleich er das wissenschaftliche Verantwortungsbewußtsein weit eher herausfordert. Es geht dabei sowohl um den Begriff der Gruppenidentität, der von der modernen Soziologie abgelehnt wird, und durch einen weniger strengen Begriffsgehalt ersetzt werden müßte, es geht aber auch um den Begriff des Sudetendeutchtums, das sich nun einmal nicht als historisches Objekt über die Jahrhunderte hin im Sinne der jeweils gegebenen historischen Zusammenhänge einsetzen läßt. Auch eine nur tschechische Geschichte erschlosse bekanntlich nicht die Vergangenheit der böhmischen Länder.

Das Collegium Carolinum ist 1956 nicht als ein sudetendeutsches Institut gegründet worden, sondern mit demselben Titel, den es noch heute führt. Als Forschungsstelle für die böhmischen Länder hat es dennoch weit mehr als die Hälfte seiner Publikationen einzelnen Themen aus der Geschichte der Sudetendeutschen gewidmet. Es steht aber nicht diese Leistung in der Diskussion um die sudetendeutsche Identität zur Debatte, sondern ein besonderer Volksbegriff, verbunden mit der Forderung, ihn mit der zugehörigen historischen Tradition zu füllen. Nach sachgerechten Erwägungen wird man sich dazu wohl kaum in der Lage finden können.

Eine zufällige Begegnung bei der letzten Jahresversammlung des Adalbert Stifter Vereins benützte der Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Herr Dr. Becher, zu einer mehr als anderthalbstündigen Diskussion mit dem Vorsitzenden des Collegium Carolinum namentlich über das Thema der sudetendeutschen Identität im allgemeinen und über einige Arbeitsergebnisse des Collegium Carolinum im besonderen. Eine Einigung war in dieser Diskussion leider nicht zu erzielen. Es hat sich nicht einmal der Wunsch festigen lassen, Gespräche auf dieser Basis fortzusetzen, um wissenschaftliche Erkenntnisse auch außerhalb der Fachwelt zu ver-

mitteln. Herr Dr. Becher schloß die von beiden Seiten in sehr ruhigem Ton geführte Diskussion mit dem Bemerkten, es wäre besser gewesen, das Collegium Carolinum wäre nie gegründet worden. Man muß befürchten, daß bei einer solchen Einschätzung unserer Arbeit die gehörige Gesprächsbereitschaft auf seiten der Landsmannschaft nicht gegeben ist.

Trotz aller äußeren Unzuträglichkeiten und Angriffe, die das Institut in seiner wissenschaftlichen Arbeit belästigen und deren Abwehr einen großen Zeitaufwand erfordert, konnte das Collegium Carolinum seine satzungsgemäßen Aufgaben in vollem Umfang erfüllen, sich auf wissenschaftlicher Grundlage mit den böhmischen Ländern in ihrer Gesamtproblematik zu befassen, Analysen dieses Raumes, seiner Völker, seiner historischen, politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten vorzunehmen sowie gegenwartskundliche Beobachtungen über die Vorgänge in der Tschechoslowakei selbst und die im Exil lebenden Volksteile dieses Raumes zu betreiben, wissenschaftliche Erkenntnisse hierüber zu entwickeln, zu vertiefen und in Publikationen darzubieten sowie die bundesdeutsche Forschung über die böhmischen Länder zu fördern und zu koordinieren.

Neben der genannten Mittelbereitstellung war das eine außerordentliche Produktivität widerspiegelnde, besonders reiche Arbeitsergebnis im Berichtsjahr nur erreichbar wegen der wiederum straff geführten Forschungsplanung, des starken persönlichen Einsatzes des Vorstandes und der hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter sowie der zahlreichen Freunde und freien Mitarbeiter des Instituts und wegen sparsamster, ausschließlich auf Produktivität ausgerichteter Verwendung der Finanzierungsmittel. Erschwerend wirkte sich jedoch der unerwartet plötzliche Tod eines wissenschaftlichen Mitarbeiters Anfang August aus, weil dessen Planstelle aus haushaltsrechtlichen Gründen im laufenden Jahr noch nicht wieder besetzt werden konnte, sowie der Ausfall von 105 Arbeitstagen durch Krankheit der Mitarbeiter und die Nichtbesetzbarkeit einer offenen Bibliotheksassistentenstelle. Durch den verstärkten Einsatz studentischer Hilfskräfte konnte aber ein gewisser Ausgleich herbeigeführt werden.

Einen besonderen Verlust für das Institut bedeutet der am 28. Oktober 1981 überraschend eingetretene Tod von Archivdirektor a. D. Dr. Heribert Sturm, Vorstandsmitglied und Kassenwart seit Gründung des Collegium Carolinum, Herausgeber und aktiver Betreuer des Biographischen Lexikons zur Geschichte der böhmischen Länder sowie des Ortslexikons der böhmischen Länder, der stets nicht nur sein reiches Wissen auf landesgeschichtlichem Gebiet und seine hervorragende Organisationsgabe einbrachte, sondern auch seit Anbeginn die Buchführung für das Collegium Carolinum übernommen hatte. Einen schweren Verlust brachte auch der unerwartete, am 8. August 1981 erfolgte Tod des hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiters Dr. Reiner Franke, der seit November 1977 vor allem die biographische Sammlung des Instituts betreute und das Biographische Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder erarbeitete. Das Institut betrauert darüber hinaus den am 5. Mai 1981 eingetretenen Tod des langjährigen Verlegers Robert Lerche, der 68 Publikationen des Collegium Carolinum verlegerisch betreut hatte.

Während sich die traditionellen *Bad Wiesseer-Tagungen* des Collegium Carolinum in den vergangenen Jahren der Erforschung der Ersten Tschechoslowakischen

Republik widmeten, hatte die letztjährige Tagung vom 27. bis 29. November 1981 unter Leitung von Prof. Dr. Ferdinand Seibt zum ersten Mal einen ganz anderen — zeitlich übergreifenden — Themenbereich aufgegriffen: Die Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern von den Anfängen im Mittelalter bis 1945.

Namhafte Wissenschaftler aus dem In- und Ausland, u. a. auch aus Israel, sowie einige jüngere Nachwuchshistoriker behandelten die Themen, die nach chronologischen und inhaltlichen Gesichtspunkten gegliedert waren. Ihre Beiträge werden Ende 1982 in der Reihe „Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum“ im Druck erscheinen. Über 60 Teilnehmer trugen auch diesmal mit zahlreichen wertvollen Diskussionsbeiträgen zum Gelingen der Tagung bei.

Prof. Dr. Ferdinand Seibt wies einleitend auf die entsprechenden Forschungslücken und Forschungsvorhaben sowie auf die besondere Aktualität des Tagungsthemas hin und stellte dabei die Frage, ob es sinnvoll sei, die Geschichte der Juden in Europa ausschließlich von der Katastrophe der NS-Zeit her zu sehen.

Der erste Abschnitt der Tagung war den Anfängen im Mittelalter gewidmet: Dr. Peter Hilsch (Tübingen) referierte über „Die Juden in Böhmen und Mähren im Mittelalter und die ersten Privilegien“, Prof. Dr. Wilhelm Hanisch (Vechna) über „Die Luxemburger und die Juden“.

Im zweiten Teil war das Thema der jüdischen Gemeinden vom 14. bis 18. Jahrhundert und die Stellung der Juden im Feudal- bzw. Ständestaat zu behandeln. Dr. Maria Tischler (München) untersuchte die „Böhmischen Judengemeinden von 1348 bis 1519“. Dr. Helmut Teufel (Pflaumheim) sprach über „Die Juden im Ständestaat — zur politischen, wirtschaftlichen und sozialen Geschichte der Juden in Mähren zwischen 1526 und 1620“. „Jüdische Gemeinden in Böhmen und Mähren im 17. und 18. Jahrhundert“ untersuchte Vladimir Lipscher (Zürich), während Wilfried Brosche (Bochum) „Das Ghetto von Prag — die Baugeschichte“ anhand von Lichtbildern und Plänen darstellte.

Die Stellung der Juden im Absolutismus und Fragen ihrer beginnenden Emanzipation seit dem 18. Jahrhundert waren die Schwerpunkte des dritten Teils, der drei Referate umfaßte: Dr. Anna M. Drabek (Wien) berichtete über „Die böhmischen und mährischen Juden zur Zeit des landesfürstlichen Absolutismus. Das Judentum zwischen König, Behörden, Ständen und Städten“, Dr. Eila Hassenpflug-Elzholz (Nordenham) untersuchte unter dem Titel „Toleranzedikt und Emanzipation“ die josefinischen Edikte und die Situation der böhmischen Juden in dieser Zeit und Prof. Dr. Ruth Kestenbergl-Gladstein (Haifa) sprach anhand literarischer Quellen über „Phasen der Selbstidentifikation der böhmischen Juden vom 17. bis 19. Jahrhundert“.

Im nächsten Abschnitt widmeten sich zwei Referate der Stellung und Bedeutung der Juden in der modernen Industriegesellschaft. Prof. Dr. Gustav Otruba (Linz) behandelte die ökonomische Bedeutung der böhmischen Juden unter dem Titel „Der jüdische Anteil an der wirtschaftlichen Entwicklung der böhmischen Länder“, Dr. Ladislav Lipscher (Zürich) referierte über „Die rechtliche, soziale und nationale Stellung der Juden in der Ersten Republik“.

Emigration und Verfolgung waren das Thema des letzten Abschnittes. „Die deutschsprachige jüdische Emigration aus der Tschechoslowakei 1938/39 in Eng-

land“ wurde von Dr. Eva Hartmann (London) untersucht. Dr. Stephan Dolezel (Göttingen) zeigte an dem NS-Film „Der ewige Jude“, den er vorführte und kommentierte, „Die propagandistische Vorbereitung der ‚Endlösung‘“. Prof. Dr. Hans Lemberg (Marburg) faßte in seinem Resümee die wichtigsten Aspekte der Tagung zusammen, Prof. Dr. Ferdinand Seibt sprach das Schlußwort.

Als Ergänzung der in der Teilnehmerzahl kleinzuhaltenden Bad Wiesseer Arbeitstagungen wurden folgende *Vorträge* veranstaltet:

Prof. Dr. Jerzy Kozeński (Posen) im Collegium Carolinum über „Der Novemberaufstand von 1830 in Polen“ am 9. März,

Prof. Dr. Jiří Maláček (Niederaltaich) im Collegium Carolinum über „Die Christlichsozialen Gewerkschaften in der Tschechoslowakei von den Anfängen bis 1948“ am 9. November.

Darüber hinaus hielten die Mitglieder und Mitarbeiter des Collegium Carolinum zu verschiedenen Anlässen Vorträge, und zwar:

Prof. Dr. Ferdinand Seibt:

„Politische Utopie im Zeitalter der Reformation“, in der Universität Bielefeld am 22. Mai;

„Die Zeit als Kondition der Geschichte und als Kategorie des historischen Sinns“, vor der Siemens-Stiftung in München am 7. Juli;

„Der Begriff der Utopie als interdisziplinäres Problem“, im Zentrum für interdisziplinäre Forschung in Bielefeld am 22. Juli;

„Johann von Nepomuk und die Krise seiner Zeit“, im Institut für ostbairische Heimatforschung in Passau am 16. Oktober;

„Wenzel der Heilige“, vor der Ackermann-Gemeinde in Lauf am 25. Oktober;

„Dynamische Kräfte im sogenannten Spätmittelalter 1400—1600“, beim Kontaktstudium der Ruhr-Universität in Xanten am 5. November.

Prof. Dr. Karl Bosl:

„Der politisch-utopische Rigorismus und die Unberechenbarkeit der Macht bei Machiavelli“, in der Katholischen Akademie Hamburg am 4. April;

„Straubing und der Bayerische Wald“, Festvortrag zur Verleihung des Bayer. Wald-Kulturpreises im Rathaussaal zu Straubing am 5. April;

„Cham als Zentralort des Bayerischen Waldes“, vor dem Bayerischen Heimattag in Cham am 23. Mai;

„Die Stellung des spätmittelalterlichen Regensburg im ostmitteleuropäischen Raum“, bei der Studientagung der Mitteldeutschen im fürstlichen Schloß zu Regensburg am 24. Mai und im Künstlerhaus zu München am 3. November;

„Der arme Mann, der gemeine Mann, der kleine Mann. Zu einer Geschichte des Volkes“, vor der Hanns-Seidel-Stiftung in Bad-Kreuth (Tegernsee) am 28. Mai und in der Historischen Fakultät der Universität Trier am 5. November;

- „Die ostoberpfälzische Stadt und ihr geschichtliches Schicksal: Das Beispiel Rötze“, Festvortrag zum 475. Stadtjubiläum im Rathaus zu Rötze am 17. Juli;
- „Zur Geschichte des Bierbrauens in Deutschland“, Vortrag für die Stadt Kulmbach am 23. Juli;
- „Wie weit Österreicher Bayern, Bayern aber Österreicher sind. Zum Werden einer geschichtlichen Physiognomie der beiden Völker und Stämme“, vor der Österreichisch-Bayerischen Gesellschaft im Künstlerhaus zu München am 24. September;
- „Die schwäbischen Städte und ihre mittelalterlichen Anfänge“, vor der Hanns-Seidel-Stiftung im Sylvestersaal von Mindelheim am 2. Oktober;
- „Gegenstände und Motivationen historischer Bewußtseinspflege in den historischen Vereinen der vergangenen 150 Jahre“, Festvortrag zum 150jährigen Jubiläum des Historischen Vereins der Pfalz im Stadthaus zu Speyer am 18. Oktober;
- „Landshut als bayerischer und deutscher Stadttypus“, im Christlichen Bildungswerk Landshut am 27. Oktober;
- „Was Bayern mit der Aufhebung Preußens verloren hat“, vor dem Institut für ostbairische Heimatforschung in der Theologischen Fakultät der Universität in Passau am 10. November;
- „Der ‚totale‘ Umbruch des 20. Jahrhunderts als Thema der bayerischen Landesgeschichte“, in der Aula des Gymnasiums Vilsbiburg am 19. November;
- „Die heilige Elisabeth von Thüringen und der europäische Rang des großen bayerischen Herzogsgeschlechtes der Andechs-Meranier“, Festvortrag zur Feier des Elisabethjubiläums in Andechs am 21. November.

Prof. Dr. Hans Lemberg:

- „Zur Konzeption der ‚Information zur politischen Bildung‘ im Bereich osteuropäischer Themen“, im Lehrerfortbildungsseminar der Universität Dortmund am 16. Januar;
- ARD-Fernsehsendungen „Flucht und Vertreibung“ I—III von R. Gerthold und J. v. Morr am 29. Januar, 2. und 8. Februar (wissenschaftliche Beratung);
- Teilnahme an der Report-Sendung ARD (Diskussion zu „Flucht und Vertreibung“) im Bayerischen Fernsehen in München am 10. Februar;
- „Was ist aus den tschechischen Realisten von 1890 geworden? Zum Wandel des tschechischen Liberalismus“, in der Rijksuniversiteit Utrecht am 26. Februar;
- „Das deutsch-tschechoslowakische Verhältnis nach 1945. Probleme und Perspektiven“, in der Rijksuniversiteit Utrecht am 27. Februar;
- „Historische Belastungen und positive Traditionen des Verhältnisses der Deutschen zu ihren östlichen Nachbarn“, vor der Adenauer-Stiftung in Regensburg am 7. September;
- „Bericht über das Düsseldorfer Siebenbürgen-Projekt“, auf der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft für Siebenbürgische Landeskunde in Regensburg am 2. Oktober;
- „Die Rivalität der beiden russischen Hauptstädte und die Entwicklung Moskaus

- in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, in der Internationalen Arbeitstagung „Kontinentaleuropäische Hauptstädte“ in Berlin am 6. November;
- „Positive und negative Traditionen im deutsch-russischen Verhältnis“, in der Landesarbeitsgemeinschaft NRW „Ostkunde im Unterricht“ am 13. November;
- „Juden in den böhmischen Ländern. Zusammenfassung der Tagung“, in der Jahrestagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee am 29. November.

Prof. Dr. Helmut Slapnicka:

- „Kaiser Josephs II. Plan einer ‚Böhmischen Kanzlei‘“, vor der Historischen Kommission der Sudetenländer in Bad Wiessee am 25. Oktober.

Doz. Dr. Stephan Dolezel:

- „Die propagandistische Vorbereitung der ‚Endlösung‘“, in der Jahrestagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee am 28. November.

Dir. Dr. Josef Hemmerle:

- „Joseph II. und die böhmische Gelehrtenwelt“, vor der Historischen Kommission der Sudetenländer in Bad Wiessee am 24. Oktober.

Prof. Dr. Jörg K. Hoensch:

- „German-East European Relations: A Critical Perspective“, in der Indiana University, Bloomington am 20. April;
- „The Warsaw Pact's Northern Tie Countries: The GDR, Poland, Czechoslovakia“, in der Kent State University, Kent/Ohio am 22. April;
- „Zwischen Integration und Dekomposition: Zur Rolle des Nationalismus im sowjetischen Machtbereich“, in Freiburg am 19. Juni;
- „Die wirtschaftliche Komponente des Stalinismus“, im Staatlichen Institut für Lehrerfortbildung, Saarbrücken am 25. September;
- vier Vorträge im Ostkolleg zu zeitgeschichtlichen und tagespolitischen Problemen Polens;
- „Ergebnisse der 14. deutsch-polnischen Schulbuchkonferenz“ in Zaność/Polen am 13. Juni;
- „Die Empfehlungen der deutsch-polnischen Schulbuchkommission zur Zeitgeschichte“, in der Hermann-Ehlers-Akademie, Hannover, am 25. Juni.

Prof. Dr. Erich Hubala

- Veranstalter und Diskussionsleiter des Kolloquiums über die Residenzplatzpflasterung mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, der bayerischen Schlösserverwaltung und dem Landbauamt in der Würzburger Residenz am 8. Juli;
- „Georg Dehio“, im Homburger Gespräch der M. C. Adolf-Böckler-Stiftung in Bad Homburg am 11. Oktober;
- Leitung des wissenschaftlichen Kolloquiums Riemenschneider, veranstaltet von den Museen Preuß. Kulturbesitz Berlin und dem Mainfränkischen Museum Würzburg vom 26. bis 30. Oktober;
- „Georg Dehio“, im Rahmen der Besprechung zum Jubiläumsjahr 1982 mit der

Künstlergilde Eßlingen, dem Ostdeutschen Kulturrat und dem Herder-Forschungsrat vom 19. bis 20. Dezember;

Vorträge an den Museen in Hannover, Krefeld und Essen.

Prof. Dr. Kurt A. Huber:

„Die religiös-kirchlichen Reformen Josephs II.“, vor der Historischen Kommission der Sudetenländer in Bad Wiessee am 25. Oktober.

Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher:

Vorträge in der Universität Graz und Universität Salzburg.

Prof. Dr. Richard Plaschka:

„Modelle des Widerstandes gegen die Donaumonarchie 1914—1918“, am Institut für Geschichte der Universität Erlangen am 8. Juli.

Prof. Dr. Walter Schamschula:

„Der Josephinismus und die tschechische Spracherneuerung“, vor der Historischen Kommission der Sudetenländer in Bad Wiessee am 24. Oktober.

Dr. Georg R. Schroubek:

Im Seminar für Ethik- und Religionslehrkräfte: Maßstäbe einer Friedensethik. Umgang mit ethnischen Vorurteilen als ethnisches Problem, „Konfliktstoff Nationalvorurteile“ am 28. Januar und „Volkspoese als Spiegel sozialer Konflikte (Beispiele aus Volksliedern, Sagen, Märchen)“ am 30. Januar;

„Die Böhmisches Köchin. Ihre kulturelle Mittlerrolle in literarischen Zeugnissen der Jahrhundertwende“, im Museum für deutsche Volkskunde in Berlin am 4. März (Mitveranstalter: Lessing Hochschule Berlin);

„Traditionelles Wallfahrtswesen in Südböhmen“, im Kulturseminar des Heimatkundlichen Vereins für Südböhmen in Ellwangen am 11. April;

„Der Stand der Arbeiten am tschechischen und am slowakischen Ethnographischen Atlas“, im J. G. v. Herder-Institut in Marburg am 27. Juni.

Dr. Gerhard Hanke:

„Vom Agrar- zum Industrieland: die wirtschaftliche Entwicklung eines Raumes, dargestellt am Beispiel des böhmisch-mährischen Raumes“, im Ostkundlichen Wochenendseminar der Arbeitsgemeinschaft sudetendeutscher Erzieher in Würzburg am 21. März;

„Aspekte der Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungsstruktur vom 16. bis 18. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel des Landgerichts Dachau“, auf der Tagung „Heimatspflege heute — Probleme, Stand und Aufgaben im Landkreis Dachau“, am Petersberg am 3. September.

„Gesellschaft und Wirtschaft in den böhmischen Ländern zur Zeit Josephs II.“, vor der Historischen Kommission der Sudetenländer in Bad Wiessee am 24. Oktober.

Dr. Hans-Joachim Härtel:

„Der Akathistos Hymnos — Muttergottesverehrung in der Ostkirche“, mit Licht-

- bildern und Schallplatten im Haus der Begegnung in München am 14. April und im ukrainischen Pfarrzentrum in München am 3. Juli;
- „Kyrill und Method, Patrone Europas“, vor der Ackermann-Gemeinde im Haus des Deutschen Ostens in München am 25. Juni;
- „Die Rechte der Nationalitäten und Minderheiten in Jugoslawien“, auf der Tagung „Wissenschaft und Gegenwart“ in Untermarchtal am 2. Oktober;
- „Westliche Einflüsse auf die slawischen Literaturen“, auf der Tagung „Die christlichen Wurzeln der europäischen Nationen“ in Rom am 4. November.

Dr. Horst Kühnel:

- „Mundarten und Umgangssprache in den Sudetenländern“, bei der Arbeitstagung des Freundeskreises sudetendeutscher Mundarten auf dem Heiligenhof bei Bad Kissingen am 7. März;
- „Das sudetendeutsche Wörterbuch“, vor Amtsträgern der sudetendeutschen Landsmannschaft auf dem Heiligenhof bei Bad Kissingen am 23. März, 5. Oktober, 5. November und 16. November;
- „Das sudetendeutsche Wörterbuch als Beispiel bewahrender Kulturpflege“, bei den kulturellen Sommertagen des Bundes der Vertriebenen in Hesselrod am 26. Juni;
- „Die sudetendeutschen Mundarten“ vor der Bezirksgruppe der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Augsburg am 19. September.

Hauptamtliche Mitarbeiter des Collegium Carolinum nahmen an folgenden *Tagungen* teil:

19. Februar, Symposium des Forschungskreises für Kultur- und Religionsgeschichte des östlichen Europa in der Siemens-Stiftung in München;
30. März — 4. April, Tagung der Gesellschaft für Agrargeschichte in Freiburg/Breisgau;
- 21.—23. Mai, Tagung der Arbeitsgemeinschaft für genetische Siedlungsforschung in Basel;
- 3.—6. August, Tagung des Instituts für ostmitteleuropäische Kirchen- und Kulturgeschichte in Ludwigshafen;
30. September — 2. Oktober, Tagung „Wissenschaft und Gegenwart“ in Untermarchtal;
- 23.—25. Oktober, Tagung der Historischen Kommission der Sudetenländer in Bad Wiessee;
- 3.—7. November, Tagung „Die christlichen Wurzeln der europäischen Nationen“ in Rom.

Darüber hinaus nahmen hauptamtliche Mitarbeiter des Collegium Carolinum an folgenden *Sitzungen und Arbeitsbesprechungen* teil:

10. April und 30. September, Arbeitsbesprechungen des Sudetendeutschen Wörterbuches in Gießen;
1. Juli und 28. Oktober, Sitzungen des Ostkundebeirates im Maximilianeum in München;

7. Oktober, Koordinationsausschuß der bundesgeförderten Osteuropaforschung in Göttingen;
6. November, Koordinationsausschuß der Bibliotheksleiter der Münchner Institutionen der Ost- und Südosteuropaforschung in München;
11. Dezember, Arbeitsgemeinschaft der Münchner Ost-Institute in München.

Die *Forschungsarbeiten des Instituts* wurden dem Arbeitsplan entsprechend vorangetrieben:

Die dem aktuellen Informationsbedürfnis über die Gegebenheiten und Entwicklungen in der ČSSR dienenden, vierteljährlich als Manuskript herausgebrachten *Berichte zur Entwicklung von Staat und Recht in der ČSSR* fanden wiederum regen Anklang; dies vor allem, weil die veröffentlichten Berichte eine umfassende, klargegliederte Dokumentation bieten. Dies ermutigte den Vorstand, ebenso laufende *Halbjahresberichte zum kulturellen Leben in der ČSSR* zu erarbeiten und in der *Bohemia*-Zeitschrift zum Druck zu bringen.

Nachdem das *Ortslexikon der böhmischen Länder 1910—1965* in der 9. Lieferung textlich abgeschlossen werden konnte, wurde das Register in Angriff genommen. Für dieses waren die Vorarbeiten bereits laufend vorgenommen worden. Die nötige Überprüfung erforderte schließlich aber einen höheren Arbeitsaufwand als abgeschätzt worden war, so daß die Registererstellung im Berichtsjahr nicht mehr abgeschlossen werden konnte. Das in ein Register der deutschen und der tschechischen Ortsnamen unterteilte Gesamtregister wurde im deutschen Teil bis zum Buchstaben L erstellt und in der Lieferung 9 abgedruckt.

Die *biographische Sammlung* wurde weiterhin in Personen und Daten systematisch ergänzt. Wie im vorangegangenen Jahr lag dabei das Schwergewicht insbesondere auf den bisher etwas vernachlässigten tschechischen Persönlichkeiten. Darüber hinaus galt es, einerseits den Personenkreis durch Erschließung und Auswertung bisher weniger beachteten Schriftgutes zu erweitern, um auf diese Weise alle Möglichkeiten für die Beschaffung von biographischem Material auszuschöpfen, und andererseits ergänzendes und vertiefendes biographisches Material für den bereits erfaßten Personenkreis zu erschließen. Diese Arbeiten wurden durch den am 8. August erfolgten unerwarteten Tod des Sachbearbeiters, Herrn Dr. Reiner Franke, jäh unterbrochen, zumal die von ihm eingenommene Planstelle nach den haushaltsrechtlichen Bestimmungen im laufenden Jahr noch nicht wieder besetzt werden konnte. Im kommenden Jahr wird der Nachholbedarf deshalb nur durch verstärkten Einsatz von Hilfskräften und von freiwilligen Helfern — denen hier wiederum herzlich für ihre engagierte Arbeit gedankt wird — ausgeglichen werden können.

Für das *Biographische Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder* erstellte Dr. Franke noch die Manuskripte für die Lieferung 5 und den Großteil der Lieferung 6, so daß die Herausgabe von jährlich zwei Lieferungen zunächst sichergestellt ist und unter der Voraussetzung des Einsatzes entsprechender Hilfskräfte auch weiterhin möglich erscheint. Die Lieferung 6 wird den Buchstaben L weitgehend abschließen. Die Lieferungen 7 bis 9 beinhalten die Buchstaben M und N, so daß der 2. Band des Lexikons mit diesen Buchstaben abgeschlossen werden kann.

Die unter der Oberleitung von Prof. Dr. Heinz Engels und unter der Leitung von Dr. Horst Kühnel vorangetriebenen Arbeiten am *Sudetendeutschen Wörterbuch* standen zunächst unter der Sorge um die Weiterfinanzierung. Die Förderung des Forschungsvorhabens „Sudetendeutsches Wörterbuch“ durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft sollte ursprünglich mit Beendigung der Aufbereitungsphase auslaufen. Mit Beginn der Publikationsphase wollte das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus die Mittel im Rahmen des Institutsetats bereitstellen. Wegen der angespannten Haushaltslage sah sich das Ministerium dann aber außerstande, die Finanzierung der Wörterbucharbeiten zu übernehmen. Das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus konnte erst für den Doppelhaushalt 1983/84 eine Absichtserklärung für die Weiterfinanzierung abgeben. Mehrere Versuche, die Zwischenfinanzierung anderweitig zu sichern, blieben erfolglos. Schließlich sprang die Deutsche Forschungsgemeinschaft doch noch einmal ein und bewilligte am 14. Mai die Finanzierung der zwei wissenschaftlichen Mitarbeiter und der Halbtagssekretärin. Durch Vergabe einer ABM war es möglich, kurzfristig eine weitere wissenschaftliche Mitarbeiterin zu beschäftigen. Nachdem die Deutsche Forschungsgemeinschaft nur für das erste Quartal die Mittel für sechs Hilfskräfte bereitstellte, konnten die weiterhin benötigten studentischen Hilfskräfte zum Teil durch Nichtbesetzung einer Bibliothekarsstelle aus dem regulären Institutsetat finanziert werden. Darüber hinaus bewilligte die Sudetendeutsche Stiftung Mittel zur Bezahlung zweier Hilfskräfte für 6 Monate. Auf das Gesamtjahr umgelegt, standen dem Sudetendeutschen Wörterbuch somit durchgehend insgesamt 5 studentische Hilfskräfte (à 46 Monatsstunden) zur Verfügung. Die Hessische Staatskanzlei hat darüber hinaus dankenswerterweise Sachmittel für die Erstellung des Sudetendeutschen Wörterbuches in Aussicht gestellt, die der Manuskripterstellung und dem Druck dienlich sind.

Weil für die Arbeiten am Hauptkatalog um zwei Hilfskräfte weniger eingesetzt werden konnten als benötigt, war es nicht möglich, die Aktualisierung des Hauptkatalogs bis zum Jahresende abzuschließen. Eine Verzögerung beim Verfassen der Wortartikel für die erste Lieferung wurde hierdurch aber nicht hervorgerufen, weil die Feinsortierung der Belege mit den Anfangsbuchstaben A, B und P vorgezogen worden war. Nebenbei sind laufend neu erscheinende und neu zugänglich werdende Literaturtitel zu verzetteln; im Berichtsjahr waren es 70 Titel, die insgesamt 43 090 Belege erbrachten. Einen Teil ihrer Arbeitszeit verwendeten die wissenschaftlichen Mitarbeiter auch auf das Lemmatisieren von sogenannten Unklar-Belegen; Belege, deren korrekte Lemmaansätze nur unter Zuhilfenahme entsprechender Nachschlagewerke zu eruieren sind. Des weitern mußten die laufend eingehenden Zetteleinsendungen von Gewährsleuten (hauptsächlich idiomatische Belege) lemmatisiert und sortiert werden (8019 Belege). Das Sudetendeutsche Wörterbuch verfügte zum Schluß des Berichtsjahres über insgesamt 2 528 421 Belegzettel, 174 765 Synonymen- und Kartenverweise, 16 454 Arbeitskarten und 1366 Ordnungsblätter.

Mit allem Nachdruck wurde an der Konzipierung und Ausarbeitung einer ersten Lieferung des Sudetendeutschen Wörterbuches gearbeitet, mit dem Ziel, im Berichtsjahr diese Lieferung im Druck vorzulegen. Es erwies sich im Laufe des Frühjahres

aber als nützlich, vor der ersten Lieferung des Wörterbuches ein Probeheft zu publizieren, um hierbei die nötigen praktischen Erfahrungen zu sammeln, sogenannte „Kinderkrankheiten“ anderer Lexika bereits ab der 1. Lieferung zu überwinden und darüber hinaus die Konzeption des Wörterbuches einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen sowie durch eine Konskription die mögliche Auflagenhöhe zu ermitteln. Unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof. Dr. Heinz Engels — der verantwortlicher Herausgeber des Sudetendeutschen Wörterbuches ist — konnte das Probeheft im Juni im Druck vorgelegt werden. Das Probeheft diente auch als Diskussionsgrundlage für ein Expertenkollegium der Deutschen Forschungsgemeinschaft, das über die Weiterführung der Arbeiten beriet und konstruktiv-kritische Änderungs- und Verbesserungsvorschläge erarbeitete. Der Beratung des Herausgebers wird ein noch zu bildender Wörterbuchausschuß dienen.

Im weiteren Verlauf des Jahres wurde auf der Basis der von der DFG-Expertenkommission erarbeiteten Grundsätze das Manuskript für die erste Lieferung des Sudetendeutschen Wörterbuches erstellt, so daß gegen Jahresende die Hälfte des druckreifen Manuskriptes vorlag. Daneben wurden für die ersten beiden Lieferungen neun Synonymenkarten entworfen und in München die graphische Reinzeichnung vorgenommen. Das Sudetendeutsche Wörterbuch ist auf vier Bände mit je sieben Lieferungen (à 80 Seiten) konzipiert. Pro Jahr sollen zwei Lieferungen erscheinen, die erste im Sommer 1982.

Die Justus-Liebig-Universität Gießen erklärte sich bereit, dem Sudetendeutschen Wörterbuch auch weiterhin universitätseigene Räume kostenlos zur Verfügung zu stellen. Für dieses aufgeschlossene Entgegenkommen wird dem Kanzler der Justus-Liebig-Universität sehr herzlich gedankt.

Nachdem der Rohentwurf des die Zeit von 1849 bis 1918 umfassenden zweiten Bandes des *Handbuchs der Industriegeschichte Böhmens* bereits 1981 vorlag, konnte nun das Manuskript abgeschlossen werden. Der von den Anfängen bis 1848 reichende erste Band steht in Arbeit. Seine Fertigstellung wurde für 1983 in Aussicht genommen.

Abgeschlossen werden konnte auch das DFG-Projekt zur Erforschung der *politischen Prozesse in der Tschechoslowakei 1947—1954; Analyse und Vergleich mit politischen Prozessen in den anderen Ostblockstaaten*, während das druckreife Manuskript des weiteren abgeschlossenen DFG-Projektes über die *Situation der Tschechoslowakei zwischen West und Ost am Vorabend des Kalten Krieges* noch aussteht.

Für die seit mehreren Jahren in Arbeit befindliche, auf mehrere Bände abgestellte Edition der *Briefe und Dokumente zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie 1867—1918, unter besonderer Berücksichtigung des böhmisch-mährischen Raumes* konnte das druckreife Manuskript für die erste Hälfte des ersten Bandes abgeschlossen werden. Der erste Band umfaßt Briefe und Dokumente des verfassungstreuen Großgrundbesitzes. Das druckreife Gesamtmanuskript für den ersten Band soll bis Frühsommer 1982 vorliegen.

Auch für die ebenfalls auf mehrere Bände abgestellte Edition der *deutschen Gesandtschaftsberichte aus Prag* konnte das druckreife Manuskript für den ersten Band abgeschlossen werden. Die Arbeiten am zweiten Band schreiten gut voran, so daß Ende 1983 das Manuskript für den zweiten Band vorliegen dürfte.

Desgleichen wurden die Beiträge für den Band 5 der *Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder* fertiggestellt.

Neu in Angriff genommen wurde ein von der DFG finanziertes Einjahresprojekt über *die deutschsprachige, jüdische Emigration in England 1938—1945*. Die Bearbeiterin konnte bei der Bad Wiesseer Tagung des Collegium Carolinum erste Ergebnisse vorlegen.

Ebenfalls neu in Angriff genommen wurde ein von der DFG finanziertes Zweijahresprojekt über *die deutsche Ratsordnung von Kaschau 1404 und die Stadtrechtsentwicklung in der Slowakei*.

Die laufenden Ergänzungsarbeiten am *systematischen Katalog der Institutsbibliothek* zur nötigen Erschließung der Bestände konnten ohne Verzug bewältigt werden, weil der Umfang der Neuanschaffungen zum Abbau der noch offenen Zahlungsverpflichtungen aus früheren Buchkäufen vorübergehend verringert wurde.

Das erfreulich gute Arbeitsergebnis des Berichtsjahres ist nicht nur den besonderen Leistungen der wissenschaftlichen Mitarbeiter zu verdanken, sondern auch dem guten Zusammenwirken aller hauptamtlichen Mitarbeiter, speziell dem Einsatz der Direktionssekretärin des Instituts. Sie sorgte verantwortungsbewußt und eigeninitiativ für die fristgerechte Anfertigung von Druckvorlagen sowie für die Erstellung sonstiger Texte und des umfangreichen Schriftwechsels.

Einen erheblichen Arbeitsaufwand erforderten die *wissenschaftlichen Beratungen* bei Forschungen über die böhmischen Länder, die Erteilung von *Gutachten und Auskünften* an öffentliche Stellen und an Private sowie die *Redaktionsarbeiten*, die zum Teil vollständige sprachliche Überarbeitungen von Aufsatz- und Buchmanuskripten erforderten.

Auch die Ausweitung des Rezensionsteiles und der Kurzanzeigen in der *Bohemia-Zeitschrift* erforderte einen zusätzlichen Zeitaufwand.

Entsprechend der Aufgabe des Collegium Carolinum, neue Ergebnisse der Forschung über die böhmischen Länder in *Publikationen* darzubieten, konnten zahlreiche eigene sowie vom Collegium Carolinum geförderte oder in Auftrag gegebene Arbeiten inzwischen abgeschlossen und zum Druck gegeben werden.

Im Berichtsjahr wurden folgende Publikationen fertiggestellt:

1. Berichte zur Entwicklung von Staat und Recht in der ČSSR. 4 Lieferungen, München 1981, als Manuskript vervielfältigt.
2. *Bohemia-Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder*. Hrsg. v. Karl Bosl, Verlag R. Oldenbourg München-Wien, Band 22 (1981) Heft 1 (S. 1—252) mit folgendem Inhalt: Walter Doskocil: Helmut Slapnicka 65 Jahre (S. 3—12) — Adalbert Langer: Leo Graf Thun und das Naturrecht (S. 13—42) — Alfred Opitz: Der tschechische Nationalstaat im Jahre 1919. Nachrichten und Kommentare aus den Berichten der sächsischen Gesandtschaft in Wien zu innerstaatlichen, national- und außenpolitischen Problemen seines Aufbaus (S. 43—78) — Branislav Štefánek: Humanitätsideal als Ideologie. Ein Beitrag zur Deutung von Masaryks Philosophie (S. 79—104) — Alfred Buße: Die Luxemburger und das Rolandsrätsel (S. 105—111) — Roman Frhr. von Procházka: Die staatsrechtliche Stellung und kulturpolitische Bedeutung des histo-

- rischen böhmischen Herrenstandes (S. 112—122) — Bruno Schier: Bemerkungen über die Herkunft des Familiennamens Gierach (S. 123—125) — Wolf D. Gruner: Reform des politisch-sozialen Systems und äußere Existenzsicherung. Die Ministerratsprotokolle als Beispiel der Interdependenz von Innen- und Außenpolitik in der Donaumonarchie 1861 und 1866/67 (S. 126—149) — Tätigkeitsbericht des Collegium Carolinum für 1980 (S. 150—171) — Berichte zum kulturellen Leben in der ČSSR im Jahre 1980 (S. 172—197) — 17 Buchbesprechungen (S. 198—227) — Kurzanzeigen (S. 228—250) — Zusammenfassungen der Abhandlungen in englischer und französischer Sprache.
3. Ortslexikon der böhmischen Länder 1910—1965. Hrsg. v. Heribert Sturm, Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1981.
Lieferung 8: Bezirke Sternberg—Valašské Meziříčí (S. 561—640),
Lieferung 9: Bezirke Velké Meziříčí — Znaim, Register der deutschen Ortsnamen A—L (S. 641—720).
 4. Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder. Hrsg. v. Heribert Sturm, Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1981.
Band II, Lieferung 4: Ko—Kr (S. 241—320),
Band II, Lieferung 5: Kr—La (S. 321—400).
 5. Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Band 4. Hrsg. v. Ferdinand Seibt, Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1981, 312 Seiten mit folgendem Inhalt: Ferdinand Seibt: Der heilige Herzog Wenzel (S. 9—21) — Josef Hemmerle: Cosmas von Prag (S. 23—48) — Alfred Riedl u. Alfred Eckert: Sebastian Span (S. 49—69) — Hermann Fischer u. Theodor Wohnhaas: Matthias Tretzschler (S. 71—90) — Gustav Otruba: Die Familie Leitenberger (S. 91—117) — Kurt A. Huber: Anton Krombholz (S. 119—135) — Hubert Rösel: Paul Josef Šafařík (S. 137—163) — Karl Sedlmeyer: Adalbert von Lanna (S. 165—189) — Harald Bachmann: Josef Maria Baernreither (S. 191—219) — Friedrich Merzbacher: Eduard von Böhm-Ermólli (S. 221—241) — Helmut Slapnicka: Ludwig Spiegel (S. 243—263) — Hans Schütz: Robert Mayr-Harting (S. 265—286) — Gerd Hardach: Josef A. Schumpeter (S. 287—300) — Personenregister.
 6. Kultur und Gesellschaft in der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Vorträge der Tagungen des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 23. bis 25. November 1979 und vom 28. bis 30. November 1980. Hrsg. von Karl Bosl und Ferdinand Seibt, Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1982, 350 Seiten mit folgendem Inhalt: Ferdinand Seibt: Vorwort zur Tagung (S. 7—13) — Karl Bosl: Politik und Kultur in der Ersten Tschechoslowakischen Republik als gesellschaftlich-menschlich-literarisches Problem (S. 15—35) — Gerhard Kurz: Kafka zwischen Juden, Deutschen und Tschechen (S. 37—50) — Walter Schamshula: Lyrik und Prosa der Tschechen 1918—1928 (S. 51—62) — Georg R. Schroubek: Regionalismus und Nationalismus in der deutschböhmischen Literatur 1918—1938 (S. 63—77) — Walter Heidrich: das deutschsprachige Theater in den böhmischen Ländern 1918—1938 (S. 79—96) — Jarmila Hoensch: Tschechisches Theater und tschechischer Film in der Ersten Republik (S. 97—

- 120) — Ladislav Ján Kalina: Die Rolle der Satire in den Medien und Künsten (S. 121—134) — Karel Jezdinský: Presse und Rundfunk in der Tschechoslowakei 1918—1938 (S. 135—149) — Helmut Slapnicka: Die Grundrechte des geistigen Lebens und die Zensur (S. 151—162) — Eva Hartmann: Politische Bildung im Rahmen der Volksbildung in der Ersten Tschechoslowakischen Republik (S. 163—178) — Martin K. Bachstein: Die Jugend- und Bildungspolitik der DSAP als Beispiel deutscher aktivistischer Bemühungen (S. 179—189) — Ladislav Lipscher: Das öffentlich organisierte Volkswesen und die nationalen Minderheiten (S. 191—197) — Kurt A. Huber: Das religiös-kirchliche Leben der Sudetendeutschen 1918—1938 (S. 199—226) — Mirek Podivinský: Kirche, Staat und religiöses Leben der Tschechen in der Ersten Republik (S. 227—240) — Karel Mácha: Philosophische Strömungen an der Prager tschechischen philosophischen Fakultät in den zwanziger Jahren (S. 241—253) — Herbert Cysarz: Beiträge der Prager Deutschen Universität zur Philosophie und Grundlagenforschung in der Zwischenkriegszeit (S. 255—268) — Ferdinand Seibt: Geschichtswissenschaft in der Tschechoslowakei 1918—1938 (S. 269—287) — Hans Lemberg: Die Slawistik in der Tschechoslowakischen Republik; Wissenschaft im politischen Spannungsfeld (S. 289—301) — Ernst Schremmer: Anmerkungen zur Bildenden Kunst (S. 303—308) — Maria Pötzl-Malikova: Die Kunstgewerbeschule in Preßburg 1928—1939. Zur Ausstrahlung der Bauhaus-Ideen in der Slowakei (S. 309—324) — Johanna von Herzogenberg: Die Vollendung des Veitsdoms als kulturpolitisches Ereignis (S. 325—330) — Hans Lemberg: Zur Kulturgeschichte der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Einige Diskussionsergebnisse (S. 331—337) — Personenregister.
7. Karel Kaplan: Der kurze Marsch. Kommunistische Machtübernahme in der Tschechoslowakei 1945—1948. Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1981, 266 Seiten (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 33).
8. Winfried Eberhard: Konfessionsbildung und Stände in Böhmen 1478—1530. Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1981, 314 Seiten (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 38).
9. Reiner Franke: London und Prag. Materialien zum Problem eines multinationalen Nationalstaates 1919—1938. Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1982, 562 Seiten (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 40).
10. Norbert Englisch: Braunkohlenbergbau und Arbeiterbewegung. Ein Beitrag zur Bergarbeitervolkskunde im nordwestböhmisches Braunkohlenrevier bis zum Ende der österreichisch-ungarischen Monarchie. Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1982, 450 Seiten (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 41).
11. Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Hrsg. v. Heinz Engels. Verlag R. Oldenbourg München-Wien 1981, Probeheft, 24 Seiten.

Im Druck befanden sich am Ende des Berichtsjahres folgende Publikationen:

1. Bohemia-Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder. Hrsg. v. Karl Bosl. Band 22 (1981), Heft 2.
2. Gustav Korkisch: Schönhengster Volkskunde (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte, Band 7).
3. Eila Hassenpflug-Elzholz: Böhmen und die böhmischen Stände in der Zeit des beginnenden Zentralismus. Eine Strukturanalyse der böhmischen Adelsnation um die Mitte des 18. Jahrhunderts (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 30).
4. Norbert Linz: Der Bund der Landwirte in der ČSR. Struktur und Politik einer deutschen Partei in der Aufbauphase (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 39).
5. Festschrift: 25 Jahre Collegium Carolinum.
6. Josef Pokstefl: Verfassung und Regierungssystem der ČSSR (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 42).

In Druckvorbereitung sind folgende Publikationen:

1. Bohemia-Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder. Hrsg. v. Karl Bosl. Band 23 (1982), Hefte 1 und 2.
2. Ortslexikon der böhmischen Länder 1910—1965. Hrsg. v. Heribert Sturm. Lieferung 10 und 11 (Register).
3. Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder. Hrsg. v. Heribert Sturm. Band II, Lieferung 6.
4. Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Hrsg. v. Heinz Engels. Band I, Lieferung 1.
5. Heribert Sturm: Nordgau — Egerland — Oberpfalz. Studien zu einer historischen Landschaft (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 43).
6. Jörg K. Hoensch: Die Autonomiegesetzentwürfe der Slowakischen Volkspartei Hlinkas (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 44).
7. Dietmar Baier: Sprache und Recht. Der Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867. Seine Stellung im System der Grundrechte und seine Ausgestaltung durch die oberstgerichtliche Rechtsprechung in Österreich (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 45).
8. Ladislav Lipscher: Die nationale Frage in der Ersten Tschechoslowakischen Republik (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 46).
9. Die Juden in den böhmischen Ländern. Ergebnisse der Bad Wiesseer Tagung des Collegium Carolinum 1981.
10. F. Gregory Campbell: Konfrontation in Mitteleuropa. Die Weimarer Republik und die Tschechoslowakei (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 47).
11. Karel Kaplan: Die politischen Prozesse in der Tschechoslowakei 1947—1954. Analyse und Vergleich mit politischen Prozessen in anderen Ostblockstaaten (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 48).

12. Manfred Alexander (Ed.): Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag, Band 1 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 49/I).
13. Gustav Otruba: Industriegeschichte Böhmens von den Anfängen bis 1948 (Handbuch der Industriegeschichte Böhmens, Band 1 = Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 50/I).
14. Karl Brousek: Industriegeschichte Böhmens 1849—1918 (Handbuch der Industriegeschichte Böhmens, Band 2 = Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 50/II).
15. Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Band 5. Hrsg. v. Ferdinand Seibt.
16. Ernst Rutkowski (Ed.): Briefe und Dokumente zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie 1867—1918, unter besonderer Berücksichtigung des böhmisch-mährischen Raumes. Band 1: Der Verfassungstreue Adel (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 51/I).
17. Eva Hartmann: T. G. Masaryks Realism. Origins of a Czech political Concept (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 52).
18. Bernd-Ulrich Hergemöller: Die Majestas Carolinae (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 53).

Die Mitglieder und hauptamtlichen Mitarbeiter des Collegium Carolinum traten im Berichtsjahr mit folgenden Veröffentlichungen an die Öffentlichkeit:

Prof. Dr. Ferdinand Seibt:

1. Herausgabe (zusammen mit Hans Lemberg): Deutsch-tschechische Beziehungen in der Schulbuchliteratur und im populären Geschichtsbild. Braunschweig 1981 (Schriftenreihe des Georg-Eckert-Instituts 28).
2. Herausgabe: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder, Band 4. München-Wien 1981.
3. Tschechen und Deutsche. Der lange Weg in die Katastrophe. In: Deutsch-tschechische Beziehungen in der Schulbuchliteratur und im allgemeinen Geschichtsbild. Braunschweig 1981, S. 16—30.
4. Der heilige Herzog Wenzel. In: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Band 4, München-Wien 1981, S. 9—21.
5. Ettal — E-Tal — Ehetal. Die Gründung Kaiser Ludwigs 1330 als Zeugnis spätmittelalterlicher Frömmigkeit. In: Festschrift Ettal 1980. Oberammergau 1981, S. 54—70.
6. Vom Lob der Handarbeit. In: Vom Elend der Handarbeit. Probleme historischer Unterschichtenforschung. Hrsg. v. Hans Mommsen und Winfried Schulze. Bochum 1981, S. 158—181 (Bochumer Historische Studien, Band 24).
7. Zum Reichsvikariat für den Dauphin 1378. Zeitschrift für Historische Forschung 8 (1981) 129—158.

Prof. Dr. Karl Bosl:

1. Armut Christi. Ideal der Mönche und Ketzer. Ideologie der aufsteigenden Gesellschaftsschichten vom 11. bis zum 13. Jahrhundert. Sitzungsberichte der

- Phil. Hist. Kl. d. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1981, Heft 1, 47 S.
2. Die Oberpfalz und ihre Hauptstadt. Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der Oberpfalz, Heft 19 (1980) 30 S.
 3. Die Wiedererrichtung der Benediktinerabtei Metten durch die Initiative König Ludwig I. und Bischof Johann Michael Sailers im Geiste der romantisch-christlich-humanistischen Erneuerung im bayerischen Vormärz. Eine Festrede 1980 (1981), 28 S.
 4. Bosl-Franz-Hoffmann: Biographisches Wörterbuch zur Deutschen Geschichte. Studienausgabe 3 Bände (1981).
 5. Cham als Zentralort des Bayerischen Waldes. Herzogskloster, Reichsburg, Reichsmarkt und bayerisch-pfälzische Territorialstadt. *Schönere Heimat* 70 (1981) 69—79.
 6. Beiträge in S. Färber (Hrsg.): *Bedeutende Oberpfälzer (1981): Anselm Desing (1699—1772) Universalgelehrter im 18. Jahrhundert*, S. 79—85; *Diener ihres königlichen Herrn: Franz Seraph von Pfistermeister (1820—1902) und Gustav von Schlör (1820—1883)*, S. 138—144; *Anton von Rieppel (1852—1962), Brückenbauer und Industriepionier*, S. 158—164.
 7. Politik und Kultur in der Ersten Tschechoslowakischen Republik als gesellschaftlich-menschlich-literarisches Problem. In: Bosl-Seibt (Hrsg.): *Kultur und Gesellschaft in der Ersten Tschechoslowakischen Republik*, München-Wien 1981, S. 15—36.
 8. Siedlung und Kultur im Bayerischen Wald. *Bayerland* 5 (1981) 8—17.
 9. Straubing und der Bayerische Wald. *Der Bayerwald* 81 (1981) 135—148.

Prof. Dr. Hans Lemberg:

1. Herausgabe (zusammen mit Ferdinand Seibt): *Deutsch-tschechische Beziehungen in der Schulbuchliteratur und im populären Geschichtsbild*. Braunschweig 1980 (de facto 1981), 222 S. (Studien zur internationalen Schulbuchforschung 28).

Darin folgende Beiträge:

2. Zur Einführung (mit einem Überblick über die tschechoslowakischen Geschichtslehrbücher seit 1948), S. 7—15,
3. Ein Geschichtsbuch unter drei Staatssystemen: Josef Pekařs Oberklassenlehrbuch von 1914—1945, S. 78—88.
4. Möglichkeiten, Grenzen und Realitäten kultureller, wirtschaftlicher und politischer Interessengemeinschaft zwischen Deutschen und Tschechen in der ČSR 1918—1938, S. 153—157.
5. Rußland und die Sowjetunion. Ein historischer Abriss. In: *Sowjetunion*. Red. H.-G. Wehling, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1981, S. 31—44. (Kohlhammer Taschenbücher 1956). Auch erschienen in der Reihe „Bürger im Staat“ der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg.
6. Flucht und Vertreibung in der Zeit des Zweiten Weltkrieges. In: *Geflohen und*

vertrieben. Augenzeugen berichten. Nach der Fernseh-Dokumentation „Flucht und Vertreibung“ von Eva Berthold und J. v. Morr. Hrsg. v. Rudolf Mühl-enzl. Königstein (Taunus) 1981, S. 126—139.

Prof. Dr. Helmut Slapnicka:

1. Anton Hye, Wegbereiter des österreichischen Rechtsstaates. In: Oberösterreichischer Lebensbilder zur Geschichte Oberösterreichs. Hrsg. vom Oberösterreichischen Landesarchiv in Linz. Bd. 1, Linz 1981, S. 32—55.
2. Ludwig Spiegel. In: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 4, München-Wien 1981, S. 243—263.
3. Neue presserechtliche Bestimmungen in der Tschechoslowakei. In: WGO — Monatshefte für osteuropäisches Recht 23 (1981) 71—75.
4. Kurzbiographien in: Österreichisches biographisches Lexikon, Wien.
5. Buchbesprechungen und -anzeigen in: Bohemia-Zeitschrift 21 (1980) 460—462, Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 13 (1981) 378, Osteuropa-Recht 27 (1981) 141 f., Österreichische Osthefte 23 (1981) 114 f., 215—217, 225 f., 284 f., 309, Standesamt 34 (1981) 95, Zeitschrift für Ostforschung 29 (1980) 467—469.

Dir. Dr. Heribert Sturm:

1. Districtus Egranus. Eine ursprünglich bayerische Region. München 1981, 324 S. (Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern, Reihe II, Heft 2).
2. Herausgeber für
 - a) Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. II, Lieferungen 4 und 5, München-Wien 1981.
 - b) Ortslexikon der böhmischen Länder 1910—1965. Lieferungen 8 und 9. München-Wien 1981.

Prof. Dr. Herbert Cysarz:

1. Der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn. Ein Mann, ein Buch, eine Schicksalsstimme. In: Deutsches Soldatenjahrbuch 1982.
2. Kleine Kerbe in weiten Entscheidungen. Aus der Danksagung von Prof. Cysarz in der Feierstunde, die zu seinem 85. Geburtstag im Münchner Maximilianeum von der Bundesversammlung der Sudetendeutschen Landsmannschaft veranstaltet und mit Ansprachen Dr. Franz Ohmanns und Dr. Walter Bechers eröffnet wurde. 23 Sudetenland (1981) 36—38 und 82—85.
3. Natur- und Geisteswissenschaften treten in immer tiefere Partnerschaft. Sudetendeutsche Zeitung v. 13. 2. 1981, S. 7.
4. Unser Robert Lerche ist tot. Sudetenland 23 (1981) 212—213.
5. Das neue Athos-Buch von Egon Schoss. Sudetenland 23 (1981) 312—313.
6. Die Weltmacht Lüge und unser Leben müssen mit ihr. Beskiden-Kalender (1981) 13—17.
7. Individualität als Element einer integralen Anthropologie. In: Festschrift zum 85. Geburtstag von Herbert Cysarz. München 1981, S. 13—28.

Dir. Dr. Josef Hemmerle:

1. Cosmas von Prag. In: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 4, München-Wien 1981, S. 23—48.
2. Mission und Klöster der bayerischen Benediktiner in Böhmen. In: Ambros Schneider und Adam Wieland (Hrsg.): Und sie folgten der Regel St. Benedikts. Die Cistercienser und das benediktinische Mönchtum. Köln 1981, S. 264—278.
3. Die Besiedlung des Egerlandes. In: Heimatkreis Eger, Geschichte einer deutschen Landschaft in Dokumentationen und Erinnerungen. Amberg 1981, S. 85—91.

Prof. Dr. Jörg K. Hoensch:

1. Die Entwicklung in der Slowakei und die Ausgestaltung der tschechisch-slowakischen Beziehungen 1945—1948. In: Schicksalsjahre der Tschechoslowakei 1945—1948. Hrsg. v. N. Lobkovicz und F. Prinz. München-Wien 1981, S. 65—102.
2. Der Streit um die deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen zur Nachkriegsgeschichte. In: Das deutsch-polnische Verhältnis — Referate zu Problemen der deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen. Hrsg. v. H.-J. Markmann und J. Vietig. Berlin 1981, S. 77—95.

Prof. Dr. Erich Hubala:

1. Die Schönborn-Zeit. In: Würzburg, Geschichte in Bilddokumenten. Hrsg. v. Alfred Wendehorst. München 1981, S. 84—89.
2. Fingerzeige zu Heribert Friedland. In: Heribert Friedland — Aquarelle. Ausstellungskatalog 1981 Würzburg, Martin von Wagner-Museum, und Düsseldorf, Niederlassung Daimler-Benz-AG.
3. Beduzzi und Rottmayr in Melk. In: Festschrift Wilhelm Messerer zum 60. Geburtstag. Köln-Salzburg 1981, S. 297—307.
4. Die Nürnberger Sebastianspflege des Johann/Michael Rottmayr. In: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1981, S. 107—114.
5. Johann Michael Rottmayr. Mit einem Beitrag über die Stellung des Barockmalers in der Geschichte der Maltechnik von Manfred Koller. Wien-München 1981, 306 S., 24 Farbtafeln, 490 Schwarz-Weiß-Abbildungen auf Tafeln, 8 Textabbildungen.
6. Herausgabe (zusammen mit Wolfgang Schöne): Franz Matsche, Die Kunst im Dienst der Staatsidee Kaiser Karl IV. Berlin 1981 (Beiträge zur Kunstgeschichte, Band 16, 1—2).

Prof. Dr. Kurt A. Huber:

- Anton Krombholz. In: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder, Band 4, München-Wien 1981, S. 119—135.

Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher:

1. Schutz- und Bittgebärden der Gottesmutter. Zu Vorbedingungen, Auftreten und Nachleben mittelalterlicher Fürbitte-Gesten zwischen Hochkunst, Legende

- und Volksglauben. Sitzungsberichte der Phil.-hist. Kl. der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1981/3, 112 Seiten, 1 Faltkarte, 7 Textabb., 14 Bildtafeln.
2. Das Labyrinth als Lebensweg. Zur Ikonographie eines Grazer Kupferstechers in einem Widmannstetter Druck von 1651. In: Siedlung, Macht und Wirtschaft. Festschrift für Fritz Posch zum 70. Geburtstag. Hrsg. v. G. Pferschy. Graz 1981, S. 387—396, 2 Abb.
 3. Zum Namen „Vice“ und den Vorstellungen vom „Fegefeuer“ bei den Slowenen. In: Serta balcanica-orientalia Monacensia. In honorem R. Trofenik, septuagenarii. Münchner Zeitschrift für Balkankunde, Sonderband I. Hrsg. v. H. J. Kießling - L. Kretzenbacher - P. Bartl. München 1981, S. 47—69.
 4. Ahasver in der Steiermark. In: Volkskundliches aus dem steirischen Ennsbereich. Festschrift für Karl Haiding. Hrsg. v. V. Hänsel und S. Walter. Liezen 1981, S. 279—289.

Prof. Dr. Dr. Friedrich Merzbacher:

1. Alger von Lüttich und das kanonische Recht. ZRG 97 kan. Abt. 66, Wien-Köln-Graz 1980 (1981 erschienen), S. 230—260.
2. Das spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Spitalwesen in Gerolzhofen. In: Das Bürgerspital in Gerolzhofen. Geschichte, Umbau und Renovierung, künftige Nutzung. Festschrift zum Abschluß der Umbau- und Renovierungsarbeiten und zur Eröffnung der neuen Stadtbibliothek am 3. Oktober 1981. Gerolzhofen 1981, S. 7—19.
3. Eduard Frhr. von Böhm-Ermolli. In: Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder, Band 4, München-Wien 1981, S. 221—241.

Prof. Dr. Richard Plaschka:

1. Phänomene sozialer und nationaler Krisen in der k. u. k. Marine 1918. In: Menschenführung in der Marine. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Herford-Bonn 1981, S. 50—81.
2. Zweimal Rebellion in Böhmen. Hussiten und Weißer Berg. In: Revolutionäre Bewegung in Österreich. Hrsg. v. Erich Zöllner, Wien 1981, S. 52—66 (Schriften des Instituts für Österreichkunde 38).
3. Impulse und Tendenzen für zwei Jahrzehnte: Ostmitteleuropa 1918—1938/ Két évtized impulzusai és irányi zatai: Kelet-Középeurópa 1918—1938/ Poticaji i tendencije dvaju desetljeća: Srednjoistočna Evropa 1918—1938. In: Internationales Kulturhistorisches Symposium Mogersdorf, Bd. 11, Eisenstadt 1981, S. 79—106

Prof. Dr. Friedrich Prinz:

1. Gestalten und Wege bayerischer Geschichte. München 1982, 270 S.
2. Aufsätze und Forschungsberichte. Europäische Aspekte der Geschichte Böhmens. ZfO 30 (1981).
3. Regionalgeschichte — Landesgeschichte. In: Aspekte der histor. Forschung in

- Frankreich und Deutschland. Hrsg. v. G. Ritter und R. Vierhaus. Göttingen 1981, S. 202—215.
4. Nationale und soziale Aspekte der Revolution von 1848. In: Ostmitteleuropa — Berichte und Forschungen. Festschrift zum 65. Geburtstag von Gotthold Rhode. Hrsg. v. U. Hausteiner, G. W. Strobel und G. Wagner. Stuttgart 1981, S. 192—215.
 5. Der Fränkische Episkopat zwischen Merowinger- und Karolingerzeit. In: Settimane di studio XXVII. Spoleto 1981, S. 102—146.
 6. Die heilige Afra. Bayerische Vorgeschichtsblätter 46 (1981) 211—215.
 7. Columbanus. The Frankish Nobility and the Territories east of the Rhine. In: RAF International Series 113. Hrsg. v. H. B. Clarke and Mary Brennan. Oxford 1981, S. 73—87.

Prof. Dr. Bruno Schier:

1. Prof. Dr. Erich Gierach 1881—1943. Sudetenland 23 (1981) 3—7.
2. Zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von Prof. Dr. Erich Gierach 1881—1943. Sudetendeutscher Erzieherbrief 28 (1981) 15—20.
3. Die Freilichtmuseen Europas im Dienste der Selbstbestimmung seiner Völker. Der gemeinsame Weg 22 (1981) 7—9.
4. Bäuerliche Baukunst des Egerländers. Jahrbuch der Egerländer für 1982. 29 (1981) 88—91.
5. Die Bauden des Riesengebirges. Riesengebirgs-Buchkalender für 1982, S. 110—112.
6. Bemerkungen über die Herkunft des Familiennamens Gierach. BohZ 22 (1981) 123—125.
7. Das Iser- und Riesengebirge. Herbe Bergheimat voller landes- und volkskundlicher Reize. Sudetendeutscher Erzieherbrief 28 (1981) 131—138.

Präsident Dr. Erich Schmied:

1. Die Rechtsprechung der tschechoslowakischen Gerichte im Jahre 1980. WGO-Monatshefte für osteuropäisches Recht 22 (1981).
2. Die internationalen Abkommen der ČSSR. WGO-Monatshefte für osteuropäisches Recht 22 (1981) 355 f.
3. 3 Buchbesprechungen in BohZ 22 (1981) 206, 210 und 211.

Präsident Dr. Erich Schmied:

1. Lilienhaus und Waltherstraße. Sehr persönliche Erinnerungen an Robert Lerche, den Buchhändler. Prager Nachrichten 32 (August 1981) 2—5.
2. Negatív etnikai sztereoptipák a szépirodalomban [Ethnische Negativ-Stereotype in der Belletristik]. In: A II. Békéscsaba-i nemzetközi néprajzinemzetiségtudományi konferencia előadásai. Hrsg. v. Ernő Eperjessy u. András Krupa. Bd. 3, Békéscsaba 1981, S. 679—686.

Dr. Michael Neumüller:

1. Übersetzungen mehrerer Beiträge in den Katalogen „Realismus — Zwischen Revolution und Reaktion 1919—1939“ und „Paris-Paris 1937—1957 — Malerei, Graphik, Skulptur, Film, Theater, Literatur, Architektur, Design“ (beide im Prestel Verlag, München).
2. Buchbesprechungen in BohZ 22 (1981).

Dr. Hans-Joachim Härtel:

Der Hugenottenpsalter bei den Slowenen. In: Serta balcanica-orientalia Monacensia in honorem Rudolphi Trofenik septuagenarii. München 1981, S. 71—79.

Dr. Horst Kühnel:

Sudetendeutsches Wörterbuch. Wörterbuch der deutschen Mundarten in Böhmen und Mähren-Schlesien. Hrsg. im Auftrag des Collegium Carolinum von Heinz Engels. Probeheft, München-Wien 1981.

Die *Bibliothek* des Collegium Carolinum konnte ihren Bestand im Berichtsjahr um 2328 Bände erhöhen und erreichte damit einen Gesamtbestand von 75 222 Bände. Hiervon stehen etwa zwei Drittel im Eigentum des Collegium Carolinum, etwa ein Drittel sind Leihgaben aus dem Eigentum des Sudetendeutschen Archivs, während die Leihgaben der Historischen Kommission der Sudetenländer nur wenige Prozent des Gesamtbestandes ausmachen. Der Zuwachs mußte im Berichtsjahr besonders niedrig gehalten werden, weil zunächst die Verbindlichkeiten bei Buchhandlungen aus früheren Ankäufen abzubauen waren, weil ein höherer Bedarf an Buchbinderarbeiten bestand und weil die Preise für Bücher und Fachzeitschriften weiter anstiegen. Diese vorübergehende Verringerung der Anschaffungen kam dem Bibliothekspersonal zugute und ließ sie die laufend anfallenden Arbeiten bewältigen, obwohl die dritte Bibliothekarstelle unbesetzt bleiben mußte. Für Hilfsarbeiten, wie für die Erschließung der Bestände durch den Systematischen Katalog, mußten jedoch studentische Hilfskräfte beschäftigt werden, um die Benutzbarkeit der Bibliotheksbestände zu sichern. Durch den verstärkten Einsatz von Hilfskräften, mit denen Werkverträge abgeschlossen wurden, wurde es vor allem möglich, mit der Erschließung der Aufsätze in den wichtigeren Periodika und in Sammelwerken sowie mit deren Einarbeitung in die Bibliothekskataloge zu beginnen und die seit einigen Jahren angesammelten Fremdnachweisungen von in der eigenen Bibliothek nicht vorhandenen Publikationen wieder in den systematischen Katalog einzuarbeiten. Außerdem wurde die Zeitschriften-Titelkartei überprüft und berichtigt und damit begonnen, den Zugang der letzten Jahre zu ergänzen und so die Periodika der Bibliothek in einer eigenen Kartei dem Benutzer zu erschließen.

Vom Zuwachs sind 1406 Bände Eigentum des Collegium Carolinum, 918 werden als Leihgaben des Sudetendeutschen Archivs und 4 als Leihgaben der Historischen Kommission der Sudetenländer verwaltet. Der Zuwachs des Collegium Carolinum-Bestandes stammt mit 713 Bibliothekseinheiten aus Ankäufen, mit 501 Bänden aus Geschenken bzw. Widmungen und mit 192 Bänden aus Tauschgaben. 736 Buchtiteln stehen 22 Landkarten und 648 Zeitschriftenjahrgänge gegenüber.

Von den in der Bibliothek laufend eingehenden 319 Periodika bezieht das Collegium Carolinum 256 Titel und zwar 142 deutsche Zeitschriften, 5 deutsche Zeitungen, 89 tschechische Zeitschriften, 6 tschechische Zeitungen, 11 englische Zeitschriften, 2 französische Zeitschriften und 1 polnische Zeitschrift.

Das dem Sudetendeutschen Archiv angebotene Interimsarbeitsabkommen für die Weiterführung der treuhänderischen Verwaltung der Buchbestände des Sudetendeutschen Archivs durch das Collegium Carolinum wurde vom Sudetendeutschen Archiv noch nicht angenommen, sondern weiterhin versucht, aus der bisherigen gemeinsamen Verwaltung der Buchbestände des Collegium Carolinum und des Sudetendeutschen Archivs durch die Bibliothek des Collegium Carolinum eine „Gemeinsame Bibliothek“ beider Institute zu konstruieren, ungeachtet der Tatsache, daß die zwischen dem Collegium Carolinum und dem Sudetendeutschen Archiv abgeschlossene Vereinbarung vom 1. Dezember 1960 — die nach verschiedenen Entwürfen und Aktenvermerken über Besprechungen einzige vom Vorsitzenden des Collegium Carolinum, Prof. Dr. Karl Bosl, unterzeichnete Vereinbarung — die Bestände des Sudetendeutschen Archivs ausdrücklich als der „Bibliothek des Collegium Carolinum zugeführte Leihgaben“ bezeichnet. Entgegen anders lautenden Meldungen der Presse war und ist das Collegium Carolinum auch weiterhin bis zur Aufgabe der gegenwärtigen Räumlichkeiten bereit, die Buchbestände des Sudetendeutschen Archivs treuhänderisch als Leihgaben zu verwalten, wofür das Sudetendeutsche Archiv nur einen den Beständen entsprechenden Mietkostenzuschuß zu leisten hat, während das Collegium Carolinum wie bisher auf eine Beteiligung des Sudetendeutschen Archivs bei der Deckung der Personal- und Sachkosten für die Bibliothek verzichtet.

Die Bibliothek besuchten im Berichtsjahr 69 Wissenschaftler, 28 Studenten (davon 10 Dissertanten), 12 Familienforscher, 22 Heimatkundler, 6 Journalisten und Schriftsteller sowie 4 Behördenvertreter. Darüber hinaus spielte die telefonische Auskunfterteilung, insbesondere an Behörden und Nichtwissenschaftler, sowie die telefonische Auftragsentgegennahme für die Anfertigung von Kopien aus Büchern eine nicht unerhebliche Rolle. Von den 12 ausländischen Besuchern der Bibliothek kamen aus Österreich und der ČSSR je 3, aus der Schweiz 2 und je 1 Besucher aus den USA, Großbritannien, Kanada und Bolivien. Ungeachtet der im Lesesaal bereitstehenden ca. 1615 Bände der Handbibliothek wurden den Benutzern 4674 Bibliothekseinheiten vorgelegt.

Wie dargelegt, wurde die Erschließung der Bestände durch Katalogisierung vorangetrieben. Aber auch der Erhaltung der Bestände durch Buchbindung und vor allem der systematischen Erweiterung des Gesamtbestandes durch Erwerb von Neuerscheinungen und Ergänzungen wurde ein besonderes Augenmerk gewidmet. Im Vordergrund stand dabei der Gesichtspunkt, die Bestände in der Weise zu erweitern und zu ergänzen, daß die Nachfrage nach exakten Informationen und Unterlagen für wissenschaftliche Arbeiten erfüllt werden kann. Die mit den Mitgliedsinstituten der Arbeitsgemeinschaft der Münchner Osteuropa-Institute aus Einsparungsgründen getroffenen Absprachen bezüglich der Bücherankäufe wurden dabei stets beachtet.

Auch die Aufgabe des Collegium Carolinum, die Forschungen über die böhmi-

schen Länder und die ČSSR in der Bundesrepublik Deutschland zu koordinieren und die aus wissenschaftlichen Kreisen kommenden Anregungen aufzugreifen, hatte wiederum Erfolg, so u. a. im Rahmen des Koordinationsausschusses der bundesgeförderten Osteuropaforschung, aber auch durch den regelmäßigen Kontakt mit Wissenschaftlern des In- und Auslandes.

Das Collegium Carolinum gehört folgenden Vereinigungen an: Arbeitsgemeinschaft der Münchner Osteuropa-Institute, Koordinationsausschuß der bundesgeförderten Osteuropaforschung, Arbeitsgemeinschaft der Ost- und Osteuropa-Bibliotheken, Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland, Arbeitsgemeinschaft historischer Kommissionen und landesgeschichtlicher Institute, Gesamtverein der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Verband Bayerischer Geschichtsvereine, Forschungsinstitut für den Donaauraum.

Ein enger Kontakt in der Zusammenarbeit besteht ferner zum Osteuropa-Institut München, zum Institut für Ostrecht München, zum Südost-Institut München, zur Historischen Kommission der Sudetenländer, zum Adalbert Stifter Verein, zur Ackermann-Gemeinde und zur Seliger-Gemeinde. Das Collegium Carolinum steht mit 52 Forschungsinstitutionen der Bundesrepublik Deutschland sowie mit 21 westlichen und 20 östlichen Forschungseinrichtungen im Publikationstausch.

DR. REINER FRANKE

* 1. April 1937

† 8. August 1981

Dr. Reiner Franke wurde nur 44 Jahre alt. Er starb viel zu früh für ein gemeinsames Leben mit seiner Frau, viel zu früh, um seine beiden Kinder auf ihren Lebensweg vorzubereiten, viel zu früh für seine eigenen Arbeitspläne; und doch darf man sagen, daß er einen Lebensweg vollendet hat.

Reiner Franke stammt aus Rathen im Elbesandsteingebirge, von der böhmisch-sächsischen Grenze. Er kommt aus einer Handwerkerfamilie, und das hat vielleicht die Beharrlichkeit und die Treue mitgeprägt, mit der er seinem Weg folgte, mit der er den Menschen um ihn begegnete. Geradlinig, eher wortkarg, in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß jeder Mensch ohnehin das Richtige zu tun wisse, und daß man es ihm deshalb nicht immer erklären müsse, wenn er davon abweiche; er habe es selbst zu fühlen. So stand er, kaum daß er den Krieg und seine Schrecken, und dann das Kriegsende und seine Unsicherheiten begriffen hatte, den großen und kleinen Schwierigkeiten seines Lebens gegenüber, und davon gab es bald viele. Er ging von 1943 bis 1951 in Pirna in die Schule, aber die Aufnahme in ein Gymnasium wurde ihm verwehrt, ebenso später der Besuch eines Polytechnikums, weil er ein Handwerkerssohn war, dem Mittelstand angehörte, nicht von proletarischen Eltern kam; denn so setzte sich in jenen Jahren fort, in „klassenbewußter“ Beeinträchtigung der Menschenrechte, was zuvor, bis zum Kriegsende, unter der Diktatur des Nationalsozialismus als „rassenbewußte“ Rechtsbeugung begonnen hatte. Allerdings ging es jetzt nicht mehr um Tod und Leben. Handwerker konnte Reiner Franke werden, er wurde Maurer. Weil er sich auch weigerte, der Wehrpflicht in der „Nationalen Volks-Armee“ nachzukommen, und daraus neue Schwierigkeiten erwachsen, verließ er seine Heimat.

Seit 1955 lebte er in der Bundesrepublik. Zunächst als Maurer. Bald hatte er Erfolg mit seinen Absichten, den Bildungsweg nachzuholen, den man ihm zuhause verwehrt hatte. Seit 1959 besuchte er ein Abendgymnasium. 1963 legte er die Reifeprüfung ab. Es folgte ein langer Studiengang, unterbrochen von Auslandsaufenthalten, wovon ihn ein Jahr als Deutschlehrer an einer englischen Schule wohl besonders beeindruckt hat. 1977 beschloß er diesen Lebensabschnitt mit einer Promotion in neuerer Geschichte bei Friedrich Prinz in München.

Sein Studiengang hat ihn zur böhmischen Geschichte geführt; sein Berufsweg zum Collegium Carolinum. Seit 1977 war er einer unserer wissenschaftlichen Mitarbeiter, besonders beauftragt mit der biographischen Arbeit, mit den Lebensbildern zur Geschichte der böhmischen Länder und vornehmlich mit der Redaktion des Biographischen Lexikons. Hier hatte er bald mit Gründlichkeit und Umsicht die Voraussetzungen für eine gute Arbeit geschaffen. Diese Arbeit selbst wird seinen Namen lebendig halten. Er konnte auch gerade noch erleben, daß seine Dissertation

mit dem Titel „London und Prag: Materialien zum Problem eines multinationalen Nationalstaates 1919—1938“ beim Collegium Carolinum im Druck erschien. Inzwischen arbeitete er an Untersuchungen aus dem weiteren Umkreis seines Dissertationsthemas, und auch damit schien er den Grund zu einem verheißungsvollen Anfang zu legen; wir wissen jetzt, daß es ein Abschluß war. Er trug damit noch zusammen, was ihm für die Sache wichtig erschien. Wir wissen auch, daß seine spröde, abwägende, einem raschen Wort ganz abholde Umgangsweise ihn erst in den letzten Jahren dazu hatte reifen lassen, im rechten Augenblick dann aber doch das richtige Wort zu finden, und ihm so das Bewußtsein gab, nach einem langen Umweg in der wissenschaftlichen Arbeit, als Historiker, mehr noch, als jemand, der ein leidvolles Stück Geschichte durch die tröstliche Ruhe seines Urteils bereinigen hilft, den richtigen Weg, den richtigen Platz im Leben gefunden zu haben. Von diesem Platz hat ihn nun am 8. August 1981 Gott abgerufen. Wir nehmen sein junges Leben für vollendet hin. Für seine Frau und seine Kinder wissen wir damit keinen Trost. Wir hoffen aber, daß ihnen dieser Trost aus ihrem eigenen Leben künftig zuwächst, während wir für sein Leben danken.

Ferdinand Seibt

BUCHBESPRECHUNGEN

Gabriel Adriányi, Joseph Gottschalk (Hrsg), Festschrift für Bernhard Stasiewski. Beiträge zur ostdeutschen und osteuropäischen Kirchengeschichte.

Verlag Hermann Böhlau Nachf., Köln-Wien 1975, 260 S., Ln. DM 58,—.

Bernhard Stasiewski, Berliner und der Heimat seiner Eltern zufolge Westpreuße, langjähriger Präsident des Herder Forschungsrates zu Marburg, hatte sich in seiner wissenschaftlichen Laufbahn immer wieder für drei kirchengeschichtliche Themen entschieden, für das Bistum Berlin, die Geschichte Osteuropas und für das Verhältnis zwischen Nationalsozialismus und Kirche. Seine Habilitation erfolgte 1952 an der Universität Bonn, seit 1959 wirkte er an der Rheinischen Alma Mater, wo er seit 1962 einen Lehrstuhl für Neuere und Neueste Kirchengeschichte und Kirchengeschichte Osteuropas innehatte. Seine Lehrer in Geschichte waren Albert Brackmann, Fritz Hartung, Robert Holtzmann, Max Vasmer sowie Seppelt; sein großer Förderer war Hubert Jedin. Sein Habilitationsthema waren „Die Anfänge der Christianisierung Polens auf dem Hintergrunde der slawischen Missionsgeschichte des frühen Mittelalters“; es nimmt darum nicht wunder, daß er ein Experte in der gesamten polnischen Kirchengeschichte wurde. Sein wissenschaftliches Oeuvre zeigt die Stasiewski-Bibliographie am Ende der Festschrift, die Narzissa Stasiewski mit großer Gewissenhaftigkeit erstellt hat. Den weiten Umkreis von Stasiewskis wissenschaftlichen Interessen bezeugen auch die Beiträge seiner Kollegen, Mitarbeiter, Schüler und Freunde, die vom Mittelalter bis zur Gegenwart reichen. Der Bogen spannt sich von der sehr duldsamen Religionspolitik der Mongolen im 13./14. Jahrhundert, womit Bertold Spuler den Band einleitet, und dem Grab der hl. Hedwig, einer bayerischen Andechs-Meranerin, sowie dem spätmittelalterlichen Wallfahrtswesen in Westpreußen über die schlesische Teilnahme am Konzil von Konstanz, über das Breslauer Domkapitel im 16. Jahrhundert, das Verhältnis Melancthons zum Deutschen Osten und die Breslauer Disputation von 1524 sowie den Breslauer Bischof Jerin (1585—1596) und die „Landschaftsakademie“ genannte Wiener Ritterakademie (neben Turin und Wolfenbüttel) des 17. Jahrhunderts bis zur Sprache der Dravänapolaben und ihren christlichen Wortschatz, zum Stand der ungarischen Kirchengeschichtsschreibung, zum schlesischen Interesse am Kölner Dom-bau des 19. Jahrhunderts und zur tschechischen Los-von-Rom-Bewegung am Ende dieses Säkulum, ja bis zum Kirchenkampf des Danziger Bischofs O'Rourke gegen den Nationalsozialismus und zur aktuellen Problematik der russischen Kirche des Moskauer Patriarchats in den letzten Jahrzehnten. Sowohl von den Themen wie von den Interessen her haben wir es in der Festschrift einerseits mit einem ökumenischen Werk, andererseits mit einem osteuropäisch-internationalen zu tun. Beim

Fehlen auch einer maßvollen und vernünftigen Methoden- und Theoriediskussion in der Kirchengeschichte kommen in diesen Beiträgen keine modernen Aspekte und Kriterien zum Tragen, dafür aber können wir uns auf handfeste Belege und kritisch analysierte Fakten verlassen; und am kleinen Detail müssen immer wieder die Generalisationen und abstrakteren Analysen gemessen und erprobt werden.

Unser landläufiges, durch Erfahrung und Ideologie geprägtes Bild der Mongolen seit dem Mongolensturm erfährt doch einige Korrekturen, wenn wir bei Spuler lesen, daß sich seit seinem Vorstoß nach Vorderasien (1253) Hülägüs Einstellung zum Christentum darum änderte, weil dort überall geschlossene Christengemeinden mit großem Einfluß bestanden, die freilich keine Einheit mehr waren (Monophysiten, Nestorianer), sich jedoch bis in die Mongolei, nach China und Südindien hin ausdehnten und jahrhundertlang unter islamischem Druck standen. Schon der Groß-Chan Göjük forderte König Ludwig IX. von Frankreich schriftlich auf, die einzelnen christlichen Bekenntnisse gleichmäßig zu behandeln und sein Vorbild zu befolgen. Dem Vormarsch Hülägüs stellten sich lauter islamische Herrschaften entgegen. Doch ist es den Mongolen nie gelungen, das mamelukische Ägypten, den letzten muslimischen Großstaat, der den größten Teil Syriens beherrschte, zu besiegen. Die Mongolen sahen in den Christen ihre Bundesgenossen und diese in den Mongolen ihre Helfer gegen die Muslims. Die Ilchane hatten aber auch dabei den Wunsch, das christliche Abendland zu gewinnen; dafür war aber ein gemeinsames Unternehmen gegen den Nilstaat die Voraussetzung. Die Duldung der Christen war also sowohl religiöses Entgegenkommen, Toleranz, wie politisches Kalkül; dieses Bündnis war dauerhaft und erfolgreich. Hülägü, selber Buddhist, der am innerkirchlichen Leben der Christen lebhaften Anteil nahm, wie sein Bruder Groß Chan Qubilai in China, und islamfeindlich war, kam in den Ruf, Patron der christlichen Kirchen zu sein, und das Christentum wurde weitgehend von den Mongolen abhängig. Im Iran wurde der Endsieg des Christentums durch eigene Schuld verhindert. Die mongolischen Herrscher waren trotz Toleranz und Politik auch nicht zur Übernahme des Christentums bereit; sie mußten schließlich die Religion ihrer meisten Untertanen, der islamischen Iraner, annehmen.

Die christliche Wallfahrt wurde um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert auch im ostdeutsch-osteuropäischen Raum gepflegt, in Pomesanien, Kulm, Pomerellen (Bistum Woclawek), d. h. Westpreußen. Das Statutenbuch des Breslauer Domkapitels von 1468, auf das die Dignitäre schworen, war vielleicht durch die Initiative des Domherrn Paschkowitz entstanden. Die Beziehungen Melanchthons zu den Ostgebieten waren wissenschaftlicher Art und auch durch seinen Ruf als Humanist in Polen und Ungarn begründet. An Universitäten und Höfen bestand die sodalitas erasmiana. Der Kontakt wurde durch Briefe und Bücher gepflegt, die von Diplomaten, Kaufleuten, Studenten vermittelt wurden. Melanchthon war kein Kosmopolit wie Erasmus, aber beide traten für den Frieden ein. Den christlichen Humanisten Melanchthon prägte ein besonderer historischer Sinn. Sein Briefwechsel mit den ostdeutschen Gebieten ist sehr umfangreich, die meisten Briefe gingen nach Schlesien, aber auch nach Berlin und Königsberg. Für die Einführung der Reformation in Breslau war die Disputation von 1524, die der Pfarrer der Magdalenenkirche Dr. Johann Heß, Schützling Bischof Thurzos und Lutherschüler, abhielt,

um seine Lehre und seine reformatorischen Maßnahmen zu rechtfertigen, von wesentlicher Bedeutung. Religionsgespräche sind bis heute wenig erforscht. Die Wiener Landschaftsakademie war eine Ritterakademie, die von den niederösterreichischen Ständen organisiert und geleitet war und 1692 mit vollem modernen Programm eröffnet wurde; eine besondere Glanznummer war der Historiker und Jurist Buckisch, der ein historisches Lehr- und Vorlesungsbuch verfaßte und damit eigentlich das Geschichtsstudium in Wien eröffnete. Im Hannoverschen erhielten sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts im Flußgebiet der Jetzel Sprachreste der lechisch-westslawischen Stämme, die im Frühmittelalter die Elbe überschritten hatten. Kirchenprotokolle des 17. Jahrhunderts berichten über diese wendische Bevölkerung (Wendland), für die sich Leibniz interessierte. Ein Vokabular dieses Dravänapolabischen von ca. 1710 ist heute unsere reichhaltigste Quelle. Die zweihundert der religiösen Sphäre zugehörigen Wörter geben einigen Aufschluß über die Slawenmission, aber auch über zeitliche Kulturschichten und Einflußzonen.

Die tschechische Los-von-Rom-Bewegung des endenden 19. Jahrhunderts, die politisch-national war und nach dem Ersten Weltkrieg in einer Nationalkirche ihre Erfüllung fand, war augenfällig von protestantischem Gedankengut getragen und basierte auf dem 1893 gegründeten antikatholischen, aber auch antisemitischen Alldeutschen Verband, der eine Religion für alle „Deutschrassigen“ anstrebte. Ein anderer Aspekt waren Lockerung bzw. Aufhebung des Zölibats (Bolzano!), Demokratisierung und Volkssprache in der Liturgie. Mit dem erwachenden geschichtlichen wuchs auch das nationale Selbstbewußtsein, aber erst von der Kirche über das Bürgertum drang die Aufklärung in breitere Volksschichten ein. Das Jahr 1848 brachte mit dem politischen Umschwung auch eine „erhöhte religiöse Erregung“ (Winter). Die 1845 gegründete Deutschkatholische Kirche war das Vorbild der tschechischen Reformvorschläge von 1848: Das Streben nach Kirchenreform hörte seitdem nicht mehr auf. Die Hauptagenten gegen die kirchliche Hierarchie waren Wenzel Beneš-Třebízský (Antizölibatär) und der Journalist Karl Havlíček. Auf den interessanten Aufsatz von Paul Mai in der Festschrift seien die Leser dieser Zeitschrift besonders aufmerksam gemacht. Die tschechoslowakische Nationalkirche überdauerte das Dritte Reich und wurde seit 1948 in das System integriert. Wichtige Informationen über die besondere Eigenart des nationalsozialistischen Kirchenkampfes und des kirchlichen Widerstandes im Bistum Danzig bietet an der Aktion des „irischen“ Bischofs O'Rourke Gerhard Reifferscheid. Neben den Studien von Ernst Sodeikat (1966 und 1967) standen als Quelle die Akten des politischen Archivs des Auswärtigen Amtes in Bonn zur Verfügung. Der Niederaltaicher Benediktiner Johannes Chrysostomus benennt als Ursachen für den schlechten Informationsstand des freien Westens über die schwierige Lage der Orthodoxie in Sowjetrußland weiterhin den Staatstotalitarismus und die militante Kirchenfeindlichkeit der kommunistischen Partei. Der Festschriftband für Bernhard Stasiowski bietet dem gründlichen Leser viele neue Erkenntnisse.

Jürgen Kocka, Sozialgeschichte. Begriff — Entwicklung — Probleme.

Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1977, 173 S., kart. DM 15,80 (Kleine Vandenhoeck Reihe 1434).

Der durch seine gewichtigen Studien über Unternehmer, Angestellte, Kapitalismus und Bürokratie im Industriezeitalter bekannt gewordene Sozialhistoriker und Schüler Gerhard A. Ritters legt hier eine ausgezeichnete kritische Einführung in Theorie und Methode, in das Verhältnis von Sozial- und Gesellschaftsgeschichte und Sozialwissenschaften sowie in den gesellschaftlichen Sinn von Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht in der aktuellen Situation vor. Sozialgeschichte hat als Fach in Europa wie auch in Deutschland ihre Traditionen. Kocka hebt die un-aufhebbaren Aufgaben geschichtlicher Bildung in einer liberal-demokratischen Gesellschaftsordnung hervor und wendet sich sowohl gegen deren Politisierung wie gegen die abstrakte, ungesellschaftliche Introvertiertheit der Historie. Kocka repräsentiert eine empirisch-pragmatische Geschichte, die den Vorteil der Theorie nutzt, aber auf den Quellen aufbaut, die der „Geistesgeschichte“ ihren Raum läßt, aber vor allem strukturgeschichtlich, idealtypisch und auch vergleichend arbeitet. Ein besonderer Wert dieser kritisch reflektierten Einführung in Funktion und Problematik der „Sozialgeschichte“ besteht darin, daß alle Feststellungen und Problemanalysen höchst aktuell, weil aus der lebendigen Diskussion, Reflexion, Debatte, aus eigenem Experiment und dem individuellen Umgang mit der geschichtlichen Materie erwachsen sind und zur Kritik und Selbstkritik führen. Daß Kocka an den Anfang seines Versuchs einer „Historik“ eine Auseinandersetzung mit Karl Marx und Max Weber stellt und damit das Verhältnis von Gegenstand, Begriff und Interesse, von Theorie, Empirie, Objektivität, Parteilichkeit, Wissenschaft und Praxis zur Debatte stellt, ist die beste Einführung in die Probleme dieser Sonderdisziplin oder dieses Generalaspekts, je nachdem man die Funktion der Sozialgeschichte einschätzt. Seit 30 Jahren vertrete ich literarisch und mündlich die Auffassung, daß nicht eine von Th. Schieder vertretene Ranke-Renaissance, sondern eine längst fällige Max Weber-Rezeption das Gebot der Stunde für die Historie sei. Damit hängt natürlich die Frage nach der Wirklichkeit bzw. Wahrheit der Geschichte, also nach einer historischen Erkenntnistheorie zusammen. Das fordern sowohl das Extrem des autoritären Dogmatismus als auch der unverbindlich begrifflich theoretische Dezisionismus, zwischen denen objektive Historie steht, deren Orientierungsaufgabe eine wichtige politische Funktion enthält. Da ich selber schon lange vor Kocka für eine „Gesellschaftsgeschichte“ gegen eine „Sozialgeschichte“ eingetreten bin, möchte ich feststellen, daß ich seinen „Doppelbegriff“ von Sozialgeschichte begrüße und mich mit seiner Aufgliederung in Sektorwissenschaft und Gesellschaftsgeschichte im wesentlichen einverstanden erkläre. Der undifferenzierte Gebrauch von „Sozialgeschichte“ für alle Gesellschaft und Kultur trägt nicht. Wenigstens im Deutschen ist die Bezeichnung Sozialgeschichte für die Gesellschaftsentwicklung von Adel oder Bürgertum in Mittelalter und Neuzeit vorzugsweise ein Widerspruch in sich. Als Bezeichnung für die wirtschaftlich begründete Arbeiterbewegung, die Entwicklung eines proletarischen Bewußtseins und einer kleinbürgerlichen Gesellschaft vor dem Hintergrund von Industrialismus und Kapitalismus

halte ich den Begriff „Sozialgeschichte“ für absolut treffend. Als Generalaspekt auch für die gesamte Gesellschaft und Kultur (im englischen Sinne: Trevelyan oder R. Mandrou) des 19. und 20. Jahrhunderts scheint mir „Gesellschaftsgeschichte“ wesentlich treffender zu sein, von der Geschichte vor 1750 gar nicht zu reden.

Ein reicher Anmerkungsapparat mit wichtigen Literaturangaben schließt den Inhalt des Buches auf und gibt anregende Zusammenfassungen und weiterführende Hinweise. Die Berücksichtigung von Gesellschaft und Kultur in Mittelalter und Neuzeit, auch in der Moderne, kommt zu kurz, weil Kocka sich von vorneherein auf die industrielle Arbeitswelt des 19./20. Jahrhunderts konzentriert. Diese Isolierung schadet der Sektorenwissenschaft „Sozialgeschichte“ und löst Arbeiterbewegung und technisch-industrielle Entwicklung aus dem Gesamtkontext von Gesellschaft und Kultur. Das aber ist auch politisch der Gesamtgeschichte nicht förderlich, obwohl ich den „Nachholbedarf“ sehe.

München

Karl Bosl

Burkhard Hofmeister, Die Stadtstruktur. Ihre Ausprägung in den verschiedenen Kulturräumen der Erde.

Wissenschaftl. Buchgesellschaft, Darmstadt 1980, 201 S., DM 23,50 (Erträge der Forschung 132).

Stadtstruktur und innere Differenzierung der Stadt sind sowohl ein stadtinternes typologisches wie ein kulturräumliches globales Problem der noch jungen Wissenschaft der Stadt-, Kultur- und Soziogeographie, die sehr früh vergleichend zu arbeiten begann und heute dies in besonderem Maße praktiziert. Die vergleichende Anwendung des Kulturbegriffes führte sehr rasch zur Gesellschaftsgeschichte und damit zur Geschichte überhaupt, mit der sich geographische Kulturgenese notwendigerweise überlappen mußte. Der Aspekt des technisch-ökonomischen Wandels von der vorindustriellen zur industriellen und nachindustriellen bzw. postkapitalistischen Stadt, die mit der Kolonialstadt im Orient, in Indien, Südostasien und Tropisch-Afrika vielfach zusammenfällt, und die Analyse des gegenwärtigen Gesellschafts- und Wirtschaftssystems, eine Hauptaufgabe der Ökonomie- und Sozialwissenschaften, traten als Instrumentarium der Kultur- und Stadtgeographie besonders in den Vordergrund. In dem Streit um die globale Gleichartigkeit des Urbanisierungsprozesses (Schnore, Hauser, Johnston, Hawley, Berry, Harvey, Jones) scheint die Entscheidung über eine normative Urbanisationslehre (Die Städte durchlaufen überall auf der Welt bestimmte Entwicklungsphasen) oder eine mehr historische Differenzierungsthese noch nicht gefallen zu sein. Dies ist aber nicht unwichtig, weil davon vielfach die weltweit verwendeten Etiketten abhängen; ob es eine sozialistische und eine westeuropäische Stadt *expressis verbis* gibt, muß noch entschieden werden. Der Historiker ist skeptisch gegen so weitgehende globale Normierung; man kann auch die heutige Urbanisierung nicht reduzieren auf die Stadt der Industriestaaten und die der Entwicklungsländer. Der „Stadtgeograph“ der Technischen Universität Berlin Hofmeister hat sich auf die Seite einer historisch-diffe-

renzierenden Stadtgenese und -typologie geschlagen und beachtet die historische Komponente, über die nicht nur in Europa, sondern auch in Japan oder im Vorderen Orient allein alle Wege führten. Es ist interessant, festzustellen, daß viele Anregungen von den Städtebauern aus aktuellem Interesse kamen. Der mit Themen der historischen und zeitgenössischen Urbanität Befasste ist sehr dankbar für die zwei umfangreichen Literaturlisten, die ihn auf den Forschungsstand von Anthropogeographie und Kulturgeneese, zu Stadtstrukturanalyse (ohne Siedlungs- und Stadtgeographie), zu Stadttypologie und zu Kulturanalysen (Religion, Mentalität, Attitüde) verschiedener Gesellschafts- und Kulturkörper führen. Der Verfasser entfaltet in einem ersten Teil die aktuelle Diskussion über Stadtfunktion (Tätigkeiten, Nutzungsarten), Reichweiten sowie Raumfunktion (Zentralität, Konzentration, Mischung in Stadtgebieten). Auf der Grundlage alter Stadtplanmuster wird vor allem der ethnischen und gesellschaftlich-wirtschaftlichen Stadtviertelbildung bis zur Gegenwart nachgegangen und werden ihre Faktoren dargestellt. In einem zweiten Teil sind die erdräumlich gesellschaftlich-kulturräumlichen Stadttypen oder Entwicklungsergebnisse vorgestellt. Wie gut es auch für den Stadthistoriker ist, mit der modernen Problematik und Terminologie der Stadtgeographie vertraut zu sein, zeigt die Analyse der strukturbildenden modernen Kräfte, indem Bodenpreise und Immobilienmarkt, absondernde Wanderung, Architektur, Verkehr in der Stadt und zu ihr und Funktionalitäten vorgeführt werden. Quantifizierung und Modellbildung sind zuerst in den Vereinigten Staaten erörtert worden. Die Vielzahl existierender Modelle wird in 6 Gruppen eingeteilt: Sozialökologie und Sozialraumanalyse (Soziologie), Transportkosten + Bodenmarkt + Flächennutzungsmodelle, Bevölkerungsdichte, interurbane Interaktion, Zentralortennetz und interurbane Diffusion. Soziologie, Ökonomie, Demographie und Geographie arbeiten hier aufs engste zusammen. Die Formenvielfalt der europäischen Stadt ist geprägt worden durch die Kleinkammerung, Besiedlungsdichte und historische Vielfalt des europäischen Raumes; im russisch-sowjetischen Stadttyp sind die urbanen Elemente des Kiewer Staates (9.—13. Jahrhundert), des zentralistisch-russischen Staates vom 15.—17., die kolonialen Planformen des 18.19. und der sowjetische Städtebau des 20. Jahrhunderts zusammengewachsen. Tief im Wesen der Chinesen ist eine alte Stadtkosmologie verankert, in die chinesische Herrschaftsideologie eindrang und eine sehr konservative städtebauliche Gesinnung schuf. Hofmeister spricht nicht von der islamischen, sondern der orientalischen Stadt, deren wesentliche Elemente altorientalisch und vorislamisch sind. Der moderne Typ der indischen Stadt ist geprägt durch die lange Tradition des hinduistischen Städtebaus, durch die britische Kolonialherrschaft und die hill-stations. Die Hindus hatten eigene Vorstellungen von Raumgestaltung und die Hindugesellschaft war durch das Kastenwesen gekennzeichnet. Die Vielvölkerstruktur Südasiens hat Städte von sehr verschiedener Historizität hervorgebracht. Neben den heiligen Städten gab es Hafenstädte, verschiedenzeitlich waren die Residenzen mit Palast- und Tempelbauten ausgestattet (Angkor, Phnom Penh in Kambodscha, Rangun in Burma, Bangkok in Thailand). Man stellt Einflüsse aus China, Indien, Europa (seit dem 16. Jahrhundert) fest: In Tropisch-Afrika werden heute noch kaum 25 Prozent der Stadtbewohner in Städten geboren; die Zuwanderung ist also sehr stark. In Westafrika dagegen

hat die Stadt eine lange Tradition; strittig ist ihr autochthoner Charakter. Im spanischen Amerika gab es schon um 1600 an die 200 Städte, für deren Entstehung die Zuteilung von Land und Indianern an jeden spanischen Bürger der neugegründeten Stadt und das Encomienda-Lebensverhältnis zwischen spanischem Grundbesitzer und indianischem Landarbeiter, der für die Stadt die Lebensmittel produzierte, entscheidend war. Die kolonialzeitlichen Städte Angloamerikas haben noch heute ihre spanische Piazza und ihren englischen Gründer-Common. Für die japanische Stadt brachte die Öffnung des Landes für den Welthandel durch die Meiji-Restauration von 1868 eine ganz starke Zäsur. Vor dem Umbruch war jede Stadtgründung mit einer spezifischen Funktion verbunden (Burgstädte). Der Überblick über den Forschungsstand und die Thematik der modernen Stadtgeographie und Strukturforschung bietet wertvolle Orientierung und erste Hilfe für die Urbanismusforschung und alle beteiligten Disziplinen.

München

Karl Bosl

Anton Gnirs, Beiträge zur Geschichte und Geographie Böhmens und Mährens in der Zeit des Imperium Romanum. Hrsg. von Anna Gnirs. Geleitwort von Harald von Petrikovits.

Verlag wissenschaftl. archiv bonn, Bonn-Bad Godesberg 1976, 159 S., Ln. DM 25,50, kart. DM 19,80 (Edition Ludwig Voggenreiter).

H. v. Petrikovits hat diesen posthumen Sammelband von Studien und Grabungsberichten eines um eine großzügige römische Provinzialarchäologie sehr verdienten Sudetendeutschen und Österreicherers anerkennend eingeleitet. Seine Frau brachte die Beiträge zum Druck, der große Michael Rostovtzeff beruft sich in seiner „Social and Economic History of the Roman Empire“ auf die Ergebnisse der systematischen Ausgrabungen Gnirs (1925—1928) im Markomannen- und Quadenland (2. Jh. n. Chr.), die zeigen, wie sich Römerlager in keltische und germanische Burgen nördlich des Donaulimes (Carnuntum) vom Thaya- und Marchtal bis in die Slowakei eingestrichelt haben und die Markomannen ein Klientelstaat des Römerreiches wurde. Gnirs, der 1933 starb, hat damit ein Tor aufgetan, das auch deshalb neue Einsichten vermittelte, weil Funktion und Durchlässigkeit der Grenzen weiterhin ein offenes Problem römischer Reichs- und Grenzgeschichte, ihrer Gesellschafts- und Wirtschaftsstruktur bis heute sind. Seine Leistung bleibt von der Tatsache unberührt, daß seitdem einige neue Erkenntnisse hinzugekommen sind.

Ausgangspunkt der Beiträge war das Kartenwerk des Claudius Ptolemaeus und damit die Verkehrswege und die Geographie des alten Germanien und des Römerreiches; Gnirs knüpfte damit an römische Kulturforschungen im Süden der alten Donaumonarchie (Pola) an, die er selber zwanzig Jahre lang betrieben hatte. Es ging darum, die Orte der Karte im östlichen Germanien richtig zu identifizieren; dabei kommt den Straßenzügen eine besondere Bedeutung zu. Auf der Weltkarte kann man fast ein Dutzend Namen ausmachen, die größeren oder kleineren Siedlungsplätzen oder Wegstationen entsprachen. Gnirs stellte 1925 fest, daß weite

Teile Mährens und der benachbarten Slowakei fast 300 Jahre lang unter einem beträchtlichen Einfluß römischer Kultur standen. Bis 1925 waren nördlich des norisch-pannonischen Donauufers acht römische Siedlungen bekannt geworden. Antike Literatur und Geographie sowie der kartographische Bildteil der Marc Aurel-Säule lassen aber über 50 feste Plätze und Stationen der Römer vermuten. Unter Kaiser Commodus verzichtete Rom 180 offiziell auf alle diese Plätze, der Einfluß blieb aber bis zum Ende des 4. Jahrhunderts wirksam. Das engere und weitere Marchland hatte in seinem südlichen Teil eine Dauerbesetzung erfahren; im ganzen können nördlich der Donau 20 Kastelle gewesen sein: Im Quadenland gab es neben Militärstationen 200 bis 300 Jahre lang auch Zivilistensiedlungen der Römer. Die römischen „Schutzgebiete“ nördlich der Donau entsprachen Gebieten im Land der Hermunduren und Markomannen, der Quaden bis in die Karpaten, dem Reich des Vannius, wofür einzelne von Rom eingesetzte Fürsten im 2. Jahrhundert nachgewiesen sind. Auf die einzelnen Grabungsberichte kann hier nicht näher eingegangen werden, wie z. B. den von den römischen Siedlungsstätten am Burgstall des Zeiselberges bei Muschau in Südmähren oder den von Stupava (Stampfen). Die Topographie des Markomannenlandes sowie die Festlegung der alten Residenz des Markomannenkönigs Marbod Marobudum gibt noch viele Probleme auf. Tatsache ist, daß die germanischen Stämme im Osten (Hermunduren, Markomannen, Quaden) keine Schwierigkeiten wie der Westen machten, sondern ihre Siedelgebiete dem römischen Handel und der römischen Politik öffneten, die hier verwaltungstechnische Maßnahmen eines Reichsschutzes ergriff; eine gesperrte Grenzlinie mit Truppenbereitstellungen erübrigte sich daher. Der Band schließt mit einem Beitrag über Quellenverehrung und Quellenopfer, womit er das böhmische Bäderland bis in die Römerzeit zurückführt. Eine stattliche Bibliographie von Anton Gnirs und ein Register beschließen diesen archäologisch-metrologischen Sammelband.

München

Karl Bosl

Herbert Jankuhn, Rudolf Schützeichel, Fred Schwind (Hrsg.), Das Dorf der Eisenzeit und des frühen Mittelalters. Siedlungsform — wirtschaftliche Funktion — soziale Struktur. Bericht über die Kolloquien der Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas in den Jahren 1973 und 1974.

Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1977, 535 S., 14 Tab., 98 Abb., 14 Taf. (Abh. d. Akad. d. Wissensch. in Göttingen. Phil.-hist. Klasse, 3. Folge, Nr. 101).

Seit 1945 ist Stadtgeschichte zu Recht die große Mode in der deutschen und europäischen Mittelaltergeschichte, in Wirklichkeit ist es das Auffüllen einer Lücke und ein Ersatz für Verfassungs-, Rechts- und Nationalstaatsgeschichte. Leider Gottes kam dabei trotz eines Aufblühens der Agrar- (Lütge, Franz) und Wirtschafts-, der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte sowie der vergleichenden Strukturanalyse das Dorf als Siedlungsform, als einfaches Wirtschafts- und als primitives

Gesellschaftszentrum einer weithin und lange dauernden agrarischen Kultur in Deutschland zu kurz. Es waren Herbert Jankuhn, der Erforscher von Haithabu, und bald auch Walter Schlesinger, die früh auf dieses Desiderat der Forschung aufmerksam machten. Die Stadtgeschichtsforschung mit ihrem großen Problem der Stadt-Landbeziehung wurde auf diese Lücke aufmerksam und Theodor Mayer suchte sie in seinem verdienstvollen Konstanzer Arbeitskreis mit seinen zwei stattlichen Bänden über die deutsche und europäische Landgemeinde vor allem institutionengeschichtlich zu füllen. Doch blieben dabei noch wichtige Fragen der Typologie und Topographie, der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturanalyse, die aber, wie man bald erkannte, nur durch interdisziplinäre Zusammenarbeit, vor allem der Archäologie, der Geographie, der Altgermanistik sowie Begriffs- und Gesellschaftsgeschichte, zu lösen waren. Es ergriff daher Herbert Jankuhn dank der guten Möglichkeiten, die die Göttinger Akademie der Wissenschaften bot, die Initiative und führte die einschlägigen Disziplinen in Kolloquien zusammen, die sich zunächst nicht um ein geschlossenes Bild des Dorfes, seiner Entstehung und Entwicklung von den Anfängen bis in die historische Zeit bemühen konnten (schon nicht wegen des ungleichen Forschungsstandes der Disziplinen und in den einzelnen Regionen), sondern sich auf punktuelle Einblicke oder kleinräumige Übersichten für bestimmte Zeitperioden beschränkten; es mußte dabei das Fehlen von Untersuchungen im keltischen Bereich und von zuständigen Siedlungsarchäologen im westslawischen Raum in Kauf genommen werden. In diesen Kolloquien sprach man deshalb über die Geographie und Ethnologie, über die historisch-rechtsgeschichtliche Seite, über Wort und Begriff, Archäologie und Sozioökonomie des Dorfes; die Referate darüber sind in dem hier zu besprechenden Band publiziert, der also keine zusammenfassende und geschlossene Dorfgeschichte bietet, sondern das räumlich und zeitlich begrenzte Diskussionsergebnis der beteiligten Disziplinen über das Thema als Modell und Anregung für eine allgemeine und ausgebreitete Dorfforschung in Gegenwart und Zukunft vorlegt. Dafür ist deshalb zu danken, weil damit nicht nur der Forschungsstand aufgezeigt, sondern auch an besonderen Einzelthemen die Forschung so weiter geführt werden konnte, daß andere mit ihren Arbeiten daran anknüpfen und die Voraussetzungen für eine Gesamtdarstellung schaffen können, die auf zahlreiches Material von Einzelmodellen zurückgreifen, daraus allgemeinere Schlüsse ziehen und diese regional und lokal absichern kann. Der Band ist dem erfolgreichen Planer und Organisator dieser Kolloquien Herbert Jankuhn von den Mitreferenten gewidmet; neben der Problematik des frühgeschichtlich-frühmittelalterlichen Dorfes befaßte sich das Göttinger Gemeinschaftswerk mit der mittelalterlichen Bezeichnung für gesellschaftliche Gruppen, Schichten und deren Begriffen (Wort und Begriff Bauer 1972), mit Flurformen und Flurverfassung.

Die Diskussion über die Etymologie des Wortes Dorf < *thorp hat allein schon die Grenzen der philologischen, siedlungsgeschichtlichen und der archäologischen Aussage deutlich gemacht. Es wurde festgestellt, daß Dorf je nach den historischen Voraussetzungen sowohl den Einzelhof wie auch die Gruppensiedlung bezeichnet und daß beide Bedeutungen manchmal nebeneinander herlaufen. Deshalb sind die archäologischen Aussagen sicherer als die philologischen; denn sie allein können

letztlich feststellen, ob es sich bei den „belegten“ Dörfern um Einzelhofsiedlungen, Streusiedlungen, Gruppensiedlung oder im modernen Verstande um dorfähnliche Orte im Frühmittelalter handelte. Schwieriger ist allerdings der archäologische Beitrag zur wirtschafts-, gesellschafts-, rechts- und kulturhistorischen Ausdeutung des philologisch-literarischen Dorfbefundes: der Schriftzeugnisse; sie trägt zur Semantik der Wörter dann bei, wenn diese gleichzeitig mit der ausgegrabenen Siedlung sind. In seiner Schlußbemerkung macht Schützeichel mit Recht darauf aufmerksam, daß dasselbe Wort nicht kontinuierlich Jahrhunderte lang dieselbe Sache ausdrückt; denn Haus- und Siedlungsformen, Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen, ökologische Bedingungen, Rechtsverhältnisse und auch die Sprachen selber sind ja in langsamer oder beschleunigter Entwicklung begriffen. Freilich lehrt die Erfahrung, daß Formen länger dauern als Inhalte; auch darf man Wechselwirkungen nicht für automatisch halten, denn gesellschaftlich-wirtschaftlicher Wandel spiegelt sich nicht sofort und unmittelbar auch im Wort und in der Sprache; aber sie reagieren doch aufeinander, weil die sprechenden „Menschen“ auch dem kulturellen Wandel unterliegen und Mentalität, Handlungsweise, Lebensform, Attitüde doch auch die Sprache in vielen Bezügen verändern und neu prägen. Damit hängt die allgemeine Frage zusammen, inwieweit Wort, Sprache und Literatur direkte und indirekte Geschichtsquelle sind und sein können. Sprachtheorie und Literaturtheorie helfen da freilich nicht hinweg über den Zwang zur Kenntnisnahme historischer Fakten und realer beweisbarer Strukturen durch Philologen und Historiker. Man darf nur nicht in den von manchen Historikern gemachten Fehler verfallen, aus spätesten Zeugnissen früheste Befunde ohne Korrektiv deuten zu wollen. Da in den germanischen Sprachen *thorp nicht allein die Bezeichnung für die dorfähnliche Siedlung ist, taucht der Zwang zum Vergleich auf und dabei stoßen wir in Spätantike und Frühmittelalter auf das vicus-Problem, das sich zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Landschaften anders stellt. Man muß hier lateinische und germanische Wortzeugnisse gegenüberstellen, da wik ein lateinisches Lehnwort im Germanischen ist; man wird vergleichend untersuchen müssen, wie Deutsche und Germanen, Romanen und Slawen überhaupt ihre Siedlungen und vor allem ihre Dörfer bezeichnen. Das wird in diesem Band an wikingerzeitlichen Runeninschriften, an kontinentalen Stammesrechten und mittelalterlichen Quellenzeugnissen vorgeführt.

Herbert Jankuhn hat in der eisenzeitlichen Germania Magna drei Formen bäuerlicher Siedlungen unterschieden, Einzelhof, weilerartige Gehöftgruppe, Dorf, wobei das Gehöft drei bis vier, das Dorf über zehn Höfe umfaßte, die unregelmäßig, zeilenartig, radial angeordnet sein, also als Haufen-, Reihen- oder Rundangerdorf bezeichnet werden können; befestigte oder umzäunte Gehöftgruppen oder Dörfer sind Sonderformen. Neben Wohnstallhäusern verschiedener Größe und Stallkapazität gab es Lang- und Kurzhäuser ohne Stallmerkmale, die als Wohn- und Betriebsstätten verschiedener Gruppen gedeutet werden, und in denen Hörige, Kleinbauern oder Handwerker saßen, wie auch der Herrenhof auf der kaiserzeitlichen Marschensiedlung von Feddersen Wierde, ein Wirtschaftsverband, zeigt. Man unterscheidet Großbauer, Häuptling, Herr, Bauer, Hofleute, Landlose, Kätner, Hintersassen, Kleinbauern, Hausleute, Untergeordnete und glaubt, daß da Baubefunde

eine wirtschaftliche und soziale Gliederung bäuerlicher Siedlungen zulassen, auch schon in vormittelalterlicher Zeit: Daß in diesem Band das eisenzeitliche Dorf „Feddersen Wierde“ als siedlungs-, wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtliches Modell besonders vorgestellt wurde (W. Haarnagel), verstand sich von selbst. Der archäologische Bericht über frühmittelalterliche Dörfer und Dorfformen des 7. bis 12. Jahrhunderts in Mittel- und Nordeuropa, den W. Janssen beigeleitet hat, sei besonders hervorgehoben. Als Ergebnis ihrer Untersuchung über die Dorfqualität in den kontinentalen Stammesrechten stellt Frau Schmidt-Wiegand fest, daß die Siedlungsbezeichnungen *alach*, *thorp*, *heim*, *villa* Gehöft wie Dorf bedeuteten und die Wohnstätte, Haus und Hof mit ihrem Sonderfrieden das Zentrum bildeten. Von der wachsenden Sesshaftigkeit der Bevölkerung hing die Ausbildung eines die Einzelsiedlung übergreifenden Lebenszusammenhanges ab. Das Dorf der Leges war ein gesellschaftliches Gebilde, aber an keinen besonderen bäuerlichen „Stand“ gebunden, umfaßte Wohnstätten, Siedlergemeinschaft und Mark. F. Schwind stellt in der Landschaft zwischen Bodensee und Lahn Orte mit 20—40 Bauernstellen fest für die Zeit vom 7. bis 9. Jahrhundert; diese waren Dörfer, die grundherrschaftlich organisiert und darnach gesellschaftlich strukturiert waren. W. F. Fritze wirft für das frühprämyslidische Böhmen interessante Fragen auf, aber seiner Scheidung des mittelalterlichen tschechischen Bauerntums in geringe freie ältere Leute und landbesitzende, ursprünglich unfreie Knechte kann ich nicht ohne weiteres zustimmen. Für die Dorfforschung insgesamt hat dieser interessante Band Kriterien und Marksteine gesetzt, von denen die zukünftige Einzelforschung und Allgemeinbeurteilung ausgehen muß.

München

Karl Bosl

Franz Tünefeld, Die frühbyzantinische Gesellschaft. Struktur — Gegensätze — Spannungen.

Wilhelm Fink Verlag KG, München 1977, 394 S. (Kritische Information).

Das von den Byzantinisten mit Recht beklagte Desinteresse der Mediävisten, der west- und osteuropäischen Historiker an der byzantinischen Geschichte scheint seinen Grund sowohl in einer Horizontalverengung zu haben, die den byzantinischen und moslimisch-jüdischen Einfluß auf das Westreich (Abendland) und seine europäische Kultur übersieht, als auch in einer fehlenden Gesellschafts- und Kulturanalyse der byzantinischen Welt unter strukturell-vergleichender Methode. Dem Leser des sehr eingehenden Literaturverzeichnisses, das Tünefeld seiner Analyse der frühbyzantinischen Gesellschaft und ihrer Spannungen beifügt, fällt das bisherige Fehlen einer umfassenden Strukturanalyse des byzantinischen Gesellschafts- und Kulturkörpers, seiner Träger, Phasen, Kräfte sofort auf. Im Vordergrund standen einige Städte, vor allem die Kaiserstadt Byzanz, es wurden auch Stände, Klassen, Schichten, Gruppen sowie einige Detailstrukturen sogar meisterhaft erörtert, aber Gesamtsystem und Gefüge der auslaufenden Spätantike im oströmischen Reich und die allmähliche Verwandlung zur byzantinischen Gesellschaft sind

offenbar noch nie Gegenstand einer Gesamtanalyse im größeren Zusammenhang gewesen. Es scheint, daß das Fortbestehen des spätantiken Staates und Reiches im Gegensatz zum Westen, wo sie sich neu bildeten, die Kontinuität also, die Identität von Staat und Gesellschaft so festgegründet erscheinen ließ, daß man das allgemeine Phänomen der Gesellschaft zu wenig sah und studierte. Trotz mancher methodisch-theoretischer und konzeptueller Mängel, die ihm anhaften, ist darum der hier zu besprechende Band aus der Reihe „Kritische Information“ nicht nur als Einführung und Studienbuch in eine bislang noch nicht bestehende byzantinische Gesellschaftsgeschichte zu werten, sondern als ein erster, manchmal zaghafter, aber sehr kenntnisreicher Beitrag zur Geschichte der griechisch-hellenistischen Gesellschaft im römischen Ostreich von Konstantin bis in das beginnende 7. Jahrhundert dankbar zu begrüßen. Er ist insofern für alle zu erwartenden Untersuchungen und Zusammenfassungen „grundlegend“, weil er den Kontext der menschlichen, individuellen wie „sozialen“ Grundstrukturen aufzeigt, die der Deutung der Detailfelder unterlegt werden müssen. Neben der Kontinuität muß der gesellschaftliche Wandel (nicht nur Konflikte und Spannungen) sichtbar werden, der an entscheidenden Marken die Eigenart und Sonderstruktur, aber auch ihr Eingebettetsein in größere Trends (des Mittelmeerraumes und Kleinasiens z. B.) sichtbar macht. Wie sehr ich mit diesen Feststellungen recht habe, zeigen die begreiflichen Ängste, Beklemmungen, Vorbehalte, die der Autor in Vorwort und Einleitung seines wichtigen Unternehmens artikuliert. Sicher hat das hochmütige Urteil der klassischen Philologen und auch Althistoriker über die ungeliebte (dekadente) Tochter Byzanz viel zu seiner Unterschätzung beigetragen, aber auch die Byzantinisten trifft Schuld, weil sie allzu lange daran festhielten, Byzanz, seinen Gesellschafts- und Kulturkörper, als „starrten Leichnam“ und dekadente oder absterbende Antike zu betrachten. Es fehlt zweifellos eine „Theorie“ der byzantinischen Gesellschaft und Kultur, es fehlt auch eine über Sachgüterwissenschaften hinausführende Methode des Strukturvergleichs; auch das machen die Vorüberlegungen des Autors eindeutig klar, dessen Versuch dazu geführt hat, daß man heute mehr als früher Byzanz als dynamisches, gesellschaftliches, lebendiges Strukturgefüge von Menschen und Gruppen verstehen kann. Umso mehr bedauert man, daß der Kaiser als Glied und Kraft dieser Gesellschaft ausgeklammert ist, obwohl gerade seine „Funktion“ für diese Kultur so spezifisch ist; dagegen war es kein Fehler, daß Verwaltungsgeschichte, ein Lieblingskind der Byzantinisten, nicht ausdrücklich in diese Strukturanalyse einbezogen wurde, was nicht ausschließt, daß die „soziale“ Funktion der Beamten wesentlich war; das gleiche gilt von den wirtschaftlichen Gründen jeder Gesellschaftsgeschichte. Obwohl der Autor ausdrücklich davon absieht, kommt er doch dazu, soviel über Mentalität, Attitüde, Lebensformen der Frühbyzantiner zu sagen, daß das Bild nicht verzerrt wird. H. G. Beck hat zuletzt über diese Thematik kritisch-Erhellendes vorgetragen (Der Gott der Byzantiner). Es kann nicht die Aufgabe des Rezensenten sein, über die grundsätzlich und allgemein vorgebrachten wissenschaftsgeschichtlichen Feststellungen eines strukturell vergleichenden europäischen Mediävisten und Gesellschaftshistorikers hinaus, der sich für Byzanz sehr interessiert, über Detailprobleme zu diskutieren. Es sei aber für die zahlreichen Leser, die er diesem Bande aufrichtig wünscht, allgemein vermerkt, daß über das

Verhältnis von Landbesitzern und Landarbeitern, über den oströmischen Senatorenstand (westliche Senatorenaristokratie in Gallien und Italien), über Sozialstruktur und politisches Leben der Städte sowie über Religion und Kirche, Heiden, Christen, Juden, Häretiker, Mönche, Kleriker alles Wesentliche unter dem Aspekt einer gesellschaftlichen Strukturanalyse zusammengetragen und analysiert ist. Der Mut zum Anfang verdient herzlichen Glückwunsch, Nachfolge und großes allgemeines Interesse. Für die Leser der „Bohemia“ aber sei hinzugefügt, daß zum Verständnis der religiösen und geistigen Welt der Slawen die Kenntnis von Gesellschaft und Kultur von Byzanz wesensnotwendig ist.

München

Karl Bosl

Glossar zur frühmittelalterlichen Geschichte im östlichen Europa.

Verlag Franz Steiner, Wiesbaden 1981 f., pro Lieferung 60 S.

Es liegen nun vor von Serie B, Band II der Reihe die Lieferungen 1 und 2 (die griechischen Namen bis 1025); Lieferung 1 enthält die Einleitung von Jadran Ferluga, Abkürzungen und Siglenverzeichnisse, welch letzteres in Lieferung 2 fortgesetzt wird (ein staunenswertes Verzeichnis in der Tat, eine Art byzantinische „Literaturgeschichte“ in Titeln); die letzten 6 Seiten sind dem ersten Stichwort Adrianoupolis gewidmet, das damit aber nicht abgeschlossen ist. — In der Serie A (Lateinische Namen bis 900) sind erschienen (von Band II) die Lieferungen 4—6, enthaltend das Namengut von Bořivoy bis Caganus (wobei Lieferung 5 über die Hälfte aus der Behandlung des Stichworts „Bulgari“ besteht). Wie präzise und umfassend die Stichwörter erarbeitet werden, zeigt eben das Beispiel Bořivoy; auf 11 Seiten werden umfangreiche Quellenauszüge gebracht (so auch aus den Wenzelslegenden), die nicht nur den Namen selbst, sondern das gesamte historische Umfeld der speziellen Persönlichkeit dokumentieren und damit dem Benutzer des Glossars einen Eindruck ihrer zeitlichen und personalen „Einordnung“ vermitteln. — Wertvoll erscheint, daß auch die in verschiedenen Codices eingetragenen Eigennamen (wie jene im Evangelium von Cividale) aufgenommen werden (so „Cafrat“ in Lieferung 6); hier wäre beim Fortschreiten der Ausgabe auf die nur als Griffelglossen eingetragenen Namen zu achten, deren Erfassung natürlich Schwierigkeiten bereitet.

Die Lieferung 4 ist Jadran Ferluga zum 60. Geburtstag gewidmet — ohne Zweifel eine verdiente Zueignung für den Herausgeber.

Bayreuth

Erwin Herrmann

František Graus, Die Nationenbildung der Westslawen im Mittelalter.

Verlag Thorbecke, Sigmaringen 1980, 260 S. (Nationes 3).

Die „nationale Frage“ hatte im 19. und 20. Jahrhundert besonders in Ostmitteleuropa folgenschwere historische Wirkungen zeitigt; dort lag auch ein Haupt-

kampfplatz der „nationalen“ Geschichtsschreibung. In der richtigen Erkenntnis, daß die nationale Problematik jedoch wesentlich älter ist und tiefere Wurzeln hat, unternahm es der Autor, den mittelalterlichen Wurzeln der Nationen und des nationalen Bewußtseins in diesem Raum nachzugehen. Nach mehreren eigenen Vorarbeiten zu diesem Thema legte er nun, mit souveräner Beherrschung des Quellenmaterials und der Literatur, eine eindrucksvolle Synthese bisheriger wissenschaftlicher Arbeit vor.

Im Zentrum der Untersuchung steht die Nationalentwicklung Böhmens, die vor allem im Spätmittelalter paradigmatische Bedeutung hat; Graus vergleicht sie vor allem mit der Entwicklung Polens. Nur in diesen Ländern ist die Nationenbildung der Westslawen noch im Mittelalter zu einem Abschluß gelangt. Dagegen ist in den auch berücksichtigten Fällen Mährens und bei den Elbslawen eine Nationenbildung nicht oder nur rudimentär erfolgt.

Die Grundbegriffe Stamm, Volk, Völkerschaft, Nation, die Graus in einem ersten Kapitel diskutiert und abzugrenzen versucht, sind, entsprechend den Quellaussagen, recht unscharf. Nationen im mittelalterlichen Sinn sieht er in geschlossenen siedelnden Bevölkerungsgruppen von gewisser Größe, mit einer sozialen Gliederung, gemeinsamen Organisationsformen, unterschieden von der Nachbarschaft mindestens durch ein Merkmal — oft, aber nicht immer die Sprache; die Nation ist aber vor allem gekennzeichnet durch das Bewußtsein dieser gemeinsamen Umstände, so daß man von einer Einheit objektiver und subjektiver Merkmale sprechen könnte. Bei letzteren unterscheidet er verschiedene Stufen der Bewußtseinsbildung: dynastisch-gentilizisches Bewußtsein, territoriales Bewußtsein, das zum „Landespatriotismus“ tendiert, Nationalbewußtsein und Nationalismus, der sich in Aktionen offenbart. Das Hauptgewicht der Grausschen Argumentation liegt insgesamt mehr bei diesen subjektiven Merkmalen des Bewußtseins; sie werden in den mittelalterlichen schriftlichen Quellen eben vor allem artikuliert, während Aussagen über objektive Merkmale seltener sind.

In drei größeren Kapiteln untersucht Graus dann die Vorgeschichte der Nationenbildung, die Anfänge der westslawischen Nationen und die Vollendung der mittelalterlichen Nationenbildung im Spätmittelalter.

Die Vorgeschichte setzt mit den ersten schriftlichen Quellenzeugnissen im 9. und 10. Jahrhundert ein; jetzt beginnen die westslawischen Herrschaftsgebilde allmählich zu entstehen, die historische Kontinuität haben sollten. Graus weist dabei die Vorstellungen eines slawischen (oder auch germanischen) „Urvolks“ oder einer „Urheimat“ als rein hypothetisch zurück und bekennt sich zu dem einleuchtenderen Denkschema eines Zusammenschlusses von Gruppen zu größeren Einheiten (Stammesbildung), wie es etwa von R. Wenskus entwickelt worden ist. Der zusammenfassenden Fremdbezeichnung der „Slawen“ müsse keineswegs ein inneres Gemeinschaftsbewußtsein entsprechen. Quellenmäßig faßbar sind nur dynastische Traditionen und Herkunftssagen ohne eigentliche ethnische Prägung (Přemysliden- und Piastensage), als deren Träger man Gefolgschaften der Herrscherdynastie annehmen kann.

Der Autor betont für die zweite Phase der Entwicklung zu Recht die Schlüsselrolle der Staatsentstehung, die jedoch nicht identisch mit der Nationenwerdung ist

(wofür das mittelalterliche Reich selbst der beste Beleg ist). Ein Blick auf das altmährische Reich und das spätere Mähren zeigt, daß das quellenmäßig nicht faßbare, aber doch wahrscheinliche Eigenbewußtsein sich wohl kaum ins hohe Mittelalter erhalten bzw. übertragen hat; es ist bald von einer böhmischen Tradition überlagert worden, wenn auch der Gedanke der mährischen Einheit und einer mährischen gens im Mittelalter lebendig blieb. Anders bei Böhmen, das recht früh eine herrschaftlich durchorganisierte stabile Einheit war und blieb. Die Zugehörigkeit zum Reich wurde trotz mancher Spannungen nie grundsätzlich bestritten, jedoch eine Sonderposition in ihm beansprucht und behauptet. Die Chronik des Cosmas ist für diese Phase die wichtigste böhmische Quelle, mit ihm erreicht das „vornationale Bewußtsein“, die „Ideologisierung der Fremdenfeindschaft“ in Böhmen einen Höhepunkt. Cosmas artikuliert ein Wir-Gefühl der böhmischen Kleriker (z. B. in der Abwehr deutscher Klerikerkonkurrenz), das nach Graus' Vermutung jedoch räumlich und sozial die ganze Oberschicht umspannt. Bemerkenswert ist, daß zunächst eine Abgrenzung gegen Polen erfolgt (zu dem es noch kaum eine Sprachgrenze gab); von gesamtlawischem Bewußtsein ist keine Spur zu sehen. Der Antagonismus zu den Deutschen wird im 12. Jahrhundert intensiviert. In den politischen Beziehungen wird man hier unschwer Gründe dafür sehen können. Wichtig ist, daß der Begriff des Landes Böhmen, das Territorium, durch Cosmas zu einem Schlüsselwort des Selbstverständnisses der Böhmen wurde; unter den „Böhmen“ sind allerdings neben den Klerikern nur die Oberschicht und die Krieger zu verstehen.

Auch die Polen haben im 10. Jahrhundert eine einheitliche Herrschaft ausgebildet. Die Auseinandersetzungen mit dem Reich, dessen Oberherrschaft im Gegensatz zu Böhmen auch theoretisch immer bestritten wurde, und mit Böhmen dürfen nicht primär national interpretiert werden. Aber Polen blieb keine fürstliche Einheit, zentrifugale Tendenzen setzten sich durch (piastische Teilherrschaften). Ob ein Gemeinschaftsbewußtsein bzw. die Vorstellung von der Einheit Polens in die frühe Zeit zurückdatiert werden kann, ist bei der Quellenlage fraglich. Der erste Chronist Polens Gallus Anonymus bezeugt durch sein eigenes Fremdsein wohl ein Wir-Bewußtsein der Einheimischen, sein Einfluß auf die spätere Historiographie ist aber ganz im Gegensatz zu Cosmas gering. Erst der Magister Wincentius Kadlubek schuf die maßgebliche Auffassung polnischer Vergangenheit bis ins 15. Jahrhundert: Trotz der polnischen Teilungen vertritt er die Idee der Einheit Polens. In seinem Feindbild sind die Deutschen stärker vertreten als die Böhmen. Zentralbegriff des polnischen Selbstverständnisses konnte nicht die „terra“ sein, dagegen das „regnum Poloniae“.

Das Ausbleiben einer Nationenbildung bei den Elbslawen, die später im deutschen Volk aufgingen, lag nach Graus an der Zersplitterung der Stämme, vor allem aber in der späteren Herrschaft eines fremden Adels und im Fehlen eines eigenen Klerus. Die Elbslawen waren mehr oder weniger gewaltsam christianisiert worden. Der Klerus gehörte in der Regel zu den ersten Sprechern eines Gemeinschaftsbewußtseins.

In dieser Vorstufe der Nationenwerdung ist die Hypothese von der Verbindung gewisser Etappen der Staatenbildung mit der Bewußtseinsbildung zweifellos be-

stätigt worden. Überhaupt unterscheidet sich diese Phase nach Graus nicht von entsprechenden Entwicklungen bei Völkern in den nichtslawischen Gebieten.

Die Sonderentwicklung in Böhmen und Polen wird bei der Vollendung der mittelalterlichen Nationenbildung deutlich. Graus stellt zunächst drei dafür wichtige Entwicklungen heraus: die deutsche Ostsiedlung mit ihren ethnischen Folgen (Entstehung der deutschen Neustämme und zahlreicher Siedlungsinseln), zweitens die Veränderung im Adel, der sich als Adelsgemeinde konstituierte und Verfechter des Einheitsgedankens und des Landespatriotismus wurde, drittens die sozialen und mentalen Folgen der Urbanisierung. Hier ist vor allem auf die Feindschaft des Adels gegen das (zunächst weitgehend deutsche) Bürgertum, dann auf die nationalen Antagonismen innerhalb der Städte hinzuweisen, während der Gegensatz der Bauern zu den Bürgern national erst in der Hussitenzeit virulent wurde. Die spätmittelalterlichen „Intellektuellen“, die zwischen Klerus und Bürgertum standen, wurden die Ideologen des neuen Bewußtseins.

Vor allem in Böhmen spielte sich diese Entwicklung innerhalb des Landes ab; der politische Antagonismus zu Polen, aber auch zum Reich hatte abgenommen. Wie aus der zentralen Quelle, der ersten tschechischen Reimchronik des sog. Dalimil (um 1300) hervorgeht, stilisierte sich der Adel zum Vorkämpfer des alten Tschechentums empor; denn seine Interessen waren gegen das deutsch beeinflusste Königtum wie gegen die von Deutschen beherrschten Städte gerichtet. In diesem Sinne wird nun auch die Vergangenheit (ohne kirchliche Verbrämung) instrumentalisiert. Neben den alten Zentralbegriff des Landes Böhmen tritt die Zugehörigkeit zur Sprachgemeinschaft („jazyk český“). Mit Dalimil wurde also der entscheidende Schritt zur Ideologisierung des Bewußtseins getan, seine Sicht sollte später großen Einfluß ausüben.

Der Versuch Karls IV., den Landespatriotismus zu stärken, indem er z. B. sprachlich konsequent auf einen Ausgleich hinarbeitete, scheiterte letztlich. Die Spannungen innerhalb des Klerus und vor allem innerhalb der Städte wuchsen; in Prag wurde die Universität zum Zentrum der Auseinandersetzung (Kuttenberger Dekret). Das städtisch-bürgerliche Milieu der Vorwürfe wird in dem deutschfeindlichen Pamphlet *De Theutunicis bonum dictamen* deutlich, in dem allerdings, was sonst selten war, zwischen auswärtigen und einheimischen Deutschen differenziert wurde.

Ein Blick auf diese Deutschen zeigt übrigens, daß eine deutschböhmische Bewußtseinsbildung nicht allzuweit gediehen war. So identifizierte sich Peter von Zittau mit den Böhmen, wandte sich aber gegen Deutschenhaß und Böhmenhaß und äußerte sich ironisch über das „Nationalbewußtsein“ der böhmischen Herren. Die Deutschen im Lande neigten also eher einem „Landespatriotismus“ zu. Die von Graus angeführten Belege über Haß zwischen Deutschen und Böhmen sind wohl nicht nur Topoi spätmittelalterlicher Literatur, sie sind aber kaum auf die Deutschen in den böhmischen Ländern zu beziehen.

Der nationale Aspekt der hussitischen Bewegung bildet den Abschluß der mittelalterlichen Bewußtseinsbildung in Böhmen. Katalysatoren für sie waren die Vorgänge um Hus, die Verketzerung der Böhmen, die drohenden Vernichtungsfeldzüge. Die Priester schufen in ihrer Überzeugung von der Auserwähltheit des böhmischen Volkes als der Kämpfer Gottes und mit ihrer Agitation die Massenbasis der Be-

wegung; durch die religiöse Einbindung wurde nach Graus das nationale Bewußtsein jedoch nicht zu einem Selbstzweck. Aber die soziale Breite (Bürgertum) unterschied die böhmische Entwicklung deutlich vom allgemeinen Trend der Nationalisierung im Spätmittelalter. Die Anomalie wird auch in der Emanzipation der hussitischen Bewegung von der Person des Königs sichtbar.

Der Höhepunkt der nationalen Bewußtseinsbildung in Böhmen wird in den Hussitenkriegen erreicht; die Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert schwenkt wieder stärker in den Rahmen des Landespatriotismus ein.

In der spätmittelalterlichen Entwicklung Polens dominieren im Gegensatz zu Böhmen offenbar die „außenpolitischen“ Faktoren. Das Königtum war Ende des 13. Jahrhunderts neu begründet worden, erfuhr unter Kasimir dem Großen im 14. Jahrhundert eine schnelle Stabilisierung und expandierte nach verschiedenen Richtungen. Die ethnischen Kontakte und Gegensätze waren vielschichtiger: zu den orthodoxen Russen, den Ungarn, den Litauern, mit denen eine staatliche Union eingegangen wurde, zum deutschen Neustamm der Schlesier, zum Deutschordensstaat im Norden. Die alte Fremdenfeindschaft konzentrierte sich zwar immer stärker auf die Deutschen, gewann aber nie die Schärfe wie etwa beim sogenannten Dalimil. In Schlesien fehlte z. B. der Adel als formierte „Trägerschicht“ des Bewußtseins, so blieb die Formulierung des Gegensatzes noch dem Klerus vorbehalten (z. B. dem Erzbischof von Gnesen Jakub Šwinka). Auch das Zurücktreten des Bürgertums macht Graus für die geringere Ideologisierung des Bewußtseins verantwortlich. Der Kampf mit dem Deutschen Orden war zunächst ein reiner Machtkampf, erst Anfang des 15. Jahrhunderts ist (zunächst beim Orden selbst) eine stärkere Bewußtseinsbildung eingetreten. Insgesamt ist also in dieser Zeit das polnische Nationalbewußtsein weniger prägnant als das böhmische.

In einem weiteren kleinen Kapitel geht Graus auf den Gedanken der slawischen Einheit ein. Das Manifest Přemysl Ottokars II. von 1278 an die Polen stellt den ersten böhmischen (historisch unwirksam gebliebenen) Quellenbeleg dafür dar. Erst in der Zeit Karls IV. spielt die gemeinslawische Verwandtschaft in der Chronistik (Marignola, Pulkava) eine gewisse Rolle, während in Polen bereits vorher etwa Lech, Rus und Čech als drei Brüder auftauchen (Großpolnische Chronik). Aber auch im Spätmittelalter bleiben die Verfechter der Verwandtschaftstheorie eher Ausnahmen; sie hat offenbar keine alte Tradition.

In 15 Beilagen, die vor allem ausführliche Dokumentationen des Quellenmaterials darstellen, geht Graus schließlich auf folgende Spezialthemen ein: Gens Sclavorum, Sclavica gens, natio Sclavorum; Sclavonia/Sclavia; Das Land Mähren und die Mährer; Die Bezeichnungen für das Land Böhmen; Die Bezeichnungen für den Stamm - das Volk der Böhmen/Tschechen; Polonia-Poloni-Polonica lingua; Der sogenannte Bayerische Geograph; Die böhmischen Stämme; Die Lučānen-Sage; Die Slawnikiden in Böhmen; Das Ende der Herrschaft Boleslaw Chrobrys in Böhmen (1004); Wir-Formulierungen in böhmischen Quellen des 10.—12. Jahrhunderts; Die tschechische Reimchronik des sogenannten Dalimil; Verfasser und Abfassungszeit des *De Theutunicis bonum dictamen*; *Patria, vlast-ojczyzna, Respublica*.

Graus hat bei dieser vielfältig belasteten Thematik in seiner Untersuchung m. E.

den einzig möglichen Weg beschritten, den Weg der konsequenten Analyse der zeitgenössischen Quellen, aus denen er seine Schlüsse mit der gebotenen Vorsicht zieht: Die Nationenbildung im Mittelalter ist kein biologisch-natürlicher Prozeß (wie vielleicht immer noch gelegentlich angenommen wird), sondern ein historischer Vorgang. Die einzelnen Etappen der Bewußtseinsbildung werden beschreibend, nicht als evolutionistisches Entwicklungsschema, dargestellt, wobei auf die jeweiligen „Sprecher“ und „Trägerschichten“ des Bewußtseins und auf bestimmte Schlüsselbegriffe abgehoben wird. Zwar scheint Böhmen das ausgeprägteste Beispiel einer mittelalterlichen Nationalisierung überhaupt darzustellen, doch sieht Graus auch Gemeinsamkeiten der Nationenbildung in Europa. So scheinen 9./10. Jahrhundert sowie 14./15. Jahrhundert geradezu „Schlüsselzeiten“ der nationalen Bewußtseinsbildung zu sein, wobei es offenbar weder ein Süd-Nord- noch ein West-Ostgefälle gibt. Ein Vergleich mit anderen europäischen Nationenbildungen wäre eine erwünschte Aufgabe zukünftiger Forschungen im Rahmen des *Nationes-Projekts*, in dessen Schriftenreihe auch Graus' Arbeit erschienen ist.

Die Wurzeln des modernen Nationalbewußtseins werden in der vorliegenden Darstellung zweifellos sichtbar gemacht, dennoch scheint mir die Erkenntnis von der Unterschiedlichkeit des modernen Nationalismus selbst von der Hochphase spätmittelalterlicher Nationalisierung ein fast noch wichtigeres Ergebnis der Arbeit, die auf diesem Feld mancher lieben Vorstellung der „nationalen“ Geschichtsschreibung den Garaus macht. Ein wichtiges Buch für jeden, der sich mit böhmischer, deutscher, ostmitteleuropäischer Geschichte beschäftigt.

Tübingen

Peter Hilsch

Erich Bachmann (Hrsg.), Romanik in Böhmen. Geschichte, Architektur, Malerei, Plastik und Kunstgewerbe. Mit Beiträgen von Karl Schwarzenberg, Erich Bachmann, Jiří Mašín, Hermann Fillitz.

Prestel Verlag, München 1977, 282 S.

Dieser reich und vorzüglich bebilderte, mit Registern, Bibliographie und Anmerkungen versehene stattliche Band ist von Erich Bachmann, einem Prager Schüler Karl M. Svobodas, dem besten derzeitigen Kenner der Kunstgeschichte der böhmischen Länder, herausgegeben und mit dem fundamentalsten Beitrag über vorromanische und romanische Architektur ausgestattet worden, der kunstgeschichtlich wie historisch gleichermaßen herausragt. An ihn schließt sich dem Aspekt nach die Studie des tschechischen Kunsthistorikers Jiří Mašín an. Sehr dankbar aufgenommen wird der Beitrag von Hermann Fillitz über das Kunstgewerbe im romanischen Böhmen; die historische Einleitung von Karl Schwarzenberg paßt gut zum Stil dieses vorzüglichen Bandes; daß sie wenig moderne Aspekte enthält, fällt darum nicht sonderlich ins Gewicht, weil Erich Bachmann selber den gesellschaftlich-kulturgeschichtlichen Aspekt im böhmischen wie im deutsch-europäischen Umfang so sehr beherrscht, daß die Ergebnisse seiner Strukturanalyse der Romanik auch den Gesellschafts- und Kulturhistoriker angehen und deshalb auch einen Ge-

sellschaftshistoriker gereizt haben, diese böhmische Kunstgeschichte zu besprechen. Er hat das mit größtem Gewinn getan und empfiehlt dieses Standardwerk, das auch den neuesten Stand der Forschung in These und Antithese darstellt, allen deutschen und europäischen Kunsthistorikern und Historikern nicht nur zur Kenntnisnahme, sondern zur Rezeption.

Es war das große Anliegen Bachmanns, die spezifische Romanik Böhmens im Rahmen der sehr differenzierten, fast pluralistischen europäischen Romanik aufzuzeigen und die westlichen, südlichen und südöstlichen Einflüsse auf sie und ihre spezifische Integration in ihr sichtbar zu machen. Herrschaft, Kunst, Religion, Kirche, Geist haben ja in entscheidender Weise die böhmischen Länder zu einem wichtigen Bestandteil von Europas Gesellschaft und Kultur an einer Drehscheibe zwischen Aachen/Regensburg, Byzanz, Rom/Aquileja gemacht. Das aber läßt dieses Buch nicht nur am Modell der Kunst besonders einsichtig werden, vor allem am Sakralbau. Analyse und Synthese der Gesamt- wie Detailentwicklung, des Ursprungs, des speziellen Stils, der Einflußzonen und Stillandschaften des Einzelobjekts überzeugen und schaffen Grundlagen eines übergreifenden Gesamturteils. Künstler, Auftraggeber, Anreger werden in diesem historischen Buch entscheidend gewürdigt, dem jede ästhetisierende Deutung fernliegt; daneben werden auch die herrschaftlichen und kirchlichen Zentren in ihrer Funktion gezeigt. Die Ikonographie der figürlichen Darstellungen fand eine kompetente Deutung. Eine besondere Leistung ist die deutende Untersuchung der vorromanischen Kunst und der des Großmährischen Reiches, für die die Ausgrabungen der tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften zu Prag nach 1945 (Mikulčice und Staré Město) das Material boten. Aus diesen Voraussetzungen erwuchs der Sondercharakter der romanischen Baukunst Böhmens, das damit den Rang einer mitteleuropäischen Kunstlandschaft gewann. Bachmann hat damit auch einen wichtigen Beitrag zu einer historischen Wesensbestimmung der Romanik im ganzen geboten. Ihren Höhepunkt erreichte sie in den Räumen des Wölbungsbaus. Am Anfang der böhmischen Romanik stehen wohl die Errichtung der Veitsbasilika in Prag anstelle der vorromanischen Veitsrotunde sowie der Ausbau des Vyšehrad zwischen 1055 und 1092. Doch wird damit aus der Gesamtromanik die ottonische Kunst nicht ausgeklammert, die nach Bachmann den initiativen Höhepunkt ihrer Zeit darstellt, weil sie konstitutive Merkmale des kirchlichen Monumentalbaus entweder erfunden oder durchgesetzt hat. Das leugnet nicht das spezifisch-idealtypisch (hoch-)romanische Wesen der Wölbung des basilikalischen Steilraumes, des Richtungsbaus, Säulenportals, der Bauplastik, der Zwerggalerie. Bachmann sieht in der karolingischen Kunst nicht nur eine Randerscheinung und Nachwirkung der Antike (Karolingische Spätantike), sondern faßt sie als Neubeginn auf (Westwerk, bipolare doppelchörige Anlagen, Gruppenbau). Die Rotunde ist die erste bauliche Selbstaussage Böhmens im Sakralbau, zwar nicht wegen ihres Bautypus, sondern durch ihre Funktion als Herrschaftskapelle, die für Ostmitteleuropa und die Westslawen charakteristisch ist; dazu kommt, daß die Rotunde die ganze romanische Epoche Böhmens überlebte; deshalb ist sie ein spezifisch böhmischer Beitrag zur Romanik Mitteleuropas. Kriege und religiöse Revolution haben den vorromanischen und romanischen Baubestand Böhmens unvorstellbar zerstört.

An den großmährischen Ausgrabungsstätten kamen verschiedene Bautypen zutage, ja fast alle Haupttypen des frühchristlichen Sakralbaus: einschiffige Säle, mehrschiffige Basiliken, Lang- und Zentralbauten, die italienische, byzantinische und westliche Einflüsse verraten. Die Rotunde (Rundbau) ist ein Urtypus des Steinbaus, der im Mittelmeerraum beheimatet war, aber in Italien, Frankreich, Spanien, England, Skandinavien, Mitteleuropa geläufig wurde. Das älteste Schweizer Modell St. Viktor in Genf ist dem Heiligen Grab in Jerusalem nachgebildet. Im Bodenseegebiet treffen wir sie auf der Reichenau, in Konstanz und St. Gallen. Die böhmische Rotunde ist keine selbständige Schöpfung der böhmischen Länder und geht auch nicht auf die Prager Veitsrotunde zurück; das böhmische Spezifikum der zahlreichen Rundkirchen besteht in seinem Charakter als Herrschaftskapelle und königlich-adelige Eigenkirche weltlicher Bauherren, des Landes- und Grundherren, der Vasallen, auch als Pfarrkirche für die Leibeigenen ausgedehnter Grundherrschaften; sie ist westslawisch. Später kamen Herrschaftsemporen hinzu (vgl. deutsche Doppelkapellen: Nürnberg, Eger). Im 12. Jahrhundert bevorzugte der Grundadel (?) Saalkirchen mit Westemporen, die typisch für Böhmen wurden. Die großmährischen Rundkirchen stammten kaum aus dem ostkirchlich-byzantinischen Kunstkreis, sondern höchstwahrscheinlich aus Oberitalien (Mikulčice VII) und Mitteleuropa (hufeisenförmige Apsiden) bzw. dem karolingischen Westeuropa. Als Beweis für die Kontinuität der Rotunde aus dem großmährischen in dem böhmischen Kulturkreis kann gelten, daß die älteste bekannte Rundkirche Böhmens nicht auf dem Prager Hradschin stand, der erst später Sakral- und Herrschaftszentrum des Landes wurde, sondern auf der nordwestlichen Burg Levý Hradec, der ältesten Přemyslidenresidenz, von wo das böhmische Christentum seinen Anfang nahm. Von der Vielzahl großmährischer Kirchentypen bevorzugten die böhmischen Herzoge nur Rotunde, Apsissaal und manchmal Basiliken; sie setzten damit einen Neubeginn für einheimische und westlich-südliche Bauleute, die sie beriefen (im Gegensatz zu den Wanderkünstlern im Großmährischen Reich). Die Herrschaftskapellen bezeugen eine neue Gesellschaftsordnung und Feudalstruktur in Böhmen, die sich bei den Westslawen unter dem Einfluß des Christentums aus dem ostfränkischen Reiche ausformten. Die ältesten Sakralbauten, die Rotunden, standen ausnahmslos auf den Burgen der Landesfürsten, voran die Veitsrotunde des hl. Wenzel auf dem Hradschin in Prag (Tetrakonchos), eine Grabkirche und eine Hl. Grabkirche (Martyrion des hl. Wenzel und seit 1039 Martyrion des hl. Adalbert) der beiden Landesheiligen. Das alles machte den Vorrang der Veitsrotunde vor allen anderen Kirchen Böhmens aus. Mit der Errichtung des Bistums Prag (973—976) und dem Wirken Adalberts trat ein wesentlicher Wandel in bezug auf die Bauherren ein; vor die Landesherrn trat die Kirche, vor der im 11./12. Jahrhundert der Herzog auf den Vyšehrad auswich; dadurch verwandelte sich der bedeutendste romanische Sakralbau Böhmens aus einer Herrschaftskapelle in einen Bischofsdom (1060—1091), die Veitsbasilika, die 300 Jahre später dem gotischen Veitsdom wich. Der romanische Veitsdom war eine flachgedeckte Pfeilerbasilika mit zwei Chören; ihr Grundriß stand unter dem Einfluß der ottonischen Baukunst, was in Böhmen neu war. Auf dem Vyšehrad entstanden kurz nacheinander 5 Sakralbauten, zwei Basiliken, zwei Rotunden. Am deutlichsten war die Kirche Bauherr

bei den Klöstern, die als Stätten internationaler Ordensbeziehungen in den böhmischen Monumentalbau die neue Dimension des Basilikalbaues einbrachten und zwar in alpenländisch-oberitalienischer Tradition (querschifflose Pfeilerbasilika mit gleichfluchtendem Dreiapsidenchor, später Staffelchor und Chorquadratum vor der Hauptapsis — Břevnov bei Prag). Im 12. Jahrhundert ging die Bauintiative von den Benediktinern auf die Reformorden über, unter denen im 12. die Prämonstratenser, im 13. Jahrhundert die Zisterzienser die führende Rolle im Lande spielten (Třebitsch, Leitomischl, Doxan). St. Peter in der Prager Herrengasse, die Pfarrkirche der deutschen Kaufleute, schon vor dem Sobieslaus (1178) um 1150 erbaut, hatte einen für Böhmen neuen Grundriss, nämlich den am Rhein seit der Karolingerzeit vereinzelt vorkommenden, aber erst in der Salierzeit häufigen Typ.

Von den Profanbauten sind zuerst die Burgen zu nennen — die Burgsiedlung Mikulčice war vermutlich die Residenz des Großmährischen Reiches. Man glaubt, daß der Prager Palas von den Bauleuten errichtet wurde, die gleichzeitig am Kloster Strahov bauten und mit den Mönchen vom Niederrhein kamen. Die Burg Vyšehrad auf dem jenseitigen Moldauufer wurde Přemyslidenresidenz unter Wratislaw I. (1061—1092) und nochmals unter Sobieslaw I. (1125—1140); beide errichteten eine erstaunliche Zahl von Kirchen und ein vom Prager Bistum unabhängiges Kollegiatkapitel. Seit dem 12. Jahrhundert ließen sich der neue Grundadel und besonders das Bürgertum Steinhäuser bauen. Einer der bedeutendsten Profanbauten in Böhmen war die Judithbrücke in Prag — opus imperiale (1158—1172) —, deren Vorläufer die Mainbrücke in Würzburg, die Elbebrücke in Dresden, die Steinernen Brücke in Regensburg waren. Die (Dorf-)Kleinkirchen waren zwar ursprünglich Gründungen von Landesfürst, Grund- und Patronatsherren und fungierten als Herrschaftskapellen, doch war ihr Typus reicher entwickelt als im übrigen Mitteleuropa, ja, der Kleinkirchenbau ist idealtypisch für die böhmische Kunstlandschaft. Abgesehen von Rotunden und Apsidensälen stammten die ältesten „Dorfkirchen“ Böhmens aus dem 11. Jahrhundert. Später hat die Ausstrahlung der großen Klosterkirchen das Umland auf ein stilistisch und baulich höheres Niveau gehoben (Prämonstratenser, Zisterzienser, Burgen). Für Böhmen sind Herrschaftskapellen und Emporkirchen charakteristischer als alle anderen Kleinkirchentypen. Die Ursprünge der böhmischen Westemporen lagen am Rhein. Böhmen ordnete sich mit seinem Westernturm Nordwesteuropa zu, soweit es auf den romanischen Kleinkirchenbau Mitteleuropas ankommt, hat aber darin ebenso eine Sonderstellung wie in den Raumtypen und im Altarhaus (3 Typen der Saalkirche: Apsissaal, Chorquadratkirche, vollständiger Typ). Rotunde und Emporkirche mit einverleibtem Westturm sind die typisch-böhmischen Varianten der Vor- und Hochromantik Böhmens; die Synthese widersprechender Bauvorstellungen ist der schöpferische Beitrag Böhmens zum nord-südlichen wie zum west-östlichen Ausgleich Europas. Prag erhielt im 13. Jahrhundert keinen einzigen monumentalen Sakralbau; der kirchliche Monumentalbau war die Sache der großen Orden in dieser Zeit (Ossegg, Tepl, Třebitsch in Südmähren).

Auch in der Malerei und Plastik des romanischen Böhmens hat man vielfach Zusammenhänge mit den Nachbarländern, vor allem mit Regensburg, Salzburg, Thüringen, Sachsen, aber auch mit Frankreich und Italien festgestellt. Den Aus-

tausch der stilistischen Impulse und der ikonographischen Gehalte besorgten in Buchmalerei, Wandmalerei und Plastik schöpferische (Wander-) Einzelkünstler, kirchliche Institutionen (Klöster), die internationalen Beziehungen der Herrscher und Auslandsreisen, wie die des Prager Bischofs Daniel, oder Bildungsreisen der Mönche und kaufmännische Handelsreisen. Eine große Rolle spielte dabei die illuminierte Handschrift, deren Wanderungen vom 11.—19. Jahrhundert sehr vielgestaltig waren (Vyšehrad Codex, Hildebert und Everwin und die Salzburger Schule). Am Anfang der Wandmalerei in Böhmen stehen die außerordentlichen Wandbilder der Katharinenkapelle in Znaim aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Die böhmische Wand- und Buchmalerei des 12. Jahrhunderts ist nach heutiger Erkenntnis vom typisch mitteleuropäischen Stil Salzburgs geprägt; im 13. Jahrhundert überwog dagegen der spätbyzantinische Einfluß (Wandmalerei in St. Georg auf der Prager Burg), dessen unruhige Bewegtheit auffällt. Malerei und Plastik der böhmischen Romanik bezeugten durch Eigenart und künstlerisches Niveau die Integration des Landes in die europäische Gesellschaft und Kultur, zu deren „Besitzstand“ sie gehören. Die Rustikalisierung vieler Typen und Formen beweist ihre Nähe zur religion populaire, zum Stilempfinden und zur Mentalität des „Volkes“, zu dem auch die nichtwissenden Geistlichen gehören. Die böhmische Schatzkunst, Erzeugnis des Kunstgewerbes, war allein im Besitz von König, Adel, Kirchenherren und nur in Residenzen, Domen, Klöstern anzutreffen, wo die gelehrte Theologie — religion savante — gepflegt wurde, die für die meisten mittelalterlichen Kunstwerke maßgebend war. Fillitz führt eine Bestandsaufnahme der Kunstschatze vor, analysiert die Gnesener Türen und den Prager Leuchterfuß, Aquamilia und Türringe sowie Goldschmiede-, Elfenbein- und Steinarbeiten. Ihm fällt der fast völlige Mangel an byzantinischen Kunstwerken in Böhmen, aber auch der große Anteil italienischer Arbeiten auf. Die vorliegende Analyse der romani-schen Kunst in den böhmischen Ländern ist nicht nur ein Dokument der kunsthistorischen Forschung im alten Prag, sondern durch ihren Reichtum an Erkenntnissen gerade für den Gesellschafts- und Kulturhistoriker und durch die Darstellung des Forschungsstandes (neben der Bestandsaufnahme) ein Standardwerk moderner Kunst- und Kulturgeschichte Europas.

München

Karl Bosl

Ulrich Reuling, Die Kur in Deutschland und Frankreich. Untersuchungen zur Entwicklung des rechtsförmlichen Wahlaktes bei der Königserhebung im 11. und 12. Jahrhundert.

Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1979, 221 S., Ln. DM 49,— (Veröff. d. Max Planck Insituts für Geschichte 64).

Die Marburger Dissertation von Reuling hat das Verdienst, ein von Walter Schlesinger in Angriff genommenes und in zahlreichen Studien konsequent weiterverfolgtes Thema, die „Wahl“ an sich und vor allem die Wahl des mittelalterlichen deutschen Herrschers, in vergleichender Zusammenschau mit Frankreich zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben. Die hier vorgelegte vergleichende

Analyse der „Wahlformen“ im hochmittelalterlichen Deutschland und Frankreich kommt zu dem nicht überraschenden, in seiner Klarheit aber beeindruckenden Ergebnis, daß die Krone Frankreichs im Laufe des 12. Jahrhunderts als erblich galt, schon König Philipp II. August darauf verzichtete, seinen ältesten Sohn zum Mitkönig weihen zu lassen, und daß nach dem Tode des Vaters für die Königsweihe keine Zustimmung der Großen, also überhaupt keine Wahlhandlung, mehr nötig war, daß aber im Gegensatz dazu im Deutschen Reich die „Kur“ seit ihrem ersten Auftreten 1024 im Rahmen der Königserhebung keinem Wandel mehr unterlag und eine rechtsförmliche Willenserklärung darstellte und damit die förmliche Wahl zunehmend selbständige Bedeutung sogar vor der Königsweihe gewann. Auch Barbarossa hat die Wahl durch die Fürsten als rechtsbegründend angesehen, und so nahm ihre zentrale Bedeutung für die Erlangung des Königtums noch weiter zu, so daß unter König Philipp die Regierungsjahre vom Tag der Wahl an datiert wurden. In Frankreich war seit dem 12. Jahrhundert die Königsherrschaft nicht nur lehenrechtlich, sondern auch sakralrechtlich immer fester begründet und der Zentralismus der Königsmacht stetig im Steigen. In Deutschland wurde mit der Durchsetzung des Wahlprinzips selbst in frühstauferischer Zeit der vorher starke sakrale, königsrechtliche Zentralismus durch Kur und Wahl immer mehr aufgeleicht; die Teilhabe der Fürsten am Reich und an den großen politischen Entscheidungen war also vorprogrammiert und drückte sich schon unter Heinrich V. dadurch aus, daß die principes — Fürsten — capita imperii genannt wurden. Im Spätmittelalter waren die Fürsten das Reich: Aristokratie mit monarchischer Spitze. Heinrich Mitteis, der große und wegebahnende Rechtshistoriker, hatte sich schon vor Walter Schlesinger mit der deutschen Königswahl befaßt, war aber mehr funktional als formalrechtlich vorgegangen. Ich stimme Reulings Auffassung sehr wohl darin zu, daß er eine klare Begriffsbestimmung erarbeitet, aber Begriffsbestimmung ist für einen Historiker, der keine normative Wissenschaft betreibt, nicht alles, sie ist vor allem keine dynamische Verfassungs- und Gesellschaftsgeschichte. Das kennzeichnet etwas diese Arbeit, deren Ergebnisse überzeugen, gerade weil sie die Quellen sprechen lassen und sie mit den Ergebnissen anderer konfrontieren. Sie hat auch erwiesen, daß die Kur in Deutschland sich nicht nach einem französischen Vorbild richtete, sondern eher umgekehrt die deutsche Kur für französische Ansätze einer Wahl modellhaft war.

Anfänge der Kur bei der deutschen Königserhebung zeigen sich erstmals 1024 bei der Wahl Konrads II., für die der Formalakt einer Stimmabgabe belegt ist. Seit spätkarolingischer Zeit war die „Huldigung“ der „Kern der förmlichen Erhebung“ gewesen. Bemerkenswert ist, daß die Wahl Rudolfs von Rheinfelden 1077, der im Übergang von der Erb- zur Wahlmonarchie in Deutschland dynamisch-politisch eine besondere Bedeutung zukommt, als Formalakt in den Quellen wenig belegt ist; daraus wird geschlossen, daß man sich der üblichen Erhebungsformen bedient hat. Dagegen erweist sich die Erhebung Kaiser Heinrichs III., gemessen an seinem Vater Konrad, als völlige Abkehr vom Prinzip der freien Wahl zugunsten einer zur Erbfolge tendierenden Designation. Eine Kur hat im Rahmen der vorstauferischen Königserhebungen nur bei Rudolf von Rheinfelden (1077), bei Hermann von Salm (1081) und Lothar III. (1127) stattgefunden. Bei den freien

Wahlen der frühen Stauferzeit gab es immer einen Kurakt und Barbarossa deklarierte 1158 dieses Wahlverfahren als Gewohnheitsrecht und Norm. Nach Vollzug der förmlichen Wahl galt fortan der Kandidat allgemein bereits als rex, auch wenn die Weihe nicht erfolgt war. Seit frühsalischer Zeit hat die Stimmabgabe die bis dahin als Wahlform konstitutive Huldigung oder die Akklamation aus ihrer zentralen Funktion im Akt der weltlichen Königserhebung verdrängt. Vorbild der Kur war wohl die kirchliche Wahl, Grund ihrer Übernahme eine geistliche Initiative. Die Chance dafür bot die freie Wahl beim Dynastiewechsel von 1024, der das Königtum von den Sachsen an die Franken brachte, und die notwendige Entscheidung über zwei rivalisierende Thronkandidaten, was förmliche Wahlverfahren erforderte. In Frankreich gibt es einen formalen Wahlakt erstmals bei der Erhebung Philipps I. (1059), doch ist das Episode geblieben. Seit Philipp II. August war die Krone Frankreichs erblich. Der dauernde Formalakt der Wahl in Deutschland hat den Kurfürsten als den Obersten Kronvasallen ein exceptionelles Wahlrecht als Königswähler gebracht, die Territorialität aber zum Strukturprinzip der Reichsverfassung gemacht.

München

Karl Bosl

Heinz Rausch (Hrsg.), Die geschichtlichen Grundlagen der modernen Volksvertretung. Die Entwicklung von den mittelalterlichen Korporationen zu den modernen Parlamenten. Bd. 1: Allgemeine Fragen und europäischer Überblick.

Wissenschaftl. Buchgesellschaft, Darmstadt 1980, X + 540 S., DM 96,— (Wege der Forschung 196).

Die Bedeutung dieser zwei Bände Aufsatzsammlung zum wichtigen Thema der „Grundlagen der modernen Volksvertretung“, deren erster Band hier angezeigt wird, ist kaum zu überschätzen, wenn man registriert, daß in Deutschland immer noch der Repräsentation, dem Parlamentarismus und der Demokratie keine historische Verankerung und keine Traditionen zugebilligt werden. Und doch läßt sich unschwer zeigen, daß Idee und Legitimation der Repräsentation schon vor dem wohl kanonistischen Grundsatz „Was alle angeht, muß von allen gebilligt werden“ in der schon frühmittelalterlichen Tatsache gründen, die ich mit dem Satz umschrieben habe, daß aller Herrschaft irgendeine Art der Mitsprache geschichts- und systemimmanent sei. Doch soweit ist nicht einmal die Repräsentationsforschung vorgedrungen, obwohl das bekannte Hofrecht des Bischofs Burkhard von Worms aus dem ersten Drittel des 11. Jahrhunderts allen Anlaß zu dieser Annahme gibt. Doch auch so ist es wichtig, daß dieser Band nach einer historischen Begriffsbestimmung, die aber noch lange nicht Gesellschafts- oder Verfassungsgeschichte bedeutet, die ideen- und theoriegeschichtlichen Voraussetzungen und Phasen der Entwicklung vor dem Ständestaat und in ihm die Probleme der plena potestas und des consent (Zustimmung), des Herrschaftsvertrages und der Korporationenbildung (im Gegensatz zu oder in Übereinstimmung mit dem Parlamentarismusbegriff) in repräsentativen Beiträgen vorführt. Es zeugt für die Qualität dieser Aufsatzsammlung, daß alle führenden Mitglieder der International Commission for Represen-

tative and Parliamentary Institutions — Helen Maud Cam, Emile Lousse, Antonio Marongiu und Heli Koenigsberger — neben Gaines Post, dem Historiker aus Madison/Wisconsin, dem großen Theologen Yves M. J. Congar, Robert Fawtier, Gerhard Ritter und Gerhard A. Ritter sowie Werner Näf mit Beiträgen vertreten sind. Am englischen und französischen sowie am polnisch-litauischen und böhmisch-mährischen Modellfall (Cam, Fawtier, G. A. Ritter, G. Rhode) werden die geschichtlichen Formen der Repräsentation analysiert. Zusammenfassende Analysen steuern Dietrich Gerhard und Heli Koenigsberger bei. Gerhard hat das Verdienst, als erster deutsch-amerikanischer Historiker nach 1945 auf die Bedeutung von Ständetum und Repräsentation in Deutschland hingewiesen zu haben. Nicht zu vergessen sind die Beiträge, die Otto Hintze und Otto Brumer, der Vater und Wegbereiter einer modernen deutschen Verfassungs- und Sozial- (ich sage Gesellschafts-)Geschichte, nach Karl Lamprecht, einem geistigen Vater der französischen Annales-Schule, zu der wissenschaftlichen Diskussion über die hier behandelten Fragen geleistet haben. Umso erfreulicher ist es, daß die Studie des leider zu früh verstorbenen Gerhard Oestreich über Herrschaftsvertrag und Verfassungsurkunde hier abgedruckt wurde; allein als Sachwalter des Erbes von Otto Hintze, nicht nur wegen seiner wissenschaftlichen Kompetenz, hat er das verdient. Der gesamte Band, der nicht nur den Fachgelehrten und Allgemeinhistorikern sowie den Geschichtslehrern, sondern gerade den Politikern und allen guten Demokraten angelegentlich nicht nur zur musischen Lektüre, sondern zur Neuorientierung empfohlen sei, ist ein nützliches und grundlegendes Problem- und Typologie-Lesebuch zu zusammenfassenden Büchern über Parlamentarismus wie A. Marongius „Il Parlamento in Italia“ (1964) oder K. Bosls „Geschichte der Repräsentation in Bayern“, beziehungsweise zu Problemdiskussionen wie der des Reisenburg-Kolloquiums der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, deren Vorträge im Sammelband „Der moderne Parlamentarismus und seine Grundlagen in der ständischen Repräsentation“ 1975 von Karl Bosl herausgegeben worden sind. Gerade letztere steuern eine Lösung des eingangs aufgeworfenen Problems an. Dem Band 196 der um die deutsche Geschichtswissenschaft hochverdienten Wege der Forschung muß man allen Erfolg wünschen, schon deswegen, weil er ein Dokument internationaler wissenschaftlicher Zusammenarbeit über ein aktuelles historisch-politisch-gesellschaftlich-sozialwissenschaftliches Thema ist.

München

Karl Bosl

Walther Kuhn, Vergleichende Untersuchungen zur mittelalterlichen Ostsiedlung.

Verlag Hermann Böhlau Nachf., Köln-Wien 1975, 450 S., DM 54,— (Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart 16. Hrsg. von Roderich Schmidt und Hugo Weckerka).

Mit dem anzuzeigenden Sammelband wichtiger Einzelstudien wollte der Herder-Forschungsrat unter der damaligen Führung von Gotthold Rhode Walther Kuhn zum 70. Geburtstag ehren. Das hat dieser Pionier der Siedlungsgeschichte Ost-

mitteleuropas auch deshalb mehr als verdient, weil er von der (Siedlungs-)Technik kommend neue Wege auslandsdeutscher Siedlungsforschung beschrift und sich nicht nur mit historischer Archivforschung begnügte, sondern sich durch Autopsie die Landschaften (Sprachinseln in Galizien und Wolhynien) zum realen Erlebnis machte. Sein Arbeitsfeld waren die deutschen und nichtdeutschen Siedlungen Ostmitteleuropas vom Hoch- und Spätmittelalter bis in das 18./19. Jahrhundert. Seine „Geschichte der deutschen Ostsiedlung in der Neuzeit (1955/7), seine „Siedlungsgeschichte Oberschlesiens (1954) und „Die deutschrechtlichen Städte in Schlesien und Polen in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts“ (1968) sind Standardwerke. Darum ist man sehr dankbar, seine wichtigen Vorstudien und Untersuchungen bequem in einem Bande benutzen zu können; denn diese gehen zwar meist von den Tatsachen einzelner Landschaften und Territorien aus, liefern aber wesentliche Beiträge zur mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung insgesamt und zu siedlungsgeschichtlichen Problemen Mittel- und Westeuropas im allgemeinen und zudem z. B. auch zur Metrologie.

Aus dem reichen Inhalt und den Ergebnissen des Buches sei vor allem verwiesen auf die metrologischen Beiträge zur Hufen- und Bauernhofgrößenforschung. Die fränkische und flämische Hufe sind Schöpfungen des 12. Jahrhunderts im Markengebiet östlich Elbe-Saale (Mitteldeutschland); sie sind Grundformen der bäuerlichen Ostsiedlung im heutigen „Ostdeutschland“. Die fränkische, an das Waldhufendorf gebundene, sowie die flämische, mit Anger- und Straßendorf gepaarte, Hufe haben sich zu planmäßigen Formen und allgemeinen Werkzeugen der Landesplanung deutscher und nichtdeutscher Territorialherren entwickelt und sind bis Oberungarn, Rotreußen und Ostpreußen, bis Polen, Ukraine, Weißreußen und Ostpreußen weitergewandert; sie wurden ein Instrument ländlicher Erschließung nach westlichen Formen auch in den Innerkarpaten, in Ostpolen und Litauen. Hofgrößen sind ein wichtiges Indiz für die wirtschaftliche und gesellschaftliche Struktur von ländlichen Räumen und Territorien, deren mittelalterlicher Bestand nur sehr wenig statistisch zu erfassen ist. Die deutschen Siedelbauern der nordostdeutschen Tiefebene gebrauchten das großbäuerliche Maß von zwei Hufen. Charakteristisch für die slawischen Bauern, die nach deutschen Normen angesiedelt oder verpflanzt wurden, ist die Einhufe (in Innerpolen Halbhufe). Nur in den Zinsdörfern des Ordenslandes nach kulmischem Recht gab es das Zweihufengut: Dafür gibt es mehrere Teilursachen, wesentlicher Grund ist aber der Unterschied zwischen Deutschen und Slawen. Die ersteren waren durch Generationen landhungrige Rodungs- und Neubaupioniere, bewandert in den modernen westlichen Landbaumethoden (Dreifelderwirtschaft, Getreidemonokultur, freies Siedlerrecht). Je weiter es nach Osten ging, umso größer wurden die Hufen (koloniale Verdoppelung). Diese fortschrittliche Erschließung der weiten menschenleeren Flächen im Osten erlebte in der deutschen Kolonisation des 18./19. Jahrhunderts in Südrußland eine Urständ. Der slawische Bauer, der vor allem Viehzüchter, Zeidelbeuter und Fischer war, erlebte mit dem Übergang zu deutschem Recht einen sozialen und wirtschaftstechnischen Umsturz. Den Anlaß dazu gaben der Grundherr und sein Profitstreben. Die slawische Rode-tätigkeit war nie so umfangreich wie die deutsche (1 Waldhufe). Auch in den Zeiten der Gutswirtschaft nahm der wirtschaftliche Abstand zwischen deutschen und sla-

wischen Bauern nicht ab. Die ostdeutschen Bauern wahrten trotz aller Schwierigkeiten das großbäuerliche Gepräge, die slawischen (polnischen) Bauern hielten am Prinzip der „Herdnahrung“ (Zwerghufe) fest. Doch stärker als der Unterschied zwischen slawischen und deutschen Bauern war die Verschiedenheit zwischen den Bauern der Stammlande und den ausziehenden Kolonisten. Den ostdeutschen Bauern stehen die neuzeitlichen Tschechen in Wolhynien, die Slowaken in Inner- und Südungarn, auch die Buren in Südafrika und die Puritaner in Neuengland zur Seite. Die Bauernhofgrößen im mittelalterlichen Nordosten sind ein Denkmal des „wagenden Kolonistentums“. Im Deutschordensland war der „Pflug“ eine Betriebseinheit und ein archaisches Element der Agrarverfassung (bis in das 17./18. Jahrhundert). Im Preußenland war der „Haken“ bis in das 17. Jahrhundert ein Landmaß, das in Hufengröße umgelegt wurde.

Die Ostsiedlung erfaßte hauptsächlich die von den altslawischen Dörfern vernachlässigten Waldgebiete, die weniger fruchtbar waren. Hier ließ sich das Hufensystem am klarsten durchführen. Hufendichte ist darum Indiz ursprünglicher Waldlandschaften. Dichtenausgleich in größtem Umfang war das Ergebnis der Ostsiedlung, dazu Vervielfachung der Menschenzahl und Vorbereitung eines kulturellen und politischen Aufschwungs: Die Ostsiedlung zu deutschem Recht hat wesentlich dazu beigetragen. Im 18. Jahrhundert bis 1815 haben die drei großen Oststaaten Preußen, Österreich, Rußland zusammen ungefähr 400 000 deutsche Kolonisten angesiedelt, mit den Auswanderern aus Deutschland nach Polen, Spanien, Amerika usw. waren es über eine halbe Million. Im 19. Jahrhundert wandelten sich die Maßstäbe, 1881 und 1882 wanderten 250 000 bzw. 232 000 Deutsche nach den Vereinigten Staaten aus. Im Hochmittelalter wohnten 10—12 Millionen Menschen im Deutschen Reich, 1816 aber 25 000 000. Wenn man sowohl im 18. wie im 12. Jahrhundert mit 2 Prozent jährlicher Abwanderung rechnen kann, dann zieht Kuhn den Schluß, daß nicht die drängende Überbevölkerung der Heimat, sondern der freie Raum die Menschen antrieb und anzog. Nicht alle Stämme des deutschen Volkes haben den gleichen Anteil am östlichen Siedelwerk. In der Neuzeit zogen die Schwaben und Pfälzer nach den Südostdonaulanden, im Mittelalter waren es die Grenzstämme der Holsten, Ostfalen, Thüringer, Mainfranken, Oberpfälzer; die Flamen und die Holländer. Sie regten die Bildung der ostdeutschen Neustämme an. Rodung und Siedlung stärkten die bäuerliche Wirtschaftstüchtigkeit und regten auch religiöse Kräfte an. Eine wichtige Studie Kuhns befaßt sich mit den *Stadtdörfern*, die im 13. Jahrhundert zusammen mit der Stadtsiedlung zu deutschem Recht in Nordböhmen, Schlesien, Polen, später auch in der Neumark und Pommern, im 14. Jahrhundert massenhaft im Ordensstaat, Groß- und Kleinpolen und Rotreußen auftreten. Diese Dörfer waren nur mit kleineren Landstädten, in der Regel nicht mit Fernhandelsstädten, verbunden. Die Kaufmannsstädte erwarben Landbesitz in der Form stadteigener Dörfer. Hauptgebiet ostdeutscher Stadtdörfer war der Bereich Magdeburger Rechts. Die Gründungen erfolgten bis an das Ende des 14. Jahrhunderts. Nur zum geringen Teil hat sich die Form des stadtverbundenen Dorfes bis in die moderne Zeit erhalten, häufig trennten sich Dorf und Stadt rechtlich. Seit dem 19. Jahrhundert drängte die Stadt in die alten Stadtdörfer und verwandelte die alten suburbia in moderne Vorstädte.

Zwei sehr interessante und umfassende Studien über die Grenzfunktionen der Ritterorden und der kirchlichen Siedlungen beschließen den ertragreichen, höchst interessanten Band. Die Tätigkeit der Ritterorden an der Ostgrenze des Abendlandes war im ganzen ein Fehlschlag. Von den Einsatzgebieten der Ritterorden, die weit vor der Front der gesamten Ostsiedlung lagen, ist nur das westlichste in Preußen von deutschen Bauern erschlossen worden (nach langen Kämpfen mit den Preußen); damals hatte die Hauptsiedlungslinie schon das nördliche Schlesien, das westliche Großpolen und das östliche Pommern erreicht. Die Hohlräume zwischen Polen, Ungarn und Reußen sind erst im 14., ja 15. bis 18. Jahrhundert von der stetig fortschreitenden bäuerlichen Ostsiedlung erfaßt worden. Trotzdem hatten Klöster und Ritterorden in der mittelalterlichen Siedlung östlich Elbe und Saale eine Schlüsselstellung, wenigstens in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der geistliche Grenzschutz zwischen den christlichen Staaten Ostmitteleuropas läuft parallel zum Einsatz des Ritterordens für den Grenzschutz des Abendlandes gegen das östliche Heidentum (1202 Gründung des Schwertbrüderordens in Livland, 1225 Berufung des Deutschordens nach Preußen, 1256 Berufung der Templer in das östliche Kleinpolen). Zunächst gaben die polnischen und ungarischen Herrscher den Rittern weite Gebiete und große Herrschaftsrechte und dann wandten sie sich von ihnen ab. Ein sorgfältiges geographisches Register beschließt den Band.

München

Karl Bosl

Harald Wittböft, Umrisse einer historischen Metropole zum Nutzen der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung. Maß und Gewicht in Stadt und Land Lüneburg, im Hanseraum und im Kurfürstentum/Königreich Hannover vom 13. bis zum 19. Jahrhundert. 2 Bde.

Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1979, 560 u. 302 S., insges. DM 190,— (Veröff. d. Max Planck Instituts 60/I u. II).

Dieses Werk will ein metrologisches Nachschlagewerk der älteren Maße und Gewichte im heutigen Lande Niedersachsen für die wirtschafts- und gesellschaftsgeschichtliche Forschung sein. Es will vor allem den Wandel im Maßsystem von Städten, Landschaften, Staaten im geschichtlichen Ablauf aufzeigen. Dieses methodische Handbuch läßt einer weiteren systematischen Erfassung und strukturellen Analyse alle Wege offen, bietet aber dafür ein Modell und eine sichere Grundlage an. Ausgangspunkt des Werkes zur niedersächsischen Landesgeschichte waren Studien über die Produktionskapazität der Lüneburger Saline, d. h. der methodische Zweifel an den Quellenangaben, der dem über die Vermögensangaben der städtischen Steuerbücher parallel läuft. Die Rezension dieser bedeutenden und ertragreichen Metrologie des norddeutsch-hansischen Raumes kann sich auf eine kritische Analyse der Sachdarstellung nicht einlassen, sie will dafür auf die allgemein-wissenschaftlichen und territorialen Ergebnisse hinweisen und damit auf dieses wichtige Hilfsmittel nicht nur numismatischer, sondern metrologischer Forschung aufmerksam machen, das sich auch in seiner Beschränkung auf Maß und Gewicht ohne Relation zu Löhnen und Preisen (Elsaß!) als Grundlagenforschung erweist.

Im 2. Band, der als Anhang deklariert ist, werden einschlägige Quellen aus Zoll-, Träger-, Kaufhaus, Waage und Importrollen, aus Urkunden, Akten, Amtsbüchern, Briefen und Nachlässen, aus kaufmännischen Rechenbüchern und Handbüchern der Maß- und Gewichtskunde des 17. und 18. Jahrhunderts, insgesamt also seit dem 13. Jahrhundert sauber ediert; sie belegen die im ersten Band dargelegten Maß- und Gewichtssysteme des lüneburgisch-hansisch-hannoverisch-niedersächsischen Raumes. Daß der Schwerpunkt der Analyse in Lüneburg liegt, hat seine Berechtigung in der politischen und wirtschaftlichen Rolle, die diese Stadt im Herzogtum und in der Hanse gespielt hat. Es werden aber auch die Maßaltertümer und die schriftliche Überlieferung des Raumes der Hanserouten einbezogen und Köln, Hamburg, Lübeck, Riga, Reval sowie auch Preußen und das Ordensland am Rande sichtbar. Zu Recht hebt der Verfasser den besonderen Quellenwert der Rechen- und Kontorbücher hervor, zu denen im weitesten Sinne auch Handelsbücher und jüngere Handbücher der Münz-, Maß- und Gewichtskunde zählen. Ich verweise hier auf die Editionen meines alten Freundes, des Münchener Mathematikhistorikers Kurt Vogel. An Handlungs- und Kontorbüchern werden beispielhaft das Danziger des Jacob Stöve, das Regensburger Runtingerbuch (Bastian), das Medersche Handelsbuch (Kellenbenz) und das des „Hamburgischen Contoristen“ von J. E. Kruse benannt. Als Verfasser eines Rechenbüchleins erscheint der Nürnberger Bürger Michael Schiller, der wie sein Vater in Lüneburg Lehrer der Schreib-, Rechen- und Buchhalterkunst, kaiserlicher Notar und Forscher in Geometrie und Mathematik war, 1639 in London lebte und nach Lüneburg zurückkehrte. Schillers Rechenbuch vergleicht ausführlich Gewichte und Getreidemaße einer Vielzahl von Handelsstädten in ganz Europa und dokumentiert alle zu seiner Zeit in der Stadt gebräuchlichen Maße und Gewichte. Was den Forschungsstand der Metrologie betrifft, so folgte bedeutenden Veröffentlichungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine lange Durststrecke. Das hatte zur Folge, daß Metrologie, Maß- und Gewichtskunde zum Nachteil der Handels- und Wirtschafts- sowie der Gesellschaftsgeschichte weitgehend durch Numismatik verdrängt oder eingeengt wurde. Es fehlt deshalb eine Gesamtdarstellung der historischen Metrologie. Jedoch ist auf die bedeutende Initiativleistung Karl Lamprechts hinzuweisen, der aus den Quellen des Mosellandes eine Zusammenschau von Metrologie und Geschichte erarbeitete (1886). Es folgten Hilliger, Sökeland, Bruno Kisch, Stieda, Held, Koppmann, K. E. H. Krause, Dietrich Schäfer, Otto Brandt, Bastian; aus einem weiteren Feld sind J. C. Hoquet (1974) und August Oxe (1942) hinzuzuzählen.

Allgemein bedeutungsvoll sind einzelne Prämissen, Methoden, Theorien und Ergebnisse dieses Handbuchs, die beachtenswert erscheinen. Dazu gehört die These, daß das frühe Maßwesen auf überschaubare und rational erfassbare Grundmuster, nicht auf Unordnung, Zufall und Wildwuchs zurückgeht. Die Begrifflichkeit und Systematik des frühen Maßwesens läßt sich modern-abstrakten Maßvorstellungen nicht erschließen. Die allgemeinen und besonderen Aspekte der Geschichtswissenschaft bieten der zeitlich-strukturellen Differenzierung der Metrologie jeweils hilfreiche Deutungsmuster an. Die Eigenständigkeit und rationale Erfassbarkeit des Maßwesens im Untersuchungsraum ist nicht einer theoretisch-abstrakten Analyse offen, sondern ausschließlich einer zeitgenössischen Quellenanalyse (Überreste,

Spuren); frühe und späte Zustände sind zu unterscheiden. Nur so war die Rekonstruktion des Lüneburger Maß- und Gewichtswesens möglich, die zugleich überregional vergleichbar ist. Trotzdem erwiesen sich im Laufe der Sammlung und Rekonstruktion ein komplexes methodisches Handwerkszeug und eine Strukturtheorie des nordeuropäischen Maß- und Gewichtssystems im Mittelalter als nötig. In Lüneburg gab es ein systematisches, kontrolliertes, lokales Maßwesen. „Maß und Gewicht sind elementare Voraussetzungen jeder materiellen Ordnung, sie lagen seit eh und jeh auch dem Wirtschaften und Handeln zugrunde und besaßen stets eine eminent soziale und politische Bedeutung.“ Als Arbeitshypothesen werden u. a. formuliert die fundamentale Bedeutung des Längenmaßes bei der Konstruktion mehrdimensionaler Maße oder der beherrschende Einfluß dominierender Maßobjekte oder Maßgebräuche auf die Entwicklung lokaler und regionaler Maßsysteme; da Maße und Gewichte Ware oder eine bestimmte Technik begleiten, verbreiten dominante Produkte oder Bräuche bestimmte Maße entlang einer Handelsroute. Bestimmte Waren wurden vorzüglich in bestimmten Maß- und Gewichtsbereichen gehandelt — nach Pfund, Stein, Zentner, Schiffpfund oder Zoll, Fuß, Elle, Rute. Ein lokales Maßwesen erfaßt nur Teile der überregionalen Systeme, kann aber deren Zusammenhänge und kaufmännische Handhabung erhellen. In diesem Bereich profitierte der Verfasser vom Hinweis Schmollers auf die Rolle des Kaufmanns bei der Ausbreitung der römischen und griechischen Maße und Gewichte.

Als Ergebnisse seiner Arbeit benennt Witthöft den Nachweis der grundlegenden Bedeutung des Rostocker Hopfenscheffels von 1330 und der Variationsbreite der Tonnenvolumen, so dann die Rekonstruktion zweier Gewichtssysteme vom Pfund über Steingewichte, Schiffpfunde und Lasten bis zu Hunderten von Tonnen verschiedener Größe, schließlich den Unterschied verschiedener Pfänder- und Waagtypen und die Zuordnung verschiedener Gewichtsbereiche und Warenarten. Ergebnisse erbrachte der Vergleich mit den Gewichtsverhältnissen im Novgorodhandel, mit den friesischen Buttertonnen, den Kölner Zentnergewichten, den schwedischen Schiff- und Liespfunden, dem Pfund Schwer im Vergleich zwischen Flandern und Preußen, der Geschichte des Schüttgewichts und der Pfändermarge in Polozk, Preußen und Hamburg sowie dem antiken Maßwesen. Die Lüneburg-Bremer Mark aus dem 14. Jahrhundert ist ein vereinbartes Handelsgewicht. Als Grundzüge eines frühen Maßverständnisses als Teil einer überregionalen Strukturtheorie ergaben sich a) konkrete Bindung an das zu messende oder zu wiegende Objekt und an die Situation, b) reale Einheiten im Zusammenhang mit Vorstellungen von Relationen c) der Begriff der Zahl in Sprache und Schrift. In Maßbegriff und Maßeinheit äußern sich die konkreten wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen Existenzbedingungen im Rahmen des Kulturniveaus und des Standes der Naturerkenntnis. Natürlich war der Handel ein wichtiges Vehikel der Maßverbreitung. Wenn die These stimmt, daß auch eine weniger entwickelte Kultur sich in präziser Weise über Maße verständigt, ist das Maßwesen des mittelalterlichen Nordeuropa durch eine Verschmelzung von germanisch-keltisch-slawischen und antiken Überlieferungen entstanden. In der gewaltigen Ausweitung des Handels im 13. Jahrhundert differenzierten sich die Maße und verlor das ältere Maßverständnis seine scholastisch-

naturwissenschaftliche Denkbasis; dem Kaufmann gingen die naturgebundenen Grundlagen des älteren Maßwesens, seine Objektbezogenheit verloren; Anzahl, Volumen, Gewicht der Waren wirkten verwirrend. Die Hansetage des 14. Jahrhunderts versuchten die verlorene Übersicht und allgemeine Gültigkeit zentraler Normen für den Warenhandel zu wahren. Ein sehr reiches Sach-, Orts- und Personenregister, das zu einem Lexikon wirtschaftshistorischer Begriffe beiträgt, und ein anschauliches Tafelverzeichnis beschließen den zweiten Quellen-Halbband. Man muß den Verfasser zu seiner großen Leistung beglückwünschen und ihm dafür danken, möchte ihm aber auch Zeit und Kraft wünschen, die von ihm genannten Ergänzungen noch zu liefern. Bastian ist ein großer Torso geblieben; die historische Maßkunde von Witthöft ist es nicht, aber sie regt so unendlich viele neue Probleme an, daß man deren Bearbeitung nicht nur wünschen, sondern fordern muß. Die Bedeutung des Bandes liegt gerade in seinem Problemreichtum für eine große Region, obwohl die niedersächsische Landesgeschichte zuerst darauf stolz sein kann.

München

Karl Bosl

Wilhelm Rausch (Hrsg.), Die Stadt an der Schwelle zur Neuzeit.

Linz/Donau 1980, XVI + 390 S. (Beiträge zur Gesch. d. Städte Mitteleuropas 4. Hrsg. im Auftrag d. Österr. Arbeitskreises f. Stadtgeschichtsforschung u. d. Ludwig-Boltzmann-Instituts f. Stadtgeschichtsforschung in Linz).

Der dem hochverdienten österreichischen Stadtgeschichtsforscher Alfred Hoffmann, ehemals Inhaber der Lehrkanzel von Alfons Dopsch, gewidmete reiche Band schließt sich thematisch drei Vorläufern der bis jetzt auf 5 Bände gebrachten Reihe an, die sich mit der zentraleuropäisch-ostmitteleuropäischen Stadt des 12./13. Jahrhunderts, mit Entwicklung und Funktion von Stadt und Stadtherrn im 14. Jahrhundert und mit der spätmittelalterlichen Stadt des 15. Jahrhunderts befaßt haben und im eben erschienenen 5. Band die mitteleuropäische Stadt des 17. und 18. Jahrhunderts behandelten. Das ganze Unternehmen wie der hier anzuzeigende Band sind europäisch im besten Sinne, denn die räumliche Begrenzung dieser soziogeographisch-demographischen wie topographischen historischen Strukturanalysen sind ein wesentlicher Beitrag zu einer gesamteuropäischen Formenlehre, Gesellschafts- und Kulturgeschichte der europäischen Stadt im Sinne Max Webers, die den Westen wie den slawischen Osten einschließt. In diesem Zusammenhang ist der große Aufsatz von Heinz Stoob „Über frühneuzeitliche Städtetypen“ in der Festgabe für Kurt von Baumer (Hrsg. von R. Vierhaus und M. Botzenhardt, Münster 1966) „Dauer und Wandel der Geschichte — Aspekte europäischer Vergangenheit“ als Zusammenfassung noch zu stellen. Herausgeber wie Verfassern war bewußt, daß die „Schwelle zur Neuzeit“ zwar eine bequeme, rein formale Periodisierung unter gesellschafts- und kulturgeschichtlichem Aspekt, aber keine Grenzmarke und Zäsur ist, und daß der Verlust der kirchlichen Einheit nicht das Ende der christlichen Einheit und schon gar nicht der römischen Kirche bedeutet, daß die geographisch-händlerische Umorientierung vom Mittelmeer und der Ostsee nach dem

Westen und dem Atlantik zwar vielfach eine Stagnation, aber kein Absterben, zwar einen Stillstand in Stadt und Bürgertum, aber keinen Wandel der gesellschaftlichen, mentalen, religiösen Grundstrukturen herbeigeführt hat. Und gerade das zeigen auch die allgemeinen wie die individuellen und territorialen Stadtanalysen dieses Bandes. Das beklagte Fehlen des Kulturaspektes (Maschke) fällt dann vor allem nicht ins Gewicht, wenn man mit den Engländern und meinem Modell Gesellschaft und Kultur identisch setzt, sofern man unter „Kultur“ nicht Realien des täglichen Lebens (Kühnel) versteht.

Der polyglotte Wirtschaftshistoriker Hermann Kellenbenz zieht in seinem einleitenden Referat für die mitteleuropäische Stadt des 16. Jahrhunderts die gesellschaftsgeschichtliche Summe, daß die unternehmerischen Kaufleute die große in das Patriziat oder eine zweite Oberschicht aufsteigende, differenzierende Gruppe waren, die durch Reichtum, dann durch Konubium und schließlich durch Konfession sich abschloß, wobei sie auch die Juristen einbezog. Neben den Kaufleuten waren die Handwerker eine treibende Kraft, die durch die Ausweitung des Marktes, durch den Bevölkerungsanstieg, die überseeische Expansion, die Modernisierung der Wirtschaft, durch technische und unternehmerische Innovationen, die Modeströmungen der Renaissance begünstigt wurden. Die Arbeiter und Unselbständigen nahmen in den Städten zu und differenzierten sich, die Mentalität der Menschen wandelte sich, Glaube und Aberglaube nahmen besonders in den Randgruppen der bürgerlichen Gesellschaft zu. Die Diskriminierung des Andersdenkenden und Glaubensflüchtlings in der Gesellschaft wuchs auch deshalb, weil Staat und Konfession sich verbanden und das Territorialprinzip seine Vollendung erreichte. Die Toleranz, die Städte und Staaten vertraten, diente staatswirtschaftlichen Zwecken. Wolfgang von Stromer stellt in der Neuzeit ein Schwanken, d. h. Verdichtung und Lockerung der gesellschaftlich-wirtschaftlich-kulturellen Verflechtungen der oberdeutschen Wirtschaftszentren und ihrer führenden Familien unter dem Druck der gesellschaftlichen und konfessionellen Wandlungsprozesse fest und Gerd Wunder konstatiert gegen Kaser eine echte soziale Spannung in den süddeutschen Reichsstädten, Not und Mißstände beim kleinen Mann, die beim Fehlen einer überregionalen Führung und einer gemeinsamen Ideologie sich nur lokal auswirkten, bei den Vorstadtbewohnern, den kleinen Gewerbetreibenden: Salzsiedern, Webern, Gassenknechten, Zimmerleuten, Weingärtnern — dem Armen Mann. Es herrschte ein tiefes Mißbehagen an den Zuständen. Die Revolution blieb aus und die Gesellschaft wandelte sich nicht, darum konnten der Fürstenstaat und seine Beamten alles beherrschen; über den Beamtenstand stiegen die Kinder der „Armen“ wieder hoch, die in den Stadtschulen eine genügende Ausbildung erfuhren. Es entwickelte sich eine neue „Ehrbarkeit“ aus Pfarrern und Schreibern, in den Reichsstädten aus Juristen und Kaufleuten, die dem Volke näher standen, schon weil sie aus der Enge der Handwerkerstuben kamen. Im Gefolge des überzeugenden Buches von Bernd Moeller betont Peter Eitel die tiefen Wirkungen der Reformation nicht nur auf die Stadtrepubliken Oberschwabens und des Bodenseeraumes. Es wandelte sich endgültig die soziale Stellung des Klerus, gleich ob katholisch oder protestantisch, und es fand eine Gleichstellung mit den Normalbürgern statt, die Steuern zahlten und den Bürgereid leisteten (Ebel). Die Reformation hat die Wirtschaft der evangelischen

Städte negativ beeinflusst, das gilt zum Teil auch in der Kunst und im kirchlich-religiösen Brauchtum; befruchtend hat sie auf das Bildungswesen und die Wissenschaft gewirkt. Sie stärkte die obrigkeitliche Autorität des Rates, förderte das Bewußtsein der Fürsorgepflicht im sozialen und schulischen Bereich und setzte zusammen mit der Gegenreformation eine strenge „Sittenzucht“ durch. Die konfessionellen Kräfteverhältnisse hielten sich über die Krise des Dreißigjährigen Krieges hinweg bis in die napoleonische Ära. Die konfessionellen Schranken fielen erst im 19. Jahrhundert. Katholische Bauern zogen in Oberschwaben in die evangelischen Städte. Die Reformation hat die selbständigen Stadtrepubliken im heutigen Bayern, Württemberg, Baden kirchlich, kulturell und geistig bis heute geprägt.

Diese allgemeinen oder in größeren Stadtgruppen oder Stadtlandschaften gewonnenen Züge werden in diesem Buch positiv oder negativ verifiziert, korrigiert, abgeschwächt an individuellen Stadtmodellen wie Wien, Breslau, Leipzig, Tyrnau und an landschaftlich-territorialen Städte- und Marktgruppen erprobt oder kritisch studiert: Solche Typologien wurden für die Steiermark, Ungarn, Kroatien (Dobronić), Brandenburg, Sachsen, Thüringen, Polen, die böhmischen Länder, die Bergstädte der Mittel- und Ostslowakei und die urbanen Zentren der Südwestslowakei erstellt. Es ist mit hohem Dank festzustellen, daß dabei die ganze einschlägige Literatur und vielfach auch die Quellen in den Anmerkungen vorgeführt und ergänzt wurden, daß die dargelegten Individual- und Gruppendetails eine sehr fruchtbare Diskussion anregten, die im Buch auch abgedruckt ist und in sachkundig-kritischer Form geführt wurde: Es beteiligten sich daran die bekannten Allmeister der Städte- und Landesgeschichtsforschung Otto Brunner, Walter Schlesinger und Ludwig Petry. Die Fülle des Materials erdrückt nicht, sondern orientiert und überzeugt durch die geordnete Klarheit der Referate, Diskussionen und Zusammenfassungen. Dabei kam auch die Frage nach den Quellen (Räterlässe, Steuerbücher etc.) nicht zu kurz. Max Kratochwill stellt für Wien ein „kulturelles Absinken von der Höhe europäischer Faszination auf fast provinzielles Niveau“ fest (man kann das auch für München, zum Teil auch für Regensburg sagen). Aus dem primitiv geschützten spätmittelalterlichen Wien wurde eine Festungsstadt, Dauerresidenz und Kaiserstadt, die Verwaltungs- und Beamtenzentralfunktion gewann. Dies alles war von mörderischen Glaubenskämpfen, dem Sieg der Rekatholisierung und des Absolutismus, einer Unterwanderung mit Fremden, der Umwandlung des politisch interessierten Bürgers zum Kämpfer für die Glaubensfreiheit oder (und) zum gehorsamen Untertan begleitet. In der Steiermark (Othmar Pickl) haben die religiösen Streitigkeiten und die Ausweisung der evangelischen Bürger die wirtschaftliche Entwicklung der Städte und Märkte nicht beeinflusst, was vor allem für die Bürger der Eisenerzeugungsorte gilt; dagegen nicht für die vom Fernhandel lebenden Städte wie Judenburg und Pettau. In Ungarn drang der Adel in die Freistädte ein und vermischte sich mit der städtischen Führungsschicht; die deutschen Bürger konnten im 16. Jahrhundert ihren geschlossenen Lebensstil voll erhalten; die Marktflecken unter türkischer Herrschaft genossen Selbstverwaltung und führten ein eigenes Leben. Am Abschluß der Entwicklung in Brandenburg (Richard Dietrich), deren Residenzstädte Berlin und Coelln eine starke Anziehungskraft auf Zuwanderer ausübten, steht der allgemeinen Entwicklung wohl entsprechend die Einfügung der

Städte in die landesherrliche Verwaltung und Gerichtsbarkeit; die sogenannten „Akzisestädte“ (1641) wurden die Mittelpunkte der landesherrlichen Steuerverwaltung. Im wettinischen Sachsen (Richard Dietrich) gab es im 16. Jahrhundert adelige, amtssässige, schriftsässige Städte; die beiden letzteren waren landständisch. Die meisten mittleren und kleineren Städte waren amtssässig und einem kurfürstlichen Amt unterworfen, schriftsässig waren die größeren, die volle Selbstverwaltung und Obergerichtsbarkeit gewonnen hatten und in unmittelbarer Beziehung zur landesherrlichen Regierung standen. Im Gegensatz zu ihrer wirtschaftlichen Bedeutung spielten die Städte im Kreis der Landstände nur eine geringe Rolle; der höhere und niedere Adel gab wie in Bayern den Ton an. Die Blüte des Bergbaus aber machte die wettinischen Herrscher von der ständischen Steuerbewilligung fast unabhängig. Die in das System der landesherrlichen Verwaltung und Gerichtshoheit fest eingegliederten Städte entfalteten ihre Wirtschaftskraft und erbrachten kulturelle Leistungen. Leipzig war führend nicht nur durch seine Messen, sondern auch durch Buchdruck und Buchhandel (1409 Universitätsgründung). Eine interessante Studie von Karl Czok behandelt die „Vorstädte in Sachsen und Thüringen im Zeitalter der früh-bürgerlichen Revolution“, einen Typus, den man bislang fast vergaß, obwohl sie die Heimstätten für die frühe großgewerbliche Produktion mit Verlagswesen und Manufaktur waren und man hier auf die unselbständigen Produzenten, Handwerker und Arbeiter, auch Hörige und Leibeigene stößt (Frühproletariat).

Vor der soziotopographischen Entwicklung der polnischen Städte (Maria Bogucka) interessieren uns hier die Städte in den böhmischen Ländern (Josef Janáček). Das Ende der Hussitischen Revolution sah die böhmischen Städte, vor allem die königlichen, gestärkt. Seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert wurde ihre Wirtschaftskraft vor allem durch die Gründungen untertäniger Städte und Kleinstädte bedroht. Königliche wie obrigkeitliche Städte arbeiteten für einen beschränkten Absatz auf dem Lokalmarkt. Der Adel war der Gegner der (33) königlichen Städte und ihrer ständischen Stellung, dasselbe galt seit 1526 für Ferdinand I. Der Aufstand der böhmischen Stände von 1547 gab dem Herrscher Gelegenheit zum Angriff auf die städtischen Privilegien der urbanen Königsorte. Die städtische Selbstverwaltung wurde unter die Kontrolle der Königsbeamten gestellt, die Zünfte aufgelöst. Durch Konfiskation von Dörfern und Landgütern wurden die Königsstädte finanziell geschwächt, Prag zahlte 80 000 Gulden Geldbuße. Der eigentliche Sieger wurde der Adel, die Städte verloren ihre gesellschaftliche, wirtschaftliche, kulturelle Vorrangstellung, das Bürgertum seine kulturelle Initiative. In Prag und anderswo bildete sich ein „politisches Patriziat“ aus reichen Kaufleuten, Hof- und Landesbeamten, Güterverwaltern, Advokaten, Rentnern — den Mitgliedern der städtischen Intelligenz —, die sich alle dem Adel annäherten. Die evangelischen Mitglieder des politischen Patriziats bildeten die Mehrzahl der am Altstädter Ring nach der Schlacht am Weißen Berg Hingerichteten. Interessante Modelle bieten die Bergstädte der Mittel- und Ostslowakei (Josef Vozár), und zwar dadurch, daß man hier das Zusammenwirken des bergärarischen Unternehmers mit den bevorrechteten Bergstädten an zwei Obrigkeiten studieren kann. Die Einwohnerschaft setzte sich aus den Bergbauunternehmen (Gewerken), den Bergarbeitern (Knappen)

und den Handwerkern/Händlern zusammen. Die Ärarbeamten waren ein Fremdkörper. Beachtenswert sind die Bünde der Bergstädte als übergeordnetes kommunales Organ. In der Südwestslowakei blühten im 16. Jahrhundert die Städte dank des Fernhandels vor allem mit Getreide und Wein; Moder, Pösing und St. Georgen wurden „freie königliche Städte“, womit ein Typus angesprochen ist, der auch in Ungarn, Kroatien, Slowenien in den Referaten festgestellt wurde.

Das reichhaltige, problemgesättigte, diskussionsoffene und darum höchst anregende Buch, das sowohl eine epochale Städtestruktur historisch-chronologisch-soziotopographisch aufzuarbeiten versucht und zugleich Stadttypen als Elemente einer historischen Formenlehre der ostmittel- und zentraleuropäischen Stadt erarbeiten will, hat ein gutes Stück wertvoller Arbeit für eine zeitgebundene Gesamtstruktur (16. Jahrhundert) der (ost-)mitteleuropäischen Stadt geleistet, auch wenn die „Epoche“ nicht allen kritischen Einwänden standhält. Dafür gebührt dem Herausgeber und den Autoren großer Dank; denn das ist der beste Weg zu einer europäischen Geschichte.

München

Karl Bosl

Robert H. Lutz, Wer war der gemeine Mann? Der dritte Stand in der Krise des Spätmittelalters. Mit einem Vorwort von Ferdinand Seibt.

R. Oldenbourg Verlag, München-Wien 1978, 150 S., DM 30,—.

Diese Dissertation aus der Schule von Ferdinand Seibt stellt einen wertvollen Beitrag zu einer „Geschichte des deutschen Volkes“ dar, wobei unter Volk nicht Staats- und Kulturnation, sondern die Unterschichten und die Mittelschichten verstanden werden, deren wachsende Teilhabe an der Mitbestimmung des eigenen Schicksals sie vom Hochmittelalter bis zum 19./20. Jahrhundert zum Staatsuntertan, Staatsbürger und zum größten Teil des modernen Staatsvolkes und der Gesellschaft haben wachsen lassen. Ich selber habe schon öfter die Geschichte dieses Volkes an der Abfolge der historischen und quellenmäßigen Begriffe „Armer Mann“ (pauper), „Gemeiner Mann“ und „Kleiner Mann“ zu skizzieren versucht. Ich begrüße darum diese Begriffs- und Strukturgeschichte des „Gemeinen Mannes“ in Dorf und Stadt sehr und sehe sie auch als Fortsetzung der wichtigen Arbeiten von P. Blickle an, wenngleich ich der Meinung bin, daß eine vergleichende Analyse noch nicht genug Belege beibringt für eine Identifikation von Gemeinem Mann und Drittem Stand. In Bayern z. B. waren die Bauern niemals Landstand. Eine Erweiterung erfuhr der Gemeine Mann in der Hausväterdemokratie Württembergs und Badens im 17. und 18. Jahrhundert, die an der Basis eine allgemeine Repräsentation aufbereitete und vorbereitete. Aus einer Analyse von Enzyklopädien, Hand- und Wörterbüchern und historischer Literatur über das 16. und 17. Jahrhundert, aus Chroniken, Briefen, Tagebuchnotizen und amtlichen Akten zieht Lutz den Schluß, daß die Bedeutung von „Gemeiner Mann“ komplex ist: in Prozeßakten den Schieds- oder Friedensrichter, im feudalen Adels- und städtischen Obrigkeitendenken alle nichtadeligen und herrschaftslosen Untertanen, im Rahmen des Bürger- und Gemeindebegriffs den städtischen Zunftbürger wie den dörflichen Groß- und

Kleinbauern, dazu im zünftisch-städtischen sowie im bäuerlichen Denken Oberdeutschlands den ratsfähig-haushändigen Zunftbürger in der Stadt und den haushändigen Allmendbesitzer im Dorfe meinte. Die Gemeinen Leute bildeten die „Gemeindeleute“ und zusammen die Stadt- und Dorfgemeinde, die in der Gemeindeversammlung zusammentrat, die zu den vorparlamentarischen Traditionselementen zählt. Ihre Mitglieder sind Vollbürger und ratsfähige Stadtbewohner. Im Gegensatz zu Blickle schließt Lutz die unterprivilegierten Schichten in Dorf und Stadt (Katner, Tagelöhner, Gesellen, Dienstleute, unehrliche Berufe) vom „Gemeinen Mann“ aus. Daß der große Bauernkrieg von 1525 von einer bäuerlich-bürgerlichen Bewegung getragen war, weiß man heute; es war eine Revolution in der ständischen Gesellschaft, deren Ziele Ausbau der Dorfgemeinde und „funktionale“ ständische Gleichberechtigung waren. Der „Gemeine Mann“ ist also ein Gemeindemann, wie man dem Verfasser gerne zustimmt; ob er ein potentieller dritter Stand war, bedarf noch weiterer Untersuchungen. Die siegreichen Territorialfürsten haben im Augsburger Religionsfrieden ihren Griff nach dem Gewissen und der konfessionell-geistigen Souveränität ihrer Untertanen endgültig gefestigt. Ein reichhaltiges Quellen- und Literaturverzeichnis beschließt die für eine „Geschichte des deutschen Volkes“ wichtige vorbereitende Arbeit. Für weitere Forschungen verweise ich auf Aventin, den gewaltigsten Kämpfer für den „Armen Mann“ und gegen die Unterdrückung des „Gemeinen Mannes“.

München

Karl Bosl

Dorothy Koenigsberger, Renaissance Man and Creative Thinking. A History of Concepts of Harmony 1400—1700.

The Harvester Press, 1979, 282 S., £ 14,50.

Die Frau des derzeitigen Präsidenten der International Commission of Representative and Parliamentary Institutions H. Koenigsberger, selbst eine angesehene Historikerin, hat mit ihrem Band „Renaissancemensch und schöpferisches Denken. Eine Geschichte der Harmonie-Vorstellungen von 1400—1700“ ein Teilgegenstück zu R. Mandrou im gleichen Verlag und in der gleichen Reihe erschienenem Buch über eine historische Wissenssoziologie der Intellektuellen von 1470—1700 vorgelegt, wenn auch nicht in einem gleichermaßen avantgardistischen Geist, d. h. in klarer Frontstellung gegen die „Geistesgeschichte“ alten Stils. Sie erprobt und verifiziert Ideen- und individuelle Intellektualgeschichte an den Harmonievorstellungen dreier für Europas Intellectual History entscheidender Jahrhunderte vor der Moderne. Auch Dorothy Koenigsberger mißt sich wie Mandrou an Paul Hazards Buch über den europäischen Geist bzw. seinen Umbruch und Neuanfang in diesen Jahrhunderten. Die Bedeutung des Buches liegt in der Zusammenfassung einer Vielzahl von Disziplinen und ihrer Ergebnisse zu einer Wirkungsgeschichte des Renaissance-denkens von seinen Wurzeln in der Natur bis zu wissenschaftlicher Forschung. Das Buch, das 1969 den Preis der Society for Italian Historical Studies gewann, hat seinen Platz in der Ideen- wie Wissenschaftsgeschichte (Kosmologie, Philosophie und Musik) und kann das Fortleben des Harmoniegedankens vor allem in Musik

und Naturphilosophie zeigen. Daraufhin untersucht sie das Werk der führenden Renaissancedenker Alberti, Leonordo da Vinci, Nikolaus von Cues, Francis Bacon, aber auch Newtons und interpretiert es aus dem Kontext zeitgenössischer Ideen. Diese ausgezeichnete Strukturanalyse einer Ideengeschichte der Renaissance kann den Einfluß des Humanisten, Architekten und Philosophen Alberti auf Nikolaus von Cues und Leonardo da Vinci zeigen, den Zusammenhang zwischen mathematischer Realität und menschlicher Perfektibilität sichtbar machen, aber auch die Entdeckung des Blutkreislaufs durch Harvey und die Grundlagen des Newtonschen Denkens in Architektur, Musik, Anatomie und anderen Disziplinen darlegen. Die von der Sphärenharmonie des Pythagoras ausgehende Vorstellung von der harmonischen Kosmologie des Alls verband sich im Mittelalter mit der Lehre von der Trennung in Real und Ideal, Himmel und Erde, bei gleichzeitiger Annahme der Harmonie des Ideals. Das Renaissancedenken zog die Annahme der natürlichen Harmonie in den Bereich menschlicher Erfahrung und moderner Dynamik herein und bewies damit die Perfektibilität und den wissenschaftlichen Fortschritt der menschlichen Naturerkenntnis, die Vergleichbarkeit und Analogie zwischen dem Ganzen und Teilen der Natur und förderte somit eine fortschrittliche Haltung in der gelehrten Welt. Manche Denker des 15.—17. Jahrhunderts maßten den Künsten und menschlichen Werken überhaupt insofern Wert bei, als sie die Analogien in der Natur ausdrückten, physisch wie psychologisch. Für sie waren göttliche Ideen in der Schöpfung immanent, in der Ordnung wie in der Vorsehung, darum aber zugänglich und erkennbar in menschlicher Erfahrung. Der Mensch konnte Schritt für Schritt seine Kenntnis der Natur vervollkommen und sie in seinen Werken nachahmen. Das Renaissancedenken will in seiner Wissenstheorie hierarchisches Stufensystem beseitigen und mißt dem menschlichen Geist die Aufgabe zu, den Kern der Bilder zu erfassen und die Naturgesetze zu erforschen. Diese dynamische Vision des Fortschritts macht Geschichte nicht zu einem logischen Bemühen, sondern verbindet Wissenschaftstheorie mit Magie. Bei Giordano Bruno vereinigten sich die Philosophie des Cusaners, der dem Geist die Erkenntnis der natürlichen Harmonie der Natur zusprach, und okkulten Mystizismus und Magie, die die Hierarchien anerkannten. Der Kern moderner Wissenstheorie besteht weniger in der Methode als in dem Vermögen, die menschliche Erkenntnisfähigkeit zu bestätigen, zu verstehen und die Naturwirklichkeit zu kontrollieren. Im 16./17. Jahrhundert bestätigten Philosophie und Magie die Wirkung menschlichen Verstehens und der Fortschrittsidee. Die Verbindung des Schöpfergottes mit dem menschlichen „Macher“, als Makrokosmos mit dem Mikrokosmos, förderte allgemein die „Universalität“. Dem Glauben an die universalen Prinzipien, Axiome der Natur, und dem Universalwissenssystem der Encyclopaedie Française von 1751 entsprach das menschliche Leitbild des *uomo universale*. All diese Gedanken aber kreisten im Rahmen der Idee der natürlichen Harmonie, ihrer Nachahmung in den menschlichen Werken und ihrer Funktion als Grundlage aller Disziplinen. Das Buch erweitert unseren Horizont in europäischer Ideengeschichte ganz bedeutend und erhellt den Hintergrund der modernen Universal- und Fortschrittsideologie.

Robert Mandrou, From Humanism to Science. 1480—1700. Translated by Brian Pearce.

The Harvester Press, 1979, 329 S., £ 11,50.

Bei dieser sehr anregenden „Intellektuellen Geschichte“ Europas vom Humanismus bis zum Aufbruch der Naturwissenschaften aus der Feder des bekannten französischen Neuhistorikers Mandrou handelt es sich nicht um eine „Geistesgeschichte“ alten Stils im Sinne der Universitätsphilosophie, die Ideen als ätherisch-abstrakte Dinge ohne Bezug zu Mensch und Welt behandelte, sondern um das lebendige, von Menschen gedachte und für Menschen überlieferte geistig-geistliche Erbe von Epochen und Gesellschaften, das in Bildungs- und Kommunikationseinrichtungen vermittelt und weitergetragen wurde. Auch der größte Denker schöpft von Kindheit an aus den Traditionen von Familie, Schule und Kommunikationszusammenhang, aber neue Ideen erwachsen auch in einem neuen gesellschaftlichen Klima, einem veränderten intellektuellen Zusammenhang und hängen mit Politik, Religion und Technik zusammen. Wegen seines Pluralismus hat sich Humanismus immer einer starren Definition entzogen, aber Newton und Leibniz sind augenscheinlich klare Anfangspunkte einer neuen Entwicklung. Intellektuelles Leben läßt sich nicht in große logische Systeme einsargen, die gar oft in Verbindung mit machtvollen Institutionen das geistige Leben zum Erfrieren gebracht, Einfälle und geistige Bewegung, schöpferisches Denken und Fühlen frustriert oder getötet haben. Denken ist aber auch mit Gefühlen und Leidenschaften verbunden. Ausdruck und Verbreitung neuer Denkstile und der Widerstand dagegen hängen aufs engste mit technischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen zusammen. Da der Mensch der Täter und Erleider der Geschichte ist, müssen auch seine Gedanken, Träume, seine Vorlieben und Aversionen in der Deutung sichtbar werden. Trotz dieses allgemeinen Aspekts konzentriert sich das Interesse der intellectual history auf die Intellektuellen und ihre spezifische Funktion in der Gesellschaft als Schöpfer der Ideologien, die Autorität genießen, überzeugen oder sich emanzipieren. Dem Rang in der Gesellschaft entspricht eine ideologische Vorrangstellung, denn brutale Gewalt kann gerade in modernen Gesellschaften die menschlichen Beziehungen nicht regulieren. Da Krisen entstehen, wenn Wertssysteme in Frage gestellt werden, wird man gerade dadurch auf die Rolle der Intellektuellen aufmerksam. Auch in der hierarchisch-disziplinierten Kirche des Mittelalters brachen Konflikte aus, getragen und verursacht von Häretikern, Herrschern, den frommen und ethischen Laien in der Stille, die man ideologisch nicht kontrollieren konnte. Am Ende des 15. Jahrhunderts war das geistige Klima mit sich widersprechenden Traditionen und neuen Ideen geladen; die Zahl der Intellektuellen hatte sich vervielfacht und lange vor Gutenberg und Columbus litt schon die Kirche an ihren eigenen funktionellen Schwierigkeiten in West- und Mitteleuropa. Die Rolle der Intellektuellen innerhalb und außerhalb ihrer Institutionen wird gemessen an dem, was sie ihrer Gesellschaft zu sagen hatten und wie diese darauf reagierte. Es geht also bei der Analyse des Historikers um die Freilegung der komplexen Beziehungen zwischen den Intellektuellen und ihrer Gesellschaft. So kann man am ehesten die menschliche Dichte im Streit der Menschen und Ideen und ihre Bedeutung in der Entwicklung

der modernen Gesellschaften erfahren. Es bildete sich im 16. und 17. Jahrhundert ein neuer Kreis von Intellektuellen, der sich auch aristokratisch gab und zwar ihres „Berufes“ wegen; die *neuen* Intellektuellen kamen aber ebensowenig wie die früheren intellektuellen Kleriker aus den Unterschichten; sie waren aus bürgerlichen und kaufmännischen Familien, waren Beamte und Adelige. Und die neuen Positionen, die sie einnahmen, waren Ratskonsulenten und Hofmeister in fürstlichen Diensten, Geschichtsschreiber, diplomatische Sekretäre, Hofastrologen und Astronomen in Seehäfen. Sie zählten so zur herrschenden Oberschicht der altständischen Gesellschaft und hatten nichts mit dem gemeinen Mann zu tun. Das Untersuchungsfeld Mandrou ist das christliche Europa des 16. und 17. Jahrhunderts, das im 16. Jahrhundert seine Glaubens- und Geistesinheit verlor und in dem in beiden Jahrhunderten massenhaft Neuerungen aufkamen.

Man hat in den letzten Jahrzehnten die letzten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts als „Krise des europäischen Bewußtseins“ deuten wollen (Hazard). In Wirklichkeit vollzog sich dieser Prozeß im ganzen 16. und 17. Jahrhundert in der Entfaltung des intellektuellen Lebens, in der neuen Problemstellung der Naturwissenschaften und im Streit der Geistlichen. Das zeigt sich auf dem Büchermarkt und im Buchdruck (Abnahme lateinischer Drucke) sowie im Anwachsen eines kulturellen Nationalismus in ganz West- und Mitteleuropa (die Augusta-Bibliothek in Wolfenbüttel war im ausgehenden 17. Jahrhundert die beste Bibliothek in Europa). Der Abbruch der katholischen Kulturhegemonie ließ nicht nur neue Orthodoxien entstehen, die allerdings räumlich begrenzt waren (Wittenberg, Genf, Canterbury). Der Streit zwischen Jansenisten und Jesuiten breitete sich über die ganze katholische Welt aus und in der zweiten Phase des Jansenismus spielten Laien zusehends eine stärkere Rolle. Es kam eine Zeit der Dispute nach allen Richtungen, in denen Frauen eine wachsende Rolle spielten (Madam Guyon als Laiendame Ratgeberin des Bischofs Fenelon von Cambrais; Antoinette Bourignon, eine Mystikerin, der Prophet Labadie, der vom Calvinismus zum Jansenismus übertrat). Die nachtridentinische Kirche hatte es mit den „Christen ohne Kirche“ zu tun. Bedeutungsvoll waren die Spannungen zwischen den religiösen Orden, die eine Rolle im Geistesleben der katholischen Länder zu spielen hatten (Jesuiten, Oratorianer). Das bekundete einen wesentlichen Verfall der Disziplin, eine Schwächung des Systems. Gegenüber früher waren die Laien der Kirche nicht mehr unterwürfig und zwar wegen ihrer Verbindung mit den Naturwissenschaften (Galilei, Gallikanismus, Spanien). Die Hauptfreunde des Gallikanismus waren Parlamentsmitglieder, Beamte, reiche Bürger, die gegen den Ultramontanismus auftraten und in der staatlich-königlichen Souveränität Schutz suchten. In ganz Europa wurde auch intellektuell die politische Autorität auf Kosten der religiösen gestärkt; das äußerte sich in England und Frankreich in der Hofkunst und in der Literatur (Streit der Alten und Modernen, Versailles, Boileau, Molière, Lulli). Der intellektuelle Trend ging weg von den Kirchen und die Kluft zwischen Kirche und Massen wurde immer größer; darauf richtete sich das Seelsorgebemühen der Kirche. Auf der anderen Seite entstand eine neue Intelligenz von Mathematikern, Physikern, Chemikern, Juristen, die die Rolle des Staates in der modernen Welt klärten; Philosophen, die über die Logik der Naturwissenschaften und die Harmonie der Welt nachdachten.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde das Wissen systematisch geordnet um das Newtonsche Gesetz der Mechanik, von dem die westlichen Naturwissenschaften in den kommenden zwei Jahrhunderten lebten. Der Dialog zwischen Leibniz und Newton (bis 1716) bezeugt die Kontinuität und Fruchtbarkeit der mathematisch-experimentellen Methode und ihrer großen Ergebnisse auf allen Gebieten (Optik, Physik, Astronomie, Mathematik, Algebra, Geometrie) [Pariser Academie des Sciences, Londoner Royal Society]. Die europäische Akademiebewegung förderte den Aufstieg von Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Nicht minder groß war der Fortschritt auf dem Gebiet der Humanwissenschaften im endenden 17. Jahrhundert; die beiden führenden Männer waren der hugenottische Emigrant in Holland Pierre Bayle und der englische Philosoph John Locke. Mit der Zunahme des Leserpublikums für literarische und wissenschaftliche Werke vergrößerten die neuen Laien-Intellektuellen, die sich selber als Mitglieder einer literarisch-wissenschaftlichen Republik verstanden, ihren Einfluß auf die Öffentlichkeit und in der Gesellschaft.

Im 16./17. Jahrhundert hatte sich im intellektuellen Leben Europas ein Wandel vollzogen. Die Gelehrten und Literaten, das waren die neuen Kleriker, konnten sich als neue gesellschaftliche Gruppe nur langsam in die Gesellschaft integrieren. Vor allem fehlte um die Jahrhundertwende die Öffentlichkeit, die diesen neuen „Sekretären“ in der Gesellschaft ein wirtschaftliches Auskommen sicherte. Als die alte Ordnung seit Beginn des 16. Jahrhunderts durch die grundsätzlichen Fragen dieser Generation erschüttert wurde — die Humanisten über Paulus oder Cicero diskutierten —, da streuten sie den Samen der Kritik und Dialektik in den europäischen Geist und hofften, damit menschliches Denken zu befreien. Luther tat das gleiche: Häretiker müssen sein, sagte man. Und das alles, um die rechte Wahrheit zu finden. Aber alle, die mit den Geheimnissen der Natur und dem System des Alls vertrauten Gelehrten, dann die Moralisten und Humanisten, die die Normen und Grenzen ihres Wissens erkunden wollten, lehnten eine ewige Wahrheit ab, die keine Forschungen mehr nötig machte. Die engagierte Frage hat keine Grenzen und kein Ende. In dem Konflikt des Denkens standen sich in den beiden Jahrhunderten zwei Lager gegenüber, die angegriffenen, wachen Verteidiger der Orthodoxie und die schöpferischen Kräfte der Erneuerung; das Gesamtbild ist aber noch viel komplexer. Die Kirche sicherte ihr Dogma und begann eine Selbstreform, womit sie die Berechtigung der Kritik an ihr zugab, und führte gleichzeitig ein- einhalb Jahrhunderte die Gegenreformation durch. Die neuen Wissenschaften, deren neue Ideen die tägliche Runde machten, wurden ein Modell des intellektuellen Lebens im ganzen durch Zusammenarbeit und friedliche Koexistenz. Das Leben der einzelnen Intellektuellen war geprägt von Gewissensbissen und Stimmungswechsel, von Druck und Überzeugung, von verhiertem Wandern und Unsicherheit. Sie alle aber wollten die Grundlagen einer neuen Gesellschaft schaffen, die sich in Geburtswehen befand. Die einen sehnten sich nach einer mythischen Vergangenheit, die sie in die Zukunft projizierten; die anderen verteidigten die ewige Ordnung im Himmel und auf Erden; die dritten träumten vom Wandel der Menschheit und der Naturwelt, die Experiment und Kalkül enthüllten. Damit erfüllten sie die lang gehegten Wünsche nach einer besseren Kenntnis der Natur und einem

besseren Verständnis auch des Menschen, einer neuen Gesellschaftsordnung mit verschiedenen Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden die Debatten vor allem vom Bürgertum und dem neuen Adel, den neuen Schichten, fortgeführt und erreichten einen Höhepunkt. Diese Wissenssoziologie des europäischen 16. und 17. Jahrhunderts, die zugleich intellektuelle Geschichte, Anthropologie und Mentalitätsanalyse ist, verdient als neuer Deutungsversuch höchste Beachtung.

München

Karl Bosl

Remigius Bäumer (Hrsg.), Concilium Tridentinum.

Wissenschaftl. Buchgesellschaft, Darmstadt 1979, 564 S., Ln. DM 53,— (Wege der Forschung 313).

Gerade unter dem aktuellen zeitgeschichtlichen Eindruck des wahrhaft „Weltkonzil“ zu nennenden Zweiten Vatikanums, dessen Wirkung und verwandelnde Kraft noch kaum beginnen konnte, da das dynamische Wirken seines Heiligen Geistes gleich nach seinem Ende von den Konservativen und Reaktionären in der Kirche einzudämmen versucht wurde, kann der von Remigius Bäumer, dem deutschen Papstbesuchtheologen, herausgegebene Band 313 der „Wege der Forschung“, der wichtige Studien über Forschungsgeschichte und Forschungsstand, über die Durchführung und die großen Themen der Verhandlungen sowie über die Problematik der Kirchenreform der gegenreformatorischen Abgrenzung des katholischen Dogmas und der päpstlichen Autorität vorlegt und etwas fragmentarisch auch die Wirkungsgeschichte anschnidet, auf großes Interesse und nicht nur Lektüre und Diskussion in Kreisen der Kirchengeschichte und Theologie rechnen, sondern muß Protestanten und Katholiken gleichermaßen wie Gesellschafts- und Religionshistoriker, Religionssoziologen und Sozialwissenschaftler interessieren. Ziemlich unbestritten, selbst zwischen den Konfessionen, ist heute das kirchengeschichtliche Urteil über das „große“ Konzil von Trient, das nicht nur zur Klärung des Kirchenbegriffes beitrug, den Kampf gegen die Kirche beendete, die konziliare Theorie und die protestantische Kirchenidee überrundete und neue dogmatisch-disziplinäre Grundlagen schuf, in seinem Hauptziel — der Wiederherstellung der Glaubenseinheit — allerdings scheiterte und an die Stelle der Einheit die religiös-dogmatisch-konfessionelle Kontroverse setzte, sondern auch einen Markstein in der Geschichte der katholischen Kirche bildete durch die Abgrenzung des katholischen gegen das reformatorische Glaubensgut und die Inangsetzung einer katholischen Reform, die allerdings ein erneuertes Papsttum voraussetzte, das die Tridentiner Dekrete durchzuführen vermochte. Es machte Weltgeschichte durch die endgültige konfessionelle Aufspaltung des Abendlandes, durch die Umwandlung der katholischen Universal- in eine Konfessionskirche und durch die innere Reform der siegreichen römischen Papstkirche. Zwar ist die Rezeption und Wirkungsgeschichte des großen Reformkonzils noch weithin unerforscht, aber die verdienstvolle Edition der Quellen durch die Görres-Gesellschaft „Concilium Tridentinum“ hat Grundlagen ge-

legt, und das bedeutende Buch des großen deutschen, international angesehenen (Kirchen-)Historikers Hubert Jedin „Geschichte des Konzils von Trient“ hat einen vorläufigen Abschluß, eine Zwischenbilanz der Forschung und Interpretation, gebracht. Aus den Dogmenanalysen hebe ich Heiko A. Obermanns Studie über den spätmittelalterlichen theologischen Hintergrund des Rechtfertigungsdekrets und Iserlohs Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Meßopferdekret und Kontroverstheologie hervor. Obermann weist nach, daß die Rechtfertigungslehre viel stärker in der franziskanischen Tradition als in Thomas von Aquin verankert ist. Vielleicht trägt zu dieser Erkenntnis auch die Feststellung Iserlohs bei, daß der in einem nominalistischen, wesentlich unsakramentalen Denken befangene Luther das Meßopfer ablehnen mußte; der Reformator kannte gut die Meßopfertheologie Ockhams, Biels und Pierres d’Ailly. Calvin bezeichnete die katholische Behauptung, die Messe sei kein neues, sondern die Zuwendung des einmaligen Opfers als „List“. Der namhafte kanonistische Mediävist Stephan Kuttner bemerkt in seiner Studie über die Reform der Kirche, daß für die Klärung des Verhältnisses zwischen Papsttum und Episkopat die Zeit noch nicht reif gewesen sei — vielleicht auch 1980 noch nicht. Es blieb der Seelsorge, durch die in den neuen Seminaren ausgebildeten Geistlichen, und dem katholischen Volk überlassen, die geistliche Erneuerung durchzuführen. Daß die „bischöfliche Residenzpflicht“ zu einem Zentralproblem der kirchlichen Erneuerung wurde, war für Jedin die Folge der schweren inneren Krise, in der sich die römische Kirche im 16. Jahrhundert befand (Pio Paschini und Pedro de Leturia). Darum setzte sich das neue und zugleich altchristliche biblische Bischofsideal des „Guten Hirten“ erst langsam durch und wurde durch Heilige wie Carlo Borromeo und Franz von Sales vorgelebt. Doch ist auch die Feststellung Georg Schreibers nicht zu übersehen, daß alles, was in Trient dem Bischof zufiel, den fürstlichen Absolutismus stärkte und die allmähliche Machtkonzentration des geistlichen Fürstbistums förderte. Das Seminardekret, über das Hermann Tüchle schrieb, war entscheidend, weil die Erneuerung von Klerus und Kirche die unabdingbare Voraussetzung der Erneuerung der Kirche ist. Die Reformation erzielte vor allem auch deshalb ihre Breitenwirkung, weil die religiöse Unwissenheit und Unentschiedenheit des Volkes und seine Entfremdung von der persönlichen Kirche die Reformation vorbereitet hatte. Daran aber war der weithin unwissende, geistlich ungebildete, asketisch unterentwickelte, von zeitlichen Sorgen geplagte, konkubinarische Klerus — Weltpriester, Kaplan, Pfarrer, Mönch — schuld. Der Band enthält ein ausführliches Literaturverzeichnis und ein nützliches Register. Man muß Herausgeber und Verlag dankbar sein für dieses wissenschaftliche und historische Problemlesebuch mit Beiträgen der namhaftesten theologischen Fachleute beider Konfessionen.

La Pologne et la Hongrie au XVI^e—XVIII^e siècles. Textes du colloque polono-hongrois de Budapest. Hrsg. von Vera Zimányi.

Akadémiai Kiadó, Budapest 1981, 149 S., DM 27,—.

Bei den in Osteuropa recht beliebten, daher häufig stattfindenden bilateralen historischen Symposien werden vorrangig beziehungsgeschichtliche Fragestellungen abgehandelt, denen die Fachvertreter ohne diesen Anstoß sonst wohl nur geringe Aufmerksamkeit widmen würden. Am 15. und 16. Oktober 1976 führte das Historische Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften ein Kolloquium mit polnischen Gästen durch, das die Darstellung der beiderseitigen Beziehungen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zum Inhalt hatte. Während in diesen drei Jahrhunderten Polen-Litauen wegen der ungezügelten Adelsdemokratie und des Expansionswillens der absolutistisch regierten Nachbarn den Niedergang von der ostmitteleuropäischen Großmachtstellung zur geteilten Nation hinnehmen mußte, erlebte Ungarn den Aufstieg aus den Tiefen der türkischen Besetzung zu einem geeintbefreiten, wirtschaftlich prosperierenden Land, dem aber seine politische Selbstverwaltung vorenthalten blieb. Doch Hinweise auf diese gegenläufige Entwicklung sind in den Referaten des Kolloquiums, die jetzt in westsprachiger (französisch, deutsch, englisch) Fassung in diesem Sammelband vorgelegt wurden, nicht aufzufinden. Da sich der bilaterale beziehungsgeschichtliche Rahmen wohl als zu eng erwies, bemühten sich vor allem die polnischen Referenten, den gesamteuropäischen Konnex mitzuberücksichtigen und ihren Beiträgen dadurch ein größeres Interesse zu sichern.

Einen Schwerpunkt bildet der sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Themenkreis, bei dem wiederum Außenhandelsfragen im Mittelpunkt standen. Dem kenntnisreichen, die gesamte Sekundärliteratur einbeziehenden Beitrag von M. Bogucka über „North European Commerce and the Problem of Dualism in the Development of Modern Europa“ (S. 9—24) stehen gleich drei ungarische Aufsätze gegenüber, wobei sich V. Zimányi den generellen Problemen des ungarischen Außenhandels zwischen 1550 und 1650 zuwendet, in Tabellen und Schaubildern neue Berechnungen über Produktmengen, Handelswege, Gesamteinnahmen und Zölle anstellt und zu interessanten Aussagen über die Bedeutung der magyarischen Agrarexporte kommt; dem Levantehandel im 16. Jahrhundert widmet Z. P. Pach Aufmerksamkeit, wobei er, gestützt auf die Zolllisten, für einige wenige Jahre den Umfang der ungarischen Im- und Exporte über Venedig und die dalmatinischen Häfen zwar präzisieren, die Aussagen in den Standardwerken des Amerikaners Frederic C. Lane aber nur unwesentlich korrigieren kann. Die Bedeutung Kaschau als wichtigster Umschlagplatz des ungarisch-polnischen Handels im 16. Jahrhundert zeichnet G. Granasztói nach (S. 57—72) — er versäumt es aber, die Rolle der Rivalinnen Prešov (Eperjes) und Bartfeld (Bardejov, Bártfa) zu würdigen und seine interessanten Detailergebnisse durch Anmerkungen abzusichern. Insgesamt gehen die Ergebnisse dieses Themenschwerpunkts nicht wesentlich über die Wissensbasis hinaus, die der 1971 erschienene, von I. Bog edierte Sammelband „Der Außenhandel Ostmitteleuropas 1450—1650“ dokumentierte.

Eine konzise, gehaltvolle Synthese der Parallelismen in den sozioökonomischen Strukturen des 16. Jahrhunderts steuert A. Wyszanski (S. 73—80) bei, dem aber wohl doch eine ausreichende Vertrautheit mit der ungarischen Entwicklung fehlte, um wirklich gleichgewichtige Aussagen treffen zu können. Der Beitrag von J. Leskiewicz zu den Formen bäuerlicher Ausbeutung bewegt sich in den herkömmlichen Gleisen marxistischer Interpretation.

Geistes- und ideologiegeschichtliche Fragestellungen werden im europäischen Rahmen in vier fundierten Aufsätzen abgehandelt, wobei von polnischer Seite J. Michalski dem im 17. Jahrhundert dominierenden, in dumpfe Selbstgefälligkeit ausufernden Sarmatismus in der polnischen Szlachta und den damit verbundenen Problemen einer Europäisierung Polens nachging, während J. Tazbir, durch seine religionsgeschichtlichen Studien zu hohem Ansehen gelangt, die Vorstellungen von Europa in der Aufklärungszeit untersuchte. Ein Kabinettstück geglückter Schilderung und Analyse steuerte K. Péter mit ihrem Aufsatz über „Das skytische Selbstbewußtsein des ungarischen Adels“ bei, der glücklich ergänzt wird durch die gut gegliederten, in der Gedankenführung überzeugenden Aussagen von D. Kosáry, der die Geschichte der politischen Tendenzen in Ungarn zwischen 1765—1795 aufarbeitete. Weiterführende Anregungen hatte bereits sein umfangreicher Aufsatz in *Történelmi Szemle* 1976/Nr. 4 geliefert. Die Marginalien von Á. Petneki zu „Oriens in Occidente. Ungarn und Polen als exotisches Thema in der Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts“ geben zwar einige Hinweise zu diesem Phänomen, können aber die in das Thema gesetzten Erwartungen nicht abdecken.

Das Bemühen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, in ihrem eigenen Verlag die sonst — wegen der „Exotik“ des Magyarischen — für viele Interessenten nicht nachvollziehbaren Ergebnisse der ungarischen Forschung durch flüssig lesbare (aber nicht immer fehlerfreie) Übersetzungen zugänglich zu machen, verdient Anerkennung. Unbeschadet der in diesem gut ausgestatteten Band zusammengetragenen neuen Erkenntnisse und der ermöglichten Einblicke in Forschungsstand und Arbeitsschwerpunkte stellt sich dem Rezensenten die Frage, ob die Mehrzahl der auf dem Kolloquium gehaltenen Vorträge wirklich verdient hat, einem breiten Leserkreis zugänglich gemacht worden zu sein?

Saarbrücken

Jörg K. Hoensch

Rolf Engelsing, Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten.

Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1973, 314 S. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 4).

Wenn Rolf Engelsing seinen Sammelband „Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten“ nennt, so widerspricht er sich eigentlich und das fällt mir umso mehr auf, als seine den allgemeinen „Sozialrahmen“ der üblichen „Sozialgeschichte“ überschreitenden und vorzüglichen Studien zu Lebenshaltung, Lebenshaltungskosten, Sozialstruktur der Angestellten (1690—1900), Leserpublikum, politischer Bildung der Unterschichten, Dienstbotenlektüre und Hauspersonal zum

größten Teil in eine „Gesellschaftsgeschichte“, nicht in eine Sozialgeschichte gehören, wie er schon in der Einleitung zu reflektieren beginnt. Trotzdem steht meine Auffassung der Engelsing fast ebenso nahe wie der Hobsbawmis und Kockas. Er stellt zu Recht fest (S. 53), daß die Sozialgeschichte, wie die Sozialwissenschaften überhaupt, wesentlich vom Marxismus angeregt und gefördert wurde, und die Sozialgeschichte sich vor allem mit den vom Marxismus erfaßten Schichten — Arbeiterschaft und Unterschichten — befaßte, während die allgemeine Geschichte sie als „geschichtsunwürdig“ oder zweitrangig ausklammerte. Diese Lücke hat die „Sozialgeschichte“ ausgefüllt, dabei aber übersehen, daß „Sozialgeschichte“ in dieser Beschränkung immer nur Teil einer „Gesellschaftsgeschichte“ sein kann, die das Ensemble aller sozialen und gesellschaftlichen Schichten sein muß, also der Unter-, Mittel- und Oberschichten, und die mit Kultur im weitesten Sinne zusammenfällt. Kriterium und Maßstab für ein historisches Urteil geben die inneren Strukturen jeder einzelnen Schicht und dann ihr Kontext im ganzen ab; dabei darf die individuelle Leistung nicht zu kurz kommen. Darum folge ich seit Jahrzehnten Max Webers Auffassung, daß Geschichte das soziale Handeln des individuellen Menschen im Wandel von Gesellschaft und Kultur sei. Gerade deshalb trete ich seit den beginnenden fünfziger Jahren für eine Max Weber-Rezeption und nicht für eine Ranke-Renaissance in der deutschen Historie gerade als Wissenschaft ein.

Alle Elemente einer Gesellschaftsgeschichte, die Engelsing sehr verdienstlich hier untersucht und analysiert, vor allem Lebenshaltung, geistiges und politisches Niveau von Rezeption, Auffassung und Aktion, gehören in das größere Gebiet der Mentalitäten, Attitüden, Leitbilder, Modelle, Ideen, Ideologien und Moden. Fragen der Lebenshaltung sind nicht nur solche der physischen Lebenserhaltung, des Konsums, des Existenzminimums, sondern auch der soziokulturellen Lebensgestaltung. Es ist ein Vorzug dieses Sammelbandes, daß der Verfasser immer kritisch-pragmatisch-theoretisch und methodisch Begriffe und ihre Inhalte und die dahinterliegenden Aspekte, Horizonte, Ideologien klärt. Engelsing will nicht nur tatsächliche Lebenshaltungen und deren Wandel beschreiben, sondern auch den wirtschaftlichen Spielraum, das gesellschaftliche System und die öffentlichen Wertungen im Zustand wie im Wandel sichtbar machen; deshalb bezieht er neben objektiven die subjektiven Kriterien der Lebenserwartungen und der Ansprüche an die Lebenshaltung ein. Diese komplexe Artikulation einer vergleichenden Strukturanalyse ist vorbildlich. Er versucht damit die Analyse Otto Brunners theoretisch und universal-total zu überhöhen und zu vertiefen. Im Idealtyp der herrschaftlichen „Ökonomik des ganzen Hauses“ (Brunner) gab es im 18. Jahrhundert noch keine sozialen Differenzierungen. Dem Ideal des vollkommenen Herrschaftshaushaltes stand kein Typus des Elendshaushaltes, dem Hausvater als *oconomus prudens ac legalis* kein Proletarier gegenüber, der herrschaftliche Haushalt war angenommen. Die Lebenshaltungen des 18. Jahrhunderts stellten eine verbürgte, relativ konstante Ordnung dar, die nicht ohne weiteres dynamisiert und mobilisiert werden konnte. Wer seinem Stand gemäß lebte, lebte richtig und diente seinen Interessen. An der Lebenshaltung erkennt man den zwiespältigen Charakter des bürgerlichen Zeitalters. Das Bürgertum überschritt am Ende des 18. Jahrhunderts in Theorie und Praxis die Maßstäbe der Ständegesellschaft, überwand sie aber nicht. Es ersetzte die Auf-

wandswirtschaft durch die Sparwirtschaft und mobilisierte die wirtschaftliche und gesamtgesellschaftliche Entwicklung auf diese Weise, es förderte aus Eigeninteresse die wirtschaftliche und gesellschaftliche Hebung der Unterschichten. Trotzdem hielt es sich weiter an die Maßstäbe der Ständegesellschaft und orientierte sich weiter an der Lebenshaltung der feudalen Oberschichten; die Ständeordnung wurde weder entwertet noch ersetzt. Der herrschaftliche Charakter der bürgerlichen Lebenshaltung und der gemeine Charakter der unterbürgerlichen Notwirtschaft verhinderten, daß die verbürgerlichte Schicht der Arbeiter die Chancen einer bürgerlichen Lebenshaltung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wahrnahm. Grund dafür war der Glaube an die Unabdingbarkeit und Unaufhebbarkeit der Notwirtschaft in der bürgerlich-kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung. Aus dieser den Bürgern wie den verbürgerlichten Arbeitern gemeinsamen Ideologie erwuchs der Konflikt zwischen herrschaftlichem Kapitalismus und dem die Herrschaft erstrebenden Sozialismus. In den Hansestädten des 18./19. Jahrhunderts stand der Bürger zwischen Unterschichten und herrschaftlicher Gesellschaft; er zählte einmal zur Oberschicht, einmal zum Mittelstand (zusammen mit den Kleinbürgern), einmal zur Unterschicht der führenden Klasse. Den elenden Angehörigen der führenden Bürgerschichten ging es schlechter als den nächstunteren Schichten, und die ärmsten Handwerker hatten es schwerer als die Durchschnittsarbeiter; die ärmsten Arbeiter standen auf gleicher Stufe mit den Proletariern, manchmal sogar höher. Arbeiter und Arme waren genauso scharf geschieden wie Aristokratie und nichtaristokratische Gesellschaft.

Eine ausführliche und ergiebige Studie widmete Engelsing den kaufmännischen Angestellten von 1690—1900. Im 18. Jahrhundert differenzierten sich deren Einkommen in den Residenz-, Handels- und Seestädten. Im Vormärz trat eine Stagnation ein, die aber nach 1850 in eine neue Differenzierung größeren Ausmaßes überging. Anlaß dazu waren der Aufstieg der Wirtschaft sowie die Differenzierungen der Unternehmungen und der Funktionen derselben. Dabei verschoben sich die Einkommen der kaufmännischen Angestellten im Verhältnis zu Dienstboten, Arbeitern, Lehrern, Journalisten, Universitätsgelehrten, Beamten ganz beträchtlich, es verbesserten sich die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse vor allem derjenigen Angestellten, die durch das kapitalistische Wirtschaftssystem die Chance steiler Karrieren hatten. Von besonderem Interesse sind die wohlbe-gründeten Überlegungen über die Lesefähigkeit der Menschen, ihre quantitative und qualitative Entwicklung, die ja auch das Spektrum der individuellen und kollektiven Bildung, des allgemeinen und des schwankenden Kulturniveaus ausleuchten. Ein Urteil über die politische Bildung der Unterschichten (1789—1863) setzt die Kenntnis ihrer Situation und Bewußtseinslage voraus, die beide vieldeutig und ambivalent waren und sich nicht an eine dominante Gruppe anbinden konnten. Unter den verschiedenen Gruppen der Unterschichten bestand kein Zusammenhang und darum keine Einheit. Sie lebten innerhalb einer sozialen (neutralen) Ordnung; Bildung war kein Wert für die Schichten unterhalb der Stände, die dafür auch keine Zeit und keine Verwendung hatten und sich weder durch kirchliche noch durch schulische Unterweisung dafür erwärmen ließen. Die Unterschichten hingen mit dem herrschaftlichen und bürgerlichen Haushalt, aber nicht mit der Öffentlichkeit

zusammen. Politischer Gedanke und religiöse Einstellung waren eng verbunden. Zum Vergleich sind hier die Verhältnisse in Frankreich und England heranzuziehen. Der wandernde Handwerker war der erste greifbare Träger politischer Bildung, die er im Ausland erwarb. Diese Bildung genügte 1848 zum Protest, aber nicht zur zugreifenden schöpferischen Tat. Die politischen Vorstellungen kamen aus dem Gefühl und wandten sich ihm wieder zu. Vielleicht das wichtigste Ergebnis von 1848 war, daß die natürliche Anhänglichkeit des Volkes an den Kirchenglauben erschüttert wurde, nachdem sich die Kirche offen gegen die sozialpolitischen Forderungen der Demokraten gewandt hatte. Die Bildung der organisierten Arbeiter blieb bürgerlich. Die Lektüre der Dienstboten im 18./19. Jahrhundert will Engelsing ähnlich wie die politische Bildung der Unterschichten, vor allem der Arbeiter, nicht als kulturwissenschaftliches, sondern als sozialwissenschaftliches Thema verstanden wissen, was von besonderem methodischen Interesse ist. Für die bürgerliche Gesellschaft bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts war die Haltung von Dienstboten fast ein Statussymbol. Solange die bürgerliche Lebenshaltung auf weitgehend geschlossener Hauswirtschaft beruhte, und diese die Existenz der Großfamilie sicherte, strebte das Bürgertum darnach, das Gesinde zu integrieren; im Zuge der Verstädterung und Ausweitung der Marktwirtschaft löste sich die alte Hauswirtschaft allmählich auf, und es entstand die bürgerliche Kleinfamilie, die sich vom Gesinde distanzieren wollte; für letztere spielten Bildungsinhalte und Bildungsunterschiede eine größere Rolle als für die autarke Großfamilie, ja sie unterschied sich darin sozial von den unterbürgerlichen Schichten; die Dienstboten kamen immer häufiger vom Lande. Auf diesen Grundlagen baut Engelsing seine Untersuchung über Lektüre der Dienstboten in städtischen Haushalten auf. Im Fortschreiten der industriellen Gesellschaft verlor das qualifizierte häusliche Personal seine vermittelnde Stellung zwischen Herrschaft und gemeinem Mann, auf der sein Einfluß beruhte. Fortan gab es andere institutionalisierte Bindeglieder. Soweit das Hauspersonal sich diesem neuen Stil anpaßte, vertauschte es seine abgeleitete bürgerlich-feudale Lektüre und Ideologie mit einer sozialdemokratischen; die beständige Information lieferte die allgemeine Volks- und Arbeiterlektüre. Dienstboten und Arbeiter aber waren am Ende des 19. Jahrhunderts mehr voneinander getrennt als am Ende des 18. Jahrhunderts. Im politischen Bereich des Gesindewesens hatte die traditionelle Wirtschaft und Gesellschaft am längsten und leichtesten gegen die moderne Wirtschaft überleben können, weil die feudale Landwirtschaft wie die höfischen, vornehmen und bürgerlichen Stadthaushalte damit zugleich ihre herrschaftlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Standards verteidigten. Darum ist auch das traditionelle Gesinderecht politisch erst in der Revolution von 1918 aufgehoben worden. Dem sachlich, theoretisch und methodisch anregenden Sammelband ist ein sehr nützlicher Beleg- und Literaturapparat beigegeben.

Friedrich Heer, Der König und die Kaiserin. Friedrich und Maria Theresia — ein deutscher Konflikt.

List Verlag, München 1981, 400 S., Ln. DM 39,80.

Dieses kritische, engagierte, aber zugleich erhellende und historisch-besinnliche Buch ist deshalb in dieser Zeitschrift zu besprechen, weil es die Historiker und Deutschen der böhmischen Länder, ihr historisches Urteil und geschichtliches Bewußtsein in Bewegung bringt, aufregt oder bestätigt, auf jeden Fall zum Überdenken alter Positionen zwingt. Natürlich ging das Buch im Jahre 1981 alle Deutschen in gleicher Absicht an und es war so etwas wie ein Begleittext oder eine Replik zur Berliner Preußenausstellung, die sowohl Ärger und Unwillen wie Zustimmung oder Kenntnisnahme ausgelöst und gefunden hat. Ähnlich wird auch die Reaktion auf dieses wichtige Werk des bedeutenden und sehr erfolgreichen Wiener Historikers sein, der seit seinen Büchern über „Aufbruch Europas“ (1952) und „Die Tragödie des Heiligen Reiches“ (1952/3) die Mediävisten und alle deutschen Historiker zu kräftigem Widerspruch gereizt hat und es seitdem immer wieder tut. Da Heer zu den kenntnis- und erkenntnisreichsten und urteilsfähigsten deutschen Historikern zählt, hat der Vorwurf nicht verfangen, daß seine sach- und aspektgeladenen Deutungen nicht im Detail quellenmäßig belegt seien. Wie wäre es auch möglich gewesen in einem so sachgesättigten Handbuch wie der „Europäischen Geistesgeschichte“ von 1965, die ich gerne als Sachbuch zur großen historischen Wissenssoziologie von Alois Dempf, einer Erstlingsleistung, „Imperium Christianum“, benutze. Heer hat sich trotz seiner aufregenden und zugleich mutigen Urteile und Deutungen durchgesetzt und die gegnerischen Historiker auch darum zum Schweigen gebracht, weil er den alten Ackerboden deutscher Geschichtsanalyse und -ideologie aufgerissen und so die Historiker gezwungen hat, ihre Aussagen durch Quellentexte zu belegen. Doch auch in der Interpretation der Quellen, sogar in der Begriffsgeschichte, gibt es berechtigte und fruchtbare Alternativen. Heer ist ein freier Geist und Individualist, aber sein historisches Denken ist gesellschaftlich, universal und menschlich total geprägt; er hat ein Gespür für Mentalität, Attitüde, politische und philosophische Ideen- und Ideologieggeschichte; er ist darum kein Lobredner des „großen“ Mannes und der „Großen“ Frau auch in diesem eigentlich nicht biographischen, sondern typologisch-theoretischem Buch unter kritischem Aspekt. Im Vergleich mit den großen Kompendisten des hochmittelalterlichen Wissens (Petrus Lombardus) muß man Heer den großen „historischen Summisten des 20. Jahrhunderts“ nennen, der aber nicht nur das geschichtliche Wissen sammelt und auswählt, sondern auch durch bislang fehlende Aspekte und Urteile ordnet und für ein neues Menschenbild, einen neuen (technischen) Denk- und Kulturstil aufschließt, die Menschen neu orientiert und zu historischer Gewissenserforschung aufruft. Heer stimmt mit mir überein, wenn ich den Soziologen und Politikern immer wieder sage, daß in jeder Gegenwart mindestens 60 Prozent wirksame Vergangenheit stecken.

Es ist gerade die Absicht dieses Buches zu zeigen, wie die großen deutschen Katastrophen und Enttäuschungen des 20. Jahrhunderts aus dem das alte und das neue

Reich spaltenden Konflikt zwischen den herausragenden Exponenten alternativen Staatlichkeit, Politik, Menschlichkeit, Mentalität herausgewachsen sind, sich aus der Tiefe der historischen Räume Preußen und Österreich eben unter der Wirkung entgegengesetzter Geistigkeit und Moral entwickelt und in den Jahrzehnten unserer Lebenszeit explosiv entladen haben. Die österreichische Seele Heers, die von einer deutschen historischen Vernunft und Erfahrung gelenkt wird, mag vielleicht dem preußischen König und auch seinem Staat nicht immer ganz gerecht werden, sie mag vielleicht die Kaiserin überbelichten und überbewerten, aber das historische Gesamturteil und das Gespür für ein Weiterwirken historischer Anlagen und Entscheidungen zwingen jedenfalls zur objektiven Kenntnisnahme, zur Anerkennung oder objektiven Auseinandersetzung. Churchill hielt am Ende des Zweiten Weltkrieges Preußen für den großen Bösewicht der Macht, den militärischen Obrigkeitsstaat, der den Frieden und das Gleichgewicht Europas störte und die innere Freiheit der Bürger beschnitt und darum zu bestrafen und aufzulösen sei. Aber Stalin widersprach ihm und meinte, daß die Süddeutschen nicht besser als die Norddeutschen und deshalb in gleicher Weise zu behandeln (zu bestrafen, zu teilen) seien. In dieser Diskussion hat Churchill im Einvernehmen mit den Amerikanern recht behalten. Doch stellt sich auch für Heer die Frage, ob Preußen überhaupt umzubringen sei. Im gleichen List-Verlag ist ein neues Buch Friedrich Heers mit dem Titel angekündigt „Warum gibt es kein Geistesleben in Deutschland?“ Ich könnte mir denken, daß darin der Vorwurf Nietzsches gegen den Bismarckschen Nationalstaat aufgegriffen wird, daß er geist- und kulturlos gewesen sei. Heer konfrontiert in seinem Buch, dessen Fakteneinzelheiten mit viel Details, Apercus, Bonmots und Lehren brillant vorgeführt sind, aber hier nicht erörtert werden brauchen, offenbar ein wirkliches mit einem falschen preußischen Deutschland. Er möge mir verzeihen, wenn ich aber trotz manchem Verständnis für das Bismarckurteil, für die Kritik an Etatismus, Antiliberalismus, Borussianismus die von ihm postulierte Dreiheit: Friedrich II. - Bismarck - Hitler mit der Glosse bedenke, daß Hitler ein Österreicher war und in Wien seine ersten größeren Eindrücke gewann.

Es gibt im allgemeinen heute drei dominante Formen von Historie. Mehr im Hintergrund, weil ohne greifbare Wirkung auf das historisch-politische Urteil und auch auf die Bildung, steht das harte, aber wesentliche Kernerwerk der meisten wissenschaftlichen Historiker, die die Faktensteine für den großen Bau zubereiten und dessen „Statik“ sichern. Von erheblicherem Einfluß auf Wissen und Urteil der Gegenwart sind die (Neu-)Historiker oder Europahistoriker, die unter gesellschaftlich-sozialem Aspekt und mit „der ätzenden Lauge des Vergleichs“ ein neues und umfassendes Verständnis der Gegenwart vorbereiten, jedenfalls auf sie bezogen sind; sie stehen in größerer Nähe zu den modernen Wissenschaften und verstehen sich als empirische und als Sozial-Wissenschaft. Zwar steht die politische Geschichte als Wissenschaft heute nicht hoch im Kurs, aber engagierte Deutungen und Analysen wie die, die Friedrich Heer in diesem und in anderen Büchern bietet, stoßen zusehends wieder auf größeres Interesse. Das zu besprechende Buch ist ein politisches Buch mit engagierten Urteilen, Gesichten, Einsichten, Formulierungen, die für die endgültige Heilung vom Trauma des Dritten Reiches und für eine neue

Zukunftspolitik des geteilten, so tief gedemütigten Deutschland nützlich und hilfreich sein können. Dieses Buch ist allen Deutschen und Österreichern zu empfehlen.

München

Karl Bosl

Elisabeth Kovács (Hrsg.), Katholische Aufklärung und Josephinismus.

R. Oldenbourg Verlag, München 1979, 387 S., DM 64,—.

Die in einem Sammelband dargebotenen Tagungsvorträge behandeln Fragen, die durch die beiden bedeutenden Josephinismusforscher E. Winter und F. Maaß aufgeworfen und auch übriggelassen worden sind; man könnte noch F. Valjavec hinzuzählen. Die durchweg interessanten, informativen, materialreichen und weiterführenden Beiträge von Plongeron, Wandruszka, Roegiers, Hölvényi, Otruba, Frank, Herrsche, v. Aretin, Pototschnig, Siegfried, Laun, Hollerweger, Roth, Grössing, Wangermann und Heinz bearbeiten ein weites europäisches Feld fast durchweg unter einem gesellschaftlichen (nicht theologisch-philosophischen) Aspekt in weitestem Sinne und verstehen sich als Studien zu einer zeitlich begrenzten Geschichte religiöser Mentalitäten mit den Techniken und Methoden soziogeographischer Forschung. Die meisten Verfasser wagen den Sprung über die Institutionengeschichte und Plongeron stellt die Frage, ob katholische Aufklärung gereinigtes Christentum und Streben nach dem *rationabile obsequium* im Dienste einer Kirche ist, die zum Modell der ersten Jahrhunderte zurückfindet und so das religiöse Denken in der Aufklärung beeinflusst, oder nur elitäres Gerede ohne Wirkung auf Gesellschaft und Religion war, ein Kampf von Ideen oder Projekt einer christlichen Gesellschaft. Der gesellschaftliche Aspekt der Problemstellung dieses Bandes scheidet von vorneherein — Plongeron betont das besonders — eine begrifflich vorgefaßte Stellungnahme und ein philosophisch-theologisch-moralisches Werturteil und zeigt gerade auch die positiven Seiten der Aufklärung und die religiösen Gehalte des Josephinismus, auf denen ja modernes Denken und moderne Gesellschaft und Kultur bis heute beruhen. Damit tragen diese reich belegten Vorträge wesentlich zu einer Entkrampfung der Ansichten und zu einer historischen Objektivierung bei, die umso erfolgreicher wird, je breiter der Sache wie den Gesellschaftskörpern, Gemeinschaften und Gruppen nach die Analyse angelegt wird; denn christliche Aufklärung ist eine vielschichtige Erscheinung und selbst ihre katholische Seite ist sehr komplex und nicht nur als kirchliches Phänomen zu beschreiben, wenn auch die Bedeutung der Institutionenkirche nicht zu unterschätzen ist. Aber die katholische Aufklärung ist eingebettet in die Gesellschaft, Mentalität, Kultur, Politik und Religion Europas und gerade das bringen die Beiträge insgesamt zum Bewußtsein. Vielleicht hätte der epochale und säkulare Charakter der „Aufklärung“, auch der katholischen, noch wirkungsvoller durch den Vergleich mit der „ersten Aufklärung“ Europas gezeichnet werden können, als die ich mit Alois Dempf, dem Begründer der modernen historischen Wissenssoziologie, die Scholastik und die geistige Bewegung vom 11.—13./14. Jahrhundert (Berengar von Tours bis William Occam) bezeichne, in der auch ein Ausgleich zwischen Vernunft und Glauben ver-

sucht wurde, und eine große kaum noch erkannte Glaubenskrisen im 12. Jahrhundert aufbrach, die auch nicht negativ zu bewerten ist, sondern bis zur Reformation führte und Mentalität, Denken, Literatur wie z. B. Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Hartmann von Aue, Günther von Paris, Chrestien de Troyes positiv und negativ zutiefst berührte. In beiden Aufklärungsepochen haben wir es mit Reformen, mit revolutionären Folgen, mit Bewegung und geistiger Entwicklung, mit Gesellschaft und Kultur, oder Kirche und Welt, Geistlichen und Laien zu tun. Aufklärung, Christentum, Nationalismus, Ekklesiologie, Soteriologie, Kanonistik, auch Wirtschaft und Kunst, Soziographie der religiösen Mentalitäten und Bestandteile einer christlichen Zivilisation und Staatlichkeit, wie uns am Beispiel des österreichischen Josephinismus überzeugend dargetan wird. Im Grunde lösen sich in dieser breiten Gesellschaftsstruktur die Wintersche These vom Reformkatholizismus, der ich schon lange zustimme, und die Maaßsche vom Staatskirchensystem ganz von selber auf. Vergleiche wie solche zwischen Jansenismus, katholischer Aufklärung, Reformkatholizismus, liberal-protestantischem Bildungsmilieu und Humanismus im deutschen Sprachraum erhellen das österreichische wie das europäische Gesamtbild bedeutend, und die Analyse der zeitgenössischen Dogmatik, des Kirchenrechts, der Moraltheologie, der Liturgie und Volksreligiosität erhöht den Erkenntniswert des Bandes; so bringt dieser Band keine graue Theorie des Josephinismus und der katholischen Aufklärung — er vermeidet das Prokrustesbett der Begriffsbestimmungen —, sondern zeigt lebendige Mentalität und Geistigkeit auch an der Medizin und den Naturwissenschaften und last not least an der Politik. Besonders eindrucksvoll ist die von Wangermann analysierte religiöse Zielsetzung der Reformen Maria Theresias und Josefs II. Dieser ausgezeichnete Band, dessen Belehrung kaum zu überschätzen ist, zeichnet in der Fülle seiner Tatsachen, Aspekte, Gesichte, die durchaus kontrovers vorgetragen werden, einen neuen Weg zur Überwindung des Trennungsdenkens in der Geschichte auf, vor allem auf den Pfaden der Mentalität, Soziogeographie, intellectual history und Wissenssoziologie, die von Alois Dempf ausging, dessen Lehrkanzel einst in Wien stand. Ich begrüße diesen reichen Band, aus dem man viel lernen und erproben kann, in dem man einen neuen freien Geist der gebundenen Wissenschaften spürt, der besonders bei Plonger, Otruba, Frank, Herrsche und Wangermann anklingt. Ein europäisches Buch am österreichischen Modell.

München

Karl Bosl

Helmut Reinalter, Aufgeklärter Absolutismus und Revolution. Zur Geschichte des Jakobinertums und der frühdemokratischen Bestrebungen in der Habsburgermonarchie.

Verlag Hermann Böhlau Nachf., Wien-Köln-Graz 1980, 560 S., Ln. DM 134, — (Veröffentlichung der Kommission für neuere Geschichte Österreichs 68).

Die umfangreiche Innsbrucker Habilitationsschrift von Helmut Reinalter, die in der angesehenen, von Erich Zöllner (Wien) geleiteten Buchreihe der Kommission für neuere Geschichte Österreichs erschienen ist, füllt als Versuch einer Gesamt-

darstellung des österreichischen Jakobinertums und der Frühgeschichte der Demokratie in Österreich und Ungarn am Ende des aufgeklärten und reformabsolutistischen 18. Jahrhunderts, in dem Kaiser Joseph ein Tor aufgetan hat, wahrhaft eine Lücke, nicht nur der wissenschaftlichen Forschung, sondern auch der allgemeinen Orientierung über die traditionellen Grundlagen der Demokratie in Österreich und Ungarn. Sie ist auch ein wichtiger Nachtrag zur politischen Ideengeschichte, Mentalität, Mobilität und Gesellschaftsgeschichte in den genannten Bereichen und kann für sich in Anspruch nehmen, erstmals die unveröffentlichten Geheimakten in den Archiven des 18. und 19. Jahrhunderts für die Forschung und das politische Bewußtsein der Gegenwart aufgearbeitet und ausgewertet zu haben. Die reichbelegte und problemgesättigte Monographie, die mit einem umfassenden Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem hilfreichen Personenregister versehen ist, untersucht zuerst die gesellschaftliche und politische Struktur der Habsburgermonarchie von Maria Theresia bis zum Ausbruch der Großen Revolution und rollt damit die Frage auf, wie und wo sich Jakobinertum und demokratisches Denken aktiv entfalten konnten; sodann stellt sie die Träger der Bewegung, ihre Erscheinungsformen und Ziele vor, geht auf die Gesellschaftstheorien und Kritikansätze der österreichischen und ungarischen Jakobiner näher ein und analysiert schließlich den Verfall dieser Bewegung und ihre literarischen Nachwirkungen. Als Wegbereiter der Jakobinerforschung hebt Reinalter Walter Grab, Heinrich Scheel, Alfred Körner und Hans Wagner hervor.

Jakobiner waren meist revolutionär gesinnte Demokraten in und außerhalb Frankreichs, die in Europa die Ideen der Französischen Revolution verbreiteten und die bestehenden gesellschaftlich-sozialen Verhältnisse verändern wollten. Ihre Parolen waren politische Gleichheit und Freiheit aller Bürger ohne Rücksicht auf Herkunft, Besitz, Rang und Stand in einer parlamentarischen Demokratie oder Republik. Sie rekrutierten sich aus Professoren, Ärzten, Beamten, Studenten, Offizieren, Hofmeistern, Kaufleuten, Handwerkern, Schriftstellern und Geistlichen. Sie wollten das politische Bewußtsein der Unterschichten wecken und erstrebten eine bürgerliche Gesellschaftsordnung sowie die Umwandlung der monarchisch-absolutistischen Staatsform. Die deutschen Jakobiner sahen die Beseitigung der alten Reichsverfassung und Konstitution als Voraussetzung für eine nationale Entwicklung in Deutschland an. Zu diesem Zweck wollten sie Bauern und Stadttarm revolutionieren und dadurch auch die soziale Lage der Unterschichten verbessern. Da die Sozialstruktur der Habsburgermonarchie zurückgeblieben und der österreichische Absolutismus noch zu patriarchalisch waren, fanden die Ideen der Französischen Revolution Eingang und nährten im Blick auf die Reformen Josephs II. und Leopolds II. im Volke die Hoffnung, daß die Demokraten, die im wesentlichen Beamte waren, imstande seien, evolutionär die Monarchie in ein konstitutionelles Staatswesen zu verwandeln. Doch trogen diese Erwartungen, da die Restaurationspolitik Leopolds II. die Demokraten in die Opposition drängte. Die Propagandaschriften in Deutschland wollten Mindergebildete und Unvermögende ansprechen, sie von der geistigen Bevormundung durch Kirche und Adel befreien und für ein nationales, demokratisches Bewußtsein gewinnen; die österreichischen Jakobiner wandten sich an beamtete Demokraten. Da das Stadtbürgertum in der Mon-

archie weder wirtschaftlich noch politisch entwickelt war, konnten die Gesellschaftsverhältnisse nur durch Mobilisierung der Bauern und der städtischen Unterschichten erreicht werden. Der Lehrmeister und Theoretiker der jakobinischen Gesellschaftskritik war Jean Jacques Rousseau vor und neben Thomas Paine und Edmund Burke (*Contract sociale* Rousseaus); ihre Mentalität war religionskritisch, antiklerikal, materialistisch, mystizistisch. Die radikale Minderheit der Jakobiner wies dem Staate, der Summe aller Bürger, die Obsorge für die materiellen und geistigen Güter der Mittellosen zu, für die Nivellierung von Bildung und Kultur; sie forderten das Recht des einzelnen auf Arbeit und duldeten staatliche Eingriffe in den Privatbereich der Bürger. In Deutschland erreichte die demokratische Agitation 1792/1793 ihren Höhepunkt (Mainz). In der Habsburgermonarchie bot sich um dieselbe Zeit ein ähnliches Bild, dessen Voraussetzungen, Facetten, Formen, Folgen in diesem Buch gründlich und umfassend analysiert werden, so daß eine aufschlußreiche Gesellschaftsgeschichte entsteht, Mentalität, politische Ideenwelt, Verfassungssystem und Kulturniveau der Monarchie sichtbar werden. Darin sehe ich die durch Vergleich erhärtete und untheoretische Leistung dieser Monographie. Die Jakobinerforschung in der Habsburgermonarchie beginnt erst nach 1945 und das mit gutem Grund; denn nun werden ihre Traditionen wieder lebendig und ihre Ziele sogar hochaktuell. Nach Austroslawismus, Austromarxismus und Austrofaschismus beginnt in Österreich nach dem Abfall der Nachfolgestaaten die evolutionäre Demokratie in politischer Neutralität. Dabei hat sich Walter Grab (Tel Aviv) bleibende Verdienste um die Forschung erworben. Die Quellen- und Literaturübersicht, die Reinalter im Text bietet, ist sehr verdienstlich für den europäischen Themenbereich des Jakobinertums.

Wie in Steiermark und Krain traten damals auch die böhmischen Bürger für eine bessere Vertretung im Landtag ein; Bauern und Bürger hatten kaum noch eine politische Initiative entfaltet und die böhmischen Bauern noch keine politische Sprache zum Ausdruck ihrer Forderungen gefunden. Trotz des Scheiterns der politisch schwachen Initiativen der Bürger und Bauern in Böhmen gab es im Lande doch wohl starke demokratische Bestrebungen mit dem Ziel einer Landtagsreform und einer stärkeren Mitsprache der Bürger und Bauern. Daß die Freimaurerei als Mitträgerin der Aufklärung in Österreich einen starken Einfluß auf die Josephinischen Reformen ausübte und der Zusammenhang von Freimaurern und Jakobinern auch für die frühdemokratische Bewegung und die Entfaltung eines bürgerlichen Bewußtseins bedeutsam war, ist durch diese Arbeit auch prosopographisch nahegelegt. Franz II. unternahm die Stabilisierung des Obrigkeitsstaates, weil sich seine Auffassung erhärtete, daß zwischen Reform und Revolution ein enger Zusammenhang bestehe. Man schränkte die Errichtung von Fabriken ein und suchte die Bevölkerung der Hauptstadt zu vermindern; es schreckten die atheistischen Schuster und Schneider, denen man durch Reform des Unterrichtswesens beizukommen suchte; man forderte ein neues Bündnis zwischen Kirche und Staat, um die Schäden der Aufklärung in den Köpfen der Österreicher wieder zu beheben. Die Polizeimaßnahmen unter Franz II. und die Angst vor dem wachsenden Unmut der Wiener bis 1796 verhinderten schließlich eine politische Wirkung der Jakobinerbewegung in der Habsburgermonarchie. Doch entfachte die Opposition gegen die frühfran-

zische Reaktion ein bürgerlich-politisch-frühdemokratisches Bewußtsein österreichischer Prägung. In Österreich und Deutschland bezeichnete man am Ende des 18. Jahrhunderts im Grunde alle Oppositionellen gegen Regierung, Kaiser, Staatsform, Fürsten und Gesellschaft als Jakobiner; sie selber aber nannten sich zumeist Demokraten, deren Hauptforderung die Wiederaufnahme eines Reformprogramms war (Riedel, Hebenstreit, Tauferer, Ruzsitska). Der in Böhmen gebürtige Sozialutopist Hebenstreit ging mit seinen Theorien über die Problematik der sozialen Revolution über den aufgeklärten Absolutismus hinaus und wirkte damit auf das Denken des 19. Jahrhunderts. Man darf die Gesellschaftstheorien und Handlungskonzepte der Jakobiner in der Donaumonarchie nicht vergessen, wenn man sich um die Spuren demokratischer Traditionen im 18. Jahrhundert bemüht. Dieser stattliche Band ist ein wichtiger Beitrag zur Gesellschaftsgeschichte der Monarchie am Ende des 18. Jahrhunderts im ganzen und der Entwicklungsgeschichte politischer Bewußtseinsbildung gesellschaftlicher Mittel- und Unterschichten im 18. und ihrer Kontinuität im 19. Jahrhundert im besonderen, ohne großes Theoriegerüst mit modernen geschichtlichen Aspekten auf der Basis der methodischen Auswertung eines bisher unveröffentlichten Quellenmaterials. Auch die Geschichte der böhmischen Länder zieht davon Gewinne.

München

Karl Bosl

Hans Ulrich Wehler (Hrsg.), Klassen in der europäischen Sozialgeschichte. Neun Beiträge von Heinz Gerhard Haupt, Erik J. Hobsbawm, Volker Hunnecke, Jürgen Kocka, M. Rainer Lepsius, Wolfgang Mayer, Sidney Pollard, Hans Jürgen Puhle, Hans Ulrich Wehler.

Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1979, 280 S.

Der von H. U. Wehler herausgegebene und Hans Rosenberg zum 75. Geburtstag gewidmete Band faßt die überarbeiteten Beiträge der 9 Autoren zusammen, die sie im Rahmen der Sektion „Europäische Sozialgeschichte im Vergleich: Soziale Ungleichheit und Klassenstrukturen“ auf dem 32. Deutschen Historikertag in Hamburg im Oktober 1979 gelesen haben. Das was andere schon vorher gefordert und praktiziert haben, faßt H. U. Wehler in die für manche provokativen Worte vom „ätzenden Säureband des Vergleichs“, das tatsächlich für den historischen Strukturalisten vor allem das einzig verwandte Instrumentarium zu den empirischen Naturwissenschaften ist. Und Geschichte steht ja zwischen Geistes- und Naturwissenschaften. Thema und Methode dieser Vortrags-Sammlung sind exemplarisch. Richtig ist auch — und das gilt für antik-mittelalterlich-neuzeitliche Historie mehr noch als für die Moderne —, daß der Vergleich zu neuen Einsichten, Aspekten, Methoden und Ergebnissen führt, die der reine Quellen- und Faktenhistoriker nicht gewinnt. Das Thema der Schichten, Stände, Klassen, der sozialen Ungleichheit, ist ein Zentralproblem jeder Gesellschaft und Kultur und aller modernzeitlichen Sozialgeschichte. Natürlich geht es dabei nicht nur um strukturelle Analyse und

Beschreibung, sondern um den Zusammenhang der Situationen, Konstellationen, Voraussetzungen, Wandlungen, der wirkenden dominanten, ab- und aufsteigenden Kräfte, der Muster, Modelle, Leitbilder. Die mit einschlägigen reichen Literaturangaben und Anmerkungen versehenen Beiträge konzentrieren sich im wesentlichen auf die moderne Klassengesellschaft und ihre Strukturen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und in den Vereinigten Staaten. Dabei scheint sich auch die Tatsache immer stärker aufzudrängen, daß sich die moderne Klassengesellschaft aus der Ständegesellschaft bis zum 18. Jahrhundert herausgeschält hat und daß auch die Klassengesellschaft gerade in ihren Führungsschichten noch lange postfeudale Gesellschaftselemente weiterträgt. Die „marktbedingten“ Klassen sind ein weites, noch wenig erforschtes Feld für das Studium der sie bestimmenden, tragenden und verändernden lebensweltlich-politischen Einflüsse.

H. U. Wehler gibt eine notwendige und sehr informierende Einführung in Begriff, Formen- und historische Strukturlehre der „Sozialen Ungleichheit“ unter historischem, nicht soziologischem Aspekt, der natürlich nicht auszuschließen ist. Wirtschaft, Herrschaft, Kultur sind die wichtigsten Dimensionen der Sozial-(Gesellschafts-)Struktur. Geschlecht, Alter, soziale Ungleichheit sind die drei anthropologischen Universalien der gesellschaftlichen „Hierarchisierung“. „Soziale Ungleichheit ist ein Verteilungssystem von Gütern wie z. B. Macht, Reichtum, Ansehen, Privilegierung, ist verschiedene Verteilung von Lebenschancen und -risiken. Die Ursachen, Strukturen, Folgen und Deutungen werden also sichtbar in und durch Wirtschaft, Kultur, Gesellschafts- und Kulturlehre, wie ich mit den Angelsachsen sage. Die Begriffe Schichtung und Stratifikation lehnt Wehler ab, worin ihm im ganzen zuzustimmen ist. Als Stände versteht er nach „Herrschaftsdifferenzialen und Berufsfeldern, soziopolitischen Privilegien und soziokulturellen Prestigerängen scharf getrennte, in Personen-, Berufs-, Boden-, Gewerbe- und Heiratsrecht streng differenzierte Funktions- und Rechtsverbände.“ Der Industriekapitalismus hat im 19. Jahrhundert auch in Deutschland die marktbedingten, auf ungleicher Verteilung, Verwertung, Leistung beruhenden Klassen geschaffen. Markt aber ist Herrschaftsgefüge, nicht Tummelplatz unsichtbarer Zauberkräfte. Die in der Geschichte wirkende politisch handlungsfähige „Klasse“ ist durch ihr Klassenbewußtsein, ihre Sozialmentalität, charakterisiert. Geburt und Herkunft bestimmen aber nicht nur den Zugang zu Ständen und Kasten, sondern auch zu Klassen. Mit dem Begriff der sozialen Ungleichheit verbindet sich schon sachlogisch das Konzept der „Elite“. Die Klassengesellschaft ist von einer verwirrenden historischen Mannigfaltigkeit mit fließenden Übergängen und Grenzen. Das den Vorträgen zugrundeliegende Frageschema behandelt Ursachen und Bedingungen der Klassenbildung, Strukturen, Klassenlage, Klassenattribute und -symbole, Gründe des Klassenwandels, Konflikte von Klassen und Eliten und zwischen Klassen, Funktionen der Klassen und der Klassengesellschaft. Damit gewinnt auch die Frage der Auflösung der alten Ständegesellschaft ihr Gewicht, vor deren Hintergrund sich die Bildung von Klassenstrukturen vollzieht. Das aktuelle Interesse gilt dem Wandlungs- und Modernisierungsprozeß, den der Vormarsch des Industrie-Kapitalismus ausgelöst und mit dem er die sozialen Ungleichheiten verändert hat. Diese Diskussion der Begriffe, Gehalte und Aspekte führen die Referenten fort, zu denen so namhafte Gesellschafts-

und Sozialhistoriker wie Eric J. Hobsbawm und Jürgen Kocka zählen, mit deren Sozial- und Gesellschaftsgeschichte-Begriff ich mich einverstanden erkläre.

In England, wo Klasse um 1824 sprachgebräuchlich wurde, vollzog sich der Übergang normal und bodenständig, die Klassenherrschaft verschob sich vom Grundbesitz zum Kapitalbesitz und anschließend zur aufstrebenden Arbeiterklasse. Sidney Pollard befaßt sich mit der längerdauernden Machtstellung der Agrarier (gegen ihre wirtschaftliche Rolle), der friedlichen Übergabe der politischen und gesellschaftlichen Macht an das wirtschaftlich überlegene Bürgertum ohne Gefährdung des Systems, mit der besonderen Rolle des niederen Mittelstands: Hobsbawm untersucht die Beziehungen der einzelnen Arbeiterschichten untereinander und die der Arbeiterklasse zu den anderen Schichten und stellt fest, daß im Vierteljahrhundert vor 1914 die Arbeiter zu einer einheitlichen, vom Bürgertum und Kleinbürgertum scharf getrennten, homogenen Klasse geworden seien; dabei waren Lebenschancen und -erwartungen, Lebensstil das trennende Element (proletarisches Klassenbewußtsein). Wolfgang Mager betont die sozialgeschichtliche Kontinuität in Frankreich über die Revolution hinaus, deren Ergebnisse nur politisch-rechtlich und sozialpolitisch waren. Klerus, aber auch Adel und *roture*, waren berührt; Herrngüter: Renteigentum wurde käufliche Ware; die Beseitigung der *Seigneurie* bedeutete einen Aderlaß, aber nicht den Ruin. Die Wirkungen der Französischen Revolution beschränkten sich auf die Eigentums- und Pachtverhältnisse im Agrarbereich. Die im Agrarbereich, im Fachbeamtentum und in der Politik führenden Schichten, selbst im Klerus, kamen in der Restaurationszeit wieder aus dem alten Adelsstand. Eine Zäsur setzte die Julirevolution mit dem Aufstieg von Industrie- und Finanzbourgeoisie und dem Entstehen eines Fabrikarbeiterproletariats. Die sich in Frankreichs Gesellschaft seit 1850 bildende spezifische soziale Ungleichheit ist nach H. G. Haupt mit Max Webers Marktkonzept nicht zu deuten, da sie die ungleiche gesellschaftliche Ausgangsposition übersieht. Neben Arbeiter- und Unternehmerklasse hatte das Kleinbürgertum eine zentrale Funktion im Gesamtgesellschaftssystem: Strukturen besitzen ein Übergewicht über Institutionen und Personen und sie bestehen durch die Klassen. Jürgen Kocka kommt zum Ergebnis, daß in Deutschland in Politik, bürokratischen Unternehmen und deren Zusammenschlüssen seit dem späten 19. Jahrhundert in Interessenverbänden und Dienstleistungsorganisationen soziale Chancen und Güter ungleich verteilt wurden, ohne Rücksicht auf traditionell-ständische oder marktmäßig-gesellschaftliche Kriterien. Neben Stand und Markt trat die bürokratische Organisation; formalisierte Qualifikationen brachte der organisierte Industriekapitalismus zur Geltung. Markt und Organisation verbanden sich und dieses Zusammenspiel wirkte sich im Aufstieg der professionellen Leistungsklassen aus. Diese Tendenzen wirkten in Deutschland früher als in England und Amerika, weil die Bürokratie eine ausgefeilte Tradition hatte. Der Deutsche Max Weber hat die klassische Analyse der Bürokratie geliefert. In seinem Referat über Lebenslagen, Interessenvermittlung und Wertorientierungen gelangt der Mainzer Soziologe M. R. Lepsius zu dem Ergebnis, daß sich seit dem Zweiten Weltkrieg die Sozialstruktur Deutschlands wesentlich geändert habe, was Lebensstandard, Arbeitszeit, Erwerbsstruktur, Wohnverhältnisse, Massenkommunikation, Ausbildungsniveau deutlich zeigen. Interessenvermittlung, politische

Steuerung, Legitimitätssicherung haben neue Institutionen hervorgebracht, die den politischen Gesellschaftsprozess veränderten. Ein Wandel in den Wertorientierungen und Verhaltensweisen wurde in Entkirchlichung und im Pluralismus subkultureller und gesamtgesellschaftlicher Werte greifbar. Dieser beträchtliche und schwer greifbare Wandel als Strukturtyp unserer Gesellschaft ist mit dem Begriff der „Klassengesellschaft“ nicht mehr zu vereinbaren. Es genügen aber auch Begriffe wie postindustrielle Gesellschaft, Spätkapitalismus, technisch-wissenschaftliche Lebenswelt oder Wohlfahrtsstaat nicht. Das politische Bewußtsein orientiert sich heute in westlichen Industriestaaten weniger nach sozialer Schicht als nach Bildungsniveau und Interesse. Das Bildungswesen entscheidet daher über Wertorientierung. Der heutige Wandel der Wertorientierungen zielt auf größere Gleichheit bei allen sozialen Gruppen unter stärkerer Gewichtung der religiösen Bindung.

Italiens moderne Entwicklung ist in der Analyse von V. Honecke exzeptionell gekennzeichnet durch einen verhärteten strukturellen Dualismus der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse und eine Verbindung von fortschrittlicher Entwicklung und Unterentwicklung im gleichen Land. Das Studium dieser speziellen Strukturen wird erschwert durch eine ungenügende gesellschafts- und sozialhistorisch-quantitative Bestandsaufnahme der kapitalistischen Umbildung der italienischen Gesellschaft im 19./20. Jahrhundert. Landhunger und leiblicher Hunger sind ein Dauermerkmal der Geschichte des italienischen Landes und seiner Bauern; die Folge war die Bauernemigration. Die Ursprünge des Faschismus sind eng mit den Kämpfen der Bauern ohne Land und den Kämpfen der Tagelöhner (freie Lohnarbeiter) verbunden. Agrarkapitalismus und ländliche Lohnarbeit haben die Struktur der Poebene verändert. Lohn, Gewerkschaft, Streik zählten für letztere. Das Landproletariat spaltete sich durch die Entstehung der Lohnarbeiterklasse und isolierte die Kolonen (mezzadri). Der innere Klassengegensatz bestimmte auch nach dem Ersten Weltkrieg die bäuerliche Massenbewegung und ihre Niederlage. H. J. Puhle klassifiziert die gegenwärtige Gesellschaft in den USA als modifizierte Klassengesellschaft, in der die trotz anderem Image und Selbstbewußtsein bestehende Ungleichheit abgenommen und das Marktprinzip neue Formen angenommen hat; das betrifft vor allem die soziale Lage und die Lebenschancen einzelner wie der Familien. Charakteristisch ist die hohe Integrationsfähigkeit des amerikanischen gesellschaftlichen Systems trotz kontinuierlicher sozialer Ungleichheit und tiefer Klassengegensätze. Der hier zu besprechende Sammelband ist eine sehr komprimierte, anregende, klärende Einführung in die Geschichte und innere Entwicklung der europäischen Klassengesellschaft, ein wissenschaftliches Lehrbuch für das Studium der aktuellen Probleme und Fragestellungen in Wissenschaft und Politik. Die europäischen Gemeinsamkeiten, aber auch die darin obwaltenden Phasenverschiebungen werden sichtbar gemacht. Für den modernen Historiker unentbehrlich!

Catharina Lis, Hugo Soly, Poverty and Capitalism in Pre-Industrial Europe.

The Harvester Press, 1979, 267 S., £ 12,50.

Die Reihe, in der dieser anzuzeigende Band erschien, will die letzten Untersuchungen über die allmähliche Aushöhlung der traditionellen Ackerbaugesellschaft des mittelalterlichen Europa und unter den wirkenden Kräften, vor allem über das Anwachsen des Kapitalismus, zusammenfassen. Die neue europäische Gesellschaft, die sich um 1850 zeigte und sich dem Maschinenzeitalter anpaßte, war nicht das Ergebnis des industriellen Wandels, sondern die Auslaugung der altständischen Gesellschaft und ihrer Werte war eine wesentliche Voraussetzung der beschleunigten Industrialisierung. Darum muß sich die Forschung um ein Verständnis des grundlegenden Wandels vor allem vor 1850/1750 bemühen und die Hauptlandschaften dieses Wandels und ihrer Strukturen feststellen. Der Band von Lis - Soly bietet nicht nur einen wesentlichen Beitrag zu einer Geschichte der Armut und der Armenhilfe in der präindustriellen Gesellschaft, sondern untersucht auch die grundlegenden Ursachen der Verarmung vor 1850 und den Wandel in der Sozialpolitik. Als drängende Fragen stellten sich dabei 1) warum Armut ein Strukturelement der altständischen Gesellschaft überhaupt ist, 2) warum Mangel gleichermaßen in Gebieten blühender Wirtschaft sowie der Ausbeutung und sowohl in Perioden des Wachstums wie der Stagnation anzutreffen war, 3) warum Armut nicht überall mit der Entfaltung des Kapitalismus gepaart war. Die Verfasser wenden dabei die Methode des Vergleichs ganzer Gesellschaften an und beziehen wirtschaftliche und demographische Fakten und wechselnde Klassenbeziehungen sowie die Rolle des Staates in ihre Untersuchung ein. Die Ursachen gesellschaftlich-wirtschaftlicher Ungleichheit werden ebenso untersucht wie Natur und Ausmaß der Armut und der Politik zur Behebung des Mangels analysiert, oder die Verschiedenheit der Armenhilfe, der Ideen privater Caritas und öffentlicher Unterstützung überprüft. Die einzelnen Abschnitte des Buches behandeln den Zusammenhang zwischen Feudalismus, Armut, Caritas (1000—1350), untersuchen Krise, Sozialprobleme und Armen-gesetzgebung 1350—1450, zeichnen Wirtschaftswachstum, Verarmung und Sozialpolitik von 1450—1630, analysieren den Wandel der wirtschaftlichen Grundstrukturen und den Nutzen der Armut 1630—1750 und schließen mit einer Untersuchung über Wirtschaftswachstum, Pauperismus und Kontrolle des Arbeitsmarktes von 1750—1850. Ein ausführlicher Anmerkungsapparat mit den neuesten Literaturangaben sowie ein nützlicher Index beschließen das interessante Buch, das eine Lücke schließt und den neuesten Stand der Forschung bietet.

Eine skizzenhafte Zusammenfassung der Ergebnisse verdeutlicht die Leistung dieses Gemeinschaftswerkes, das einige ältere Deutungen und Methoden berichtigt. Armut ist keine Naturerscheinung in einer Mangelgesellschaft, die durch technische Rückständigkeit und den Trend einer Bevölkerungsexplosion ausgelöst worden wäre, sondern gesellschaftliche Ungleichheit muß als Folge einer etablierten Struktur von Überfluß-Beziehungen verstanden werden; das zeigt ein Blick auf die feudale Produktionsart, den Handels- und den aufsteigenden Industriekapitalismus. Das vorindustrielle Europa läßt sich nicht mit zyklischen Bevölkerungs-, Wachs-

tums- und Verfallstheorien deuten, als großer Atem einer gesellschaftlichen Struktur, sondern wird aus seinen Klassenbeziehungen sichtbar. Die Mehrheit des mittelalterlichen Bauerntums lebte dauernd mit dem Existenzminimum; denn der kleine Einzelerzeuger, der dem größten Abschöpfer seines „Überflusses“ durch außerwirtschaftlichen Zwang in einer durch Teilung von Macht und Herrschaft gekennzeichneten politischen Struktur ausgesetzt war, war der Hauptträger der feudalen Produktionsform. Wirtschaftliches Wachstum hatte extensiven Charakter, was zur allgemeinen Frustration führen mußte; daher rühren die Krisen des 14. Jahrhunderts. Der strukturelle Arbeitsmangel und der hartnäckige Widerstand der Dorfgemeinschaften gegen die Reaktion der Herren machte es dem westeuropäischen Bauerntum möglich, die Zeichen persönlicher Abhängigkeit zu beseitigen; aber die gesellschaftliche Ungleichheit der vorhergehenden Jahrhunderte blieb und wuchs noch weiter. Die steigende Zwangsherrschaft des Marktes brachte wirtschaftliche Unsicherheit. Das umliegende Bauernland kam in den harten Griff des städtischen Bürgertums, die Lage der Bauern verschlechterte sich, da die Kaufleute nur an spekulativen Gewinnen interessiert waren. Es entstanden zudem neue Strukturen der Abschöpfung des Mehrgewinns. In Frankreich und Westdeutschland kamen die kleinen Landeigentümer und der absolutistische Staat in gegenseitige Abhängigkeit voneinander und die Bauern sahen sich einer doppelten Ausbeutung durch die Krone und feudale, vor allem lokale, Mächte ausgesetzt. Die bäuerliche Wirtschaftslage verschlechterte sich und dadurch wurden technische Verbesserungen und Produktionssteigerungen verhindert. Am Ende des *ancien régime* kämpften die bäuerlichen Massen tagtäglich einen harten Kampf gegen Mangel und Auszehrung. In England normalisierte sich die agrarische Struktur, die auf Landgütern und großen Pachtfarmen begründet war, die mit Lohnarbeitern bewirtschaftet wurden. So kam es zu ländlichen Verbesserungen und zu allgemeinem wirtschaftlichem Wachstum. Ein Teil der ländlichen Bevölkerung wurde durch die Umwandlung der Agrarstruktur proletarisiert. Zahlreiche Bauern am Rande verloren ihre Existenz und mußten ihre Arbeitskraft verkaufen. Für England und Frankreich war um 1700 strukturelle Armut gleichermaßen charakteristisch, obwohl die alte Armut von Existenzkrisen befreit wurde.

Die Entwicklung der Industrieproduktion hatte ebenfalls die Proletarisierung breiter Bevölkerungsschichten zur Folge. Die überwiegend kleinen und mittleren Warenproduzenten in den Städten und ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit wurden durch die Großhandwerker und die kaufmännischen Unternehmer, die Import und Export kontrollierten, an die Wand gedrückt; so geschah es in fast allen Zentren der Exportindustrie, die meisten Handwerker wurden von den Unternehmern abhängig und sanken faktisch zu Lohnarbeitern herab. Der Sieg des Handelskapitalismus bewirkte die Umsiedlung der Industrieproduktion und die Auflösung der städtischen Gesellschaft. Die proletarisierte Bevölkerung der aufgegebenen Städte versank in ein elendes Los. Die Verlagerung der Industrie auf das Land, die schon im Mittelalter einsetzte, erreichte im 17./18. Jahrhundert ihren Höhepunkt, als die fortschreitende Verarmung der Bauern mit dem wachsenden Bedarf an billigen Fabriken zusammenfiel. Der Aufstieg der ländlichen traf die städtische Industrieproduktion sehr hart. Das Handelskapital löste nicht nur die alte Agrarwirtschaft

auf, sondern auch die soziale Kontrolle, die ehemals die Spätheiraten gefördert hatte. Dasselbe galt auch für die Heimindustrie, deren Träger proletarisiert wurden und verarmten (Bevölkerungsexplosion, extreme Landteilung, starker Anstieg der Pachten, ständiger Lohndruck und wachsende Ausbeutung durch die Produzenten). Dort wo „Protoindustrialisierung“ (neuer Begriff!) sich mit der Ausbreitung von Armutskulturen wie dem Kartoffelanbau auf kleinsten Bodenparzellen paarte, stieg diese Entwicklung ins Extrem (Flandern, Sachsen, Irland); denn protoindustrielle Systeme trugen den Keim des Verfalls in sich, sie bereiteten allerdings auch den endgültigen Durchbruch des Industriekapitalismus vor. Sie proletariserten die Massen der Bauern und Handwerker und integrierten sie in ein extralokales Marktsystem, legten aber auch die Arbeitgeber an die Kostenkette. Der frühe Übergang zum Fabriksystem hing von der Organisation der Arbeit ab. Dort wo Handelskapital die Heimindustrie beherrschte, gab es keine Strukturreform und Mechanisierung war das Werk unabhängiger Unternehmer oder Mittelsmänner. Die kapitalistische Produktionsweise beendete aber die Heimindustrie keineswegs; die Maschine senkte nur die Produktionskosten; solange die Löhne niedrig waren, bestand kein Interesse an arbeitsparenden Methoden. Industrialisierung war darum ein langsamer Prozeß und Mechanisierung deklassierte den Handwerker sozial, regte aber zugleich handwerkliche Produktion in anderen Zweigen an. Die industrielle Revolution ist durch die Entstehung einer neuen Arbeiterklasse gekennzeichnet. Bei den vorherrschenden Kapitalbeziehungen der Produktion führten nach 1750 Heimarbeits- und Fabriksystem zu Massenarmut. Man darf die vorindustrielle Armut aber nicht stereotyp verallgemeinern. Die Zahl der auf der Basis des Existenzminimums Lebenden betrug fast immer 40—50 Prozent der lokalen, regionalen und nationalen Bevölkerung.

Der Kleinstbauer des 13. Jahrhunderts mit ungenügendem Einkommen aus der Bebauung des Landes brauchte für den Unterhalt seiner Familie zusätzlich Gelegenheitsarbeit im Rahmen der Feudalwirtschaft. Je mehr aber Produktion und Konsum vom Markt abhängig wurden, um so mehr verschlechterten äußere Faktoren die Lage der Bauern beim allmählichen Übergang zur kapitalistischen Produktionsform; große Teile der Landbevölkerung wurden an den wachsenden freien Arbeitsmarkt angeschlossen und verproletarisierten beim Verlust ihrer bäuerlichen Existenz. Das Bettler- und Vagabundentum des 16. sowie die Verlegung der Fabriken auf das Land am Ende des 17. Jahrhunderts zeigen die Beschleunigung der Proletarisierung und Verarmung des Bauerntums an; in der Folgezeit bezeugen das die Ausbreitung des Kartoffelanbaus und die große Wanderbewegung von Land zu Land, von Kontinent zu Kontinent. In England hatten am Ende des 17. Jahrhunderts 40 Prozent der Gesamtbevölkerung den Landbau aufgegeben und gingen in die Industrie. Um 1820 waren es 60 Prozent. Die Städte waren nicht nur Asyl für entwurzelte Bauern, sondern erzeugten selber Armut, vor allem unter den Handwerkern mit der Entfaltung des Kapitalismus. Es wuchs der Anteil der Lohnarbeiter an der Stadtbevölkerung und Lohnarbeit stand im 18. Jahrhundert auf der Stufe der Armut. Der Anstieg des Proletariats zwang zu Maßnahmen einer organisierten Armenhilfe überall dort, wo das Kapital die Produktion beherrschte. Armenhilfe bestand aber in der Kontrolle des Bevölkerungsüberschusses und in der

Regulierung des Arbeitsmarktes. Die Hilfe wurde öffentlich organisiert, schon um das Heer der Armen zugunsten der öffentlichen Ordnung zu beherrschen, aber auch um die Löhne so niedrig zu halten, daß die wirtschaftlichen Ziele erreicht werden konnten. Im Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus hing Armenhilfe von freiwilliger, privater Liebestätigkeit ab; erst allmählich übernahmen öffentliche Institutionen diese Funktion. Seit dem 18. Jahrhundert wurde das Hauptgewicht auf die Arbeitspflicht und den Abbau von Klassenspannungen gelegt. Die Ausdehnung des Pauperismus an sich war nie ein Anlaß zur Armenhilfe und mittelalterlich-frühneuzeitliche Regierungen und Stadtregimenter wollten Armut nicht beseitigen, sondern nur den „Sozialstand“ erhalten und die Produktion fördern. Erst der Sieg des Handelskapitalismus veranlaßte einen Umbau der alten „Caritas“. Allein das agrarkapitalistische England entfaltete eine fruchtbare neue Sozialpolitik. Auf dem Kontinent schuf erst die Ausweitung zentralisierter Produktion nach 1750 den Start für einen grundlegenden Umbau der Sozialpolitik in den zentralen Orten. Und England ging wieder voran mit dem Ausbau einer allgemeinen öffentlichen Hilfe beim Aufstieg des Industriekapitalismus. Nicht religiöse oder moralische Motive förderten diese Entwicklung der Armenhilfe, sondern der Zusammenklang von Caritas, Kontrolle und Arbeitsregulierung mit den Interessen von Arbeitgebern und Autoritätsträgern; Caritas aber galt den Kindern, Alten, Kranken, Schwachen; das Elend der Lohnarbeiter blieb unerkannt, oder gar demoralisiert. Das Bewußtsein der neuen Arbeiterklasse aber schärfte sich in dem Maße, in dem die Bourgeoisie ihr Wertesystem der Arbeiterklasse aufzwingen wollte. Man wollte die soziale Ungleichheit aufrecht erhalten.

Allein die skizzenhafte Andeutung der Ergebnisse dieses notwendigen Buches kann zeigen, wie sehr sich politische, wirtschaftliche, intellektuelle, moralische Geschichte bereichern und legitimieren wird, wenn sie diese Erkenntnisse in ihre Analysen und Deutungen einfügt. Man sieht, wie viel dem alten Geschichtsbild an „Wahrheit“ fehlt. Aber das soll kein Vorwurf sein.

München

Karl Bosl

Heinrich August Winkler, Liberalismus und Antiliberalismus. Studien zur politischen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1979, 376 S., kart. DM 68,—.

Der vorliegende Sammelband von Studien, Referaten und Vorträgen, der Hans Rosenberg zum 75. Geburtstag gewidmet ist, versteht sich selbst als Diskussionsbeitrag zu dem aktuellen Thema der von H. U. Wehler vor allem vertretenen These von der „deutschen Sonderentwicklung“ oder der nüchterner gefaßten Feststellung der „deutschen Abweichung vom Westen“. Soweit es sich hier — und das tut Winkler mit seinem Liberalismusbuch — um Feststellung historischer Tatbestände und belegte Analysen sowie wissenschaftliche Deutungen handelt, ist das vollkommen korrekt und muß vertreten werden; wenn aber Urteile bzw. Ver-

urteilung damit angestrebt werden — und sei es auch nur, um Politiker zu warnen oder auf andere Bahnen zu lenken —, ist das jedenfalls prekär, weil es sich um eine nicht belegbare, persönliche oder ideologische Meinung handelt. Dem anzuzeigenden Buch begegne ich mit Respekt und historischem Urteil und stelle fest, daß es eine auch für die deutsche Politik wichtige Frage untersucht, warum der von den deutschen bürgerlichen Liberalen getragene und vorbereitete Nationalstaat von Bismarck vor allem in die Hände der Konservativen Preußens und in Bayern z. B. der Nationalliberalen, die Konservative waren, gespielt worden ist, der deutsche Nationalstaat also von seinen Anfängen an nur konservativ-antiliberal regiert war, und der Staat die Wirtschaft Deutschlands ausschließlich organisierte. In Deutschland gab es im Gegensatz zu England und Frankreich und teilweise auch Italien, das um die Jahrhundertwende in Giolitti wenigstens einen liberalen Pragmatiker als Ministerpräsidenten und in Benedetto Croce einen, wenn nicht *den* repräsentativen liberalen Kulturphilosophen, -politiker und -theoretiker hatte, der dem 19. Jahrhundert die Etikette des Liberalismus aufdrückte. Ob die gleichen Mittelschichten, die bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts liberaldemokratisch dachten, die Massenbasis der „militanten, illiberalen und antidemokratischen Bewegung des Nationalsozialismus waren, bedarf nach meiner Meinung noch genauere soziostruktureller Untersuchung. Daß das Kaiserreich der Republik von Weimar Hypotheken hinterließ, ist darum keine Frage, weil die Revolution von 1918 nur teilweise wirkte, zwar die postfeudale Führungsschicht partiell beseitigte, sie aber sofort wieder benötigte und ihr die Möglichkeit gab, sich und ihre Stellung in „Parteien“ zu rekonstruieren und zu festigen. Die historische Frage der Kontinuität und Diskontinuität stellt sich hier gleichermaßen und die Weimarer Republik hat das Dilemma von Adaption und Distanz teils wegen der Hypotheken, teils wegen des Fehlens einer starken Integrationskraft seiner eigenen großen Parteien nicht gelöst. Wenn man nicht die Agententheorie der Faschismuskonzeption vertritt, bin ich sehr wohl damit einverstanden, daß man differenzierend die Frage nach den Machteliten, auch den Unternehmern, stellt, aber zugleich nüchtern die Frage beantwortet, warum Hitler gerade das Unternehmertum in seiner nivellierenden Gesellschaftspolitik geschont hat. Doch scheint, es sei das Jahr 1945 soziostrukturell keine allzugroße Markscheide gewesen, insofern als die Initiativen Hitlers und die Hypotheken des Dritten Reiches in zunehmendem Maße auch in der zweiten deutschen Republik weiterwirkten. Daß die Wirklichkeit die Wahrheit der Geschichte ist, dürfte unbestritten sein; darum kann sich die auch von Winkler aufgeworfene Frage nach dem Ausmaß der Wirklichkeit in der Geschichte, die auch als ideologisches Konstrukt angesehen wird, nur um die Suche nach den hemmenden Elementen der Wirklichkeitserkenntnis in der Geschichte handeln. Und die Aufstellung „normativer Maßstäbe“ (nicht sachlicher Kategorien) für die kritisch-vergleichende Behandlung des Verhältnisses von Liberalismus und Antiliberalismus macht mich bedenklich in einem historischen Urteil über dieses zweifellos hochinteressante und auch erhellende Buch. Die Skepsis Winklers gegen die historische Aussagekraft der von Hilferding aufgestellten Theorie des „Organisierten Kapitalismus“ ist zu beachten. Ebenso verdient es beim Zeithistoriker Aufmerksamkeit, daß der linke wie der rechte Illiberalismus auch in der Bundesrepublik politische, nicht nur histo-

rische Fragen (für ein Urteil über die Weimarer Republik) aufwerfen. Der Sammelband ruft die historischen Menschen zu engagierter Lektüre und Kritik auf.

Als politische Bewegung nach einer Revolution lehnte der Liberalismus jede Form des absoluten Staates wie auch jede Volksherrschaft auf der Basis der Volkssouveränität ab. Er fordert institutionelle Sicherungen gegen die individuellen und gesellschaftlichen Gefährdungen durch staatliche Machtkonzentration; er kämpft gegen politische Allmacht. Seine Heimat ist England (17. Jh.), seine Ziele umfassen „life liberty, property“; die Voraussetzung war die Glorious Revolution von 1688. Das Problem der Machtkontrolle durch die Gesellschaft und im 20. Jahrhundert durch eine demokratisch legitimierte Staatsmacht ist entscheidend für die Zukunft der liberalen Demokratie, deren Stabilität durch ein ständiges Wirtschaftswachstum und die feste Einsicht in die Kosten einer Diktatur nicht gesichert erscheint. Wenn Winkler meint, daß die „verspätete Nation“ das Dilemma des deutschen Liberalismus gewesen sei, dann stimme ich dem nicht zu, daß die Nationalstaatsbildung in Deutschland und Italien verspätet erfolgt sei; sie konnte beim Stande der politischen und gesellschaftlichen Struktur des Alten Reiches und des Deutschen Bundes nicht früher erfolgen, da die Zeit dafür nicht reif und der Nationalstaat außerdem nicht fertig entwickelt war; es gab sogar im Deutschen Reich polnische Minderheiten und die sozialen und kirchlich-religiösen Probleme waren ungelöst. Das Bürgertum war schon wegen seiner territorialen Aufsplitterung kaum ein „allgemeiner Stand“, es prägte die geistig-kulturelle und die wirtschaftliche Szene, aber nicht die politische; letzteres übernahm der historische Staat Preußen. Der Übergang vom Manchester-Liberalismus zum sogenannten „Organisierten Kapitalismus“ spiegelte sich in einer Europäischen Verwandlung der nationalen Parole von bürgerlicher Emanzipation zur Sammlung gegen Linkliberalismus und Sozialismus. Dem integralen deutschen Nationalismus stand kein traditionelles Korrektiv zur Seite; Deutschland hatte keine liberale Ära. In Westeuropa war das parlamentarische System fest begründet, Deutschland unterschied sich davon dadurch, daß sein Nationalstaat trotz der fortgeschrittensten Organisation seines Reichstages letztlich ein Obrigkeitsstaat blieb, in dem sich die Gesellschaft von der politischen Verantwortung distanzierte. Regierung und Parlament arbeiteten nicht gut zusammen. Ich gebe zu, daß Deutschlands Abweichen vom säkularen Trend der Demokratisierung wesentlich zu den Katastrophen des 20. Jahrhunderts beitrug, aber für die elementare oder einzige Ursache für den Ausgang der beiden Weltkriege und die nationalsozialistische Katastrophe halte ich es nicht. Es gibt in Europa ein Kulturgefälle mit historischen Phasenverschiebungen, die jeder Nationalist und Ideologe für Schmach und Schande hält, und doch ist es eine Tatsache. Tatsache ist allerdings auch, daß das liberale Bürgertum die Herrschaftsordnung des nationalen Machtstaates anerkannte, daß sein „Liberalismus“ fast ausschließlich kulturkämpferisch war, und der Linkliberalismus imperialistisch wurde, der Liberalismus im ganzen aber politisch machtlos war.

Der kulturell oder politisch legitimierte Nationalismus, der auch soziale Funktionen erfüllte, wahrte darin Kontinuität, daß er Gesellschaft und Nation gleichsetzte und der Loyalität gegen die Nation absoluten Vorrang einräumte. Das integrative Tabu des Nationalismus hat stärkere Symbolkraft als die Klasse und der Sozialis-

mus, er ist eine Massenideologie, die zur materiellen Gewalt sich verdichtet, Die Entstehung des europäischen Nationalismus fiel in die Zeit vor der Industriellen Revolution. Seine Wandlung von links nach rechts, von liberal zu protektionistisch erfolgte darnach. Darum muß man den Nationalismus mit der wirtschaftlichen Entwicklung in Zusammenhang bringen und das Bürgertum als Träger der Industriellen Revolution auch verbinden mit der Entstehung des Nationalismus, der sich anfänglich als Ideologie des gesellschaftlichen Alleinvertretungsanspruchs des Dritten Standes gegen die alten Schichten verstand, und der eine Reaktion der wirtschaftlichen Führungsgruppen gegen den Vorsprung der anderen Länder war (Rostow). So wurde der reaktionäre Nationalismus in Deutschland die Antwort auf die erste große Krise nach der Industriellen Revolution. Der nationale Obrigkeitsstaat erzeugte durch sein protektionistisches Rückversicherungssystem beim Mittelstand eine staatsstreu und staatserschaltende Mentalität, die aber so nur wirkte, solange der Staat mittelstandserhaltend war. Die politische Entwicklung des gewerblichen Mittelstandes steht somit in der Kontinuität der neueren deutschen Geschichte und zeugt für dessen politisch-gesellschaftlichen Rückstand in seinem Verhältnis zum Faschismus. Winkler korrigiert die gängige Meinung über die soziale Basis der nationalsozialistischen Politik und über das Verhältnis von Kleingewerbe (Handwerk, Handel) und Großindustrie im Dritten Reich. Trotz größeren Handlungsspielraums der Großindustrie wurden die letzten politischen Entscheidungen genauso ohne sie wie ohne das Kleingewerbe getroffen. Das utopische „Lebensraumprogramm“ war aus der archaischen Angst vor der Modernität geboren, die sich in der Weltwirtschaftskrise bestätigt fand, weil die erst spät durchgreifende Industrialisierung weder die Herrschaftsordnung noch das politische Bewußtsein nachgezogen hatte. Man denkt auch heute wieder daran, daß die unbewältigte Industrialisierung, der Fortschritt, das Trauma des Mittelstandes wie der Nationalsozialisten war. In der Bundesrepublik hat sich die wirtschaftliche Lage des gewerblichen Mittelstandes zwar gefestigt, sein politisches Gewicht aber stark abgenommen, es haben auch seine traditionellen Normen auf religiösem, sexuellem, kulturellem Gebiet an gesellschaftlicher Verbindlichkeit eingebüßt. Nicht die nationalsozialistische Herrschaft, erst ihr totaler Zusammenbruch 1945 schuf die strukturellen Voraussetzungen für die bereinigte, „reliktfreie“ Gesellschaft des westlichen Deutschlands.

Der Protektionismus des Obrigkeitsstaates verhinderte einen demokratischen Pluralismus. Der korporative Antiliberalismus und Antiparlamentarismus waren einem politischen Kulturniveau gemäß, in dem die Industrielle Revolution die ständischen und absolutistischen Strukturen nicht abzubauen vermochte. Die Eigenart des deutschen Verbandswesens war für die Entfaltung der Demokratie in Deutschland ein belastender Hemmschuh: Großindustrie und Mittelstand gerieten in Opposition zur parlamentarischen Repräsentation und in das Vorfeld faschistischer Bewegungen; sie wurden zu Steigbügelhaltern der Führer-Diktatur, weil sie glaubten, nur so die auf Privateigentum beruhende Gesellschaftsordnung retten zu können, und fürchteten, daß eine Betriebsautokratie in einer politischen Demokratie nicht möglich sei. „Die Demokratisierung der Wirtschaft gewinnt aus der Geschichte somit ihre entscheidende politische Begründung“ (Winkler). Wie andere

faschistische Bewegungen konnte der Nationalsozialismus nur im Bunde mit den traditionellen Rechten an die Macht kommen; sie beide sahen ihren Feind in der politischen Linken. Durch seine Wendung gegen das Soziale schlechthin wurde der Nationalismus zum rechtesten Extremismus der Geschichte. In den Vereinigten Staaten — zum Vergleich — haben eine gesellschaftliche und eine moralische Krise ebenso wie die Weltwirtschaftskrise das traditionelle System angeschlagen, den nationalen Konsens erschüttert, die Entfremdung gegenüber den politischen Institutionen und das Unbehagen an den etablierten Mächten genährt. Ängstliche Intoleranz und militante Beharrung stoßen aber noch immer auf liberale Hemmschuhe diktatorischer Macht. Doch stehen große Reformprobleme wie die Behebung der „urban crisis“ an. In der New Deal-Epoche hat Amerika Reformkraft bewiesen.

In dem wichtigen Schlußteil des Sammelbandes, der Themen der Theorie und Geschichte behandelt, ist der Satz Lorenz von Steins vermerkt, den er aus einer „Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich“ ableitete, daß der Krieg nur dann dauerhaft gebannt werden kann, wenn es kein innergesellschaftliches Interesse mehr an internationaler Spannung gibt. In seiner Kritik an Hilferdings Theorie des organisierten Kapitalismus stellt Winkler fest, daß gesellschaftliche Theorien, die die Rolle vorkapitalistischer Elemente nicht bedenken, der Ergänzung bedürfen, wenn sie für den Vergleich historischer Strukturen und Abläufe herangezogen werden. Hilferdings Theorie reicht zu einem historisch fundierten Vergleich mit Gesellschaft und Wirtschaft der Gegenwart nicht aus. Der mit einem reichen Anmerkungsapparat ausgestattete, problemreiche und höchst anregende Sammelband ist eine wichtige politische Gesellschaftsgeschichte des 19./20. Jahrhunderts am Modellfall des Liberalismus und Antiliberalismus. Er bietet das, was Winkler in einem Essay über den Wirklichkeits- oder Erkenntniswert der Geschichte fordert, Ortsbestimmung der Gegenwart durch die kritische Analyse der Vergangenheit. Das ist die gesellschaftliche Aufgabe der Geschichtswissenschaft.

München

Karl Bosl

Emil Lederer, Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910—1940. Ausgewählte Aufsätze mit einem Beitrag von Hans Speier und einer Bibliographie von Bernd Uhlmannsiek hrsg. von Jürgen Kocka.

Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1979, 310 S., kart. DM 42,—.

Auf das Werk und die hier angezeigte, durch Jürgen Kocka herausgegebene Sammlung von Studien des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlers Emil Lederer (1882—1939) ist in dieser Zeitschrift aus zwei Gründen aufmerksam zu machen. Er ist ein in Pilsen geborener deutscher Jude, der vornehmlich in Wien studierte, dann in Heidelberg und Berlin lehrte und 1933 nach New York emigrierte. Sodann ist das Oeuvre dieses demokratischen Sozialisten ein wichtiger Beitrag zur aktuellen zeitgeschichtlichen Diskussion über Fragen von Wirtschaft und Gesellschaft und ihre Zusammenhänge in den ersten vier Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Seine

geschichtlichen Aussagen ruhen auf dem Grunde einer volkswirtschaftlichen Theorie, deren repräsentativer Vertreter er zu seiner Zeit war. Die hier veröffentlichten Beiträge des großen Kenners der modernen Welt des 20. Jahrhunderts behandeln alle für das Verständnis des 20. Jahrhunderts und eine Gesellschafts- und Kulturgeschichte desselben notwendigen Kräfte, Schichten und Strukturelemente: die Unselbständigen und den sozialpsychologischen Habitus der Gegenwart, die Angestellten, das Proletariat, den Sozialismus, organisierten Kapitalismus, Nationalismus, Fachismus, die Klassengesellschaft, den Parlamentarismus, Klasseninteressen und Interessenverbände. Immer interessieren diesen bedeutenden Gelehrten, der bis heute z. B. zum Problem der Behebung der Arbeitslosigkeit etwas zu sagen hat, die Umbrüche, Umschichtungen, Krisen; denn er war ja selber für eine Revision seines eigenen Urteils und seiner Erkenntnisse offen. Der mit Schumpeter befreundete Nationalökonom, Soziologe und Zeithistoriker, der in Heidelberg mit Max und Alfred Weber diskutierte, aber seine eigene Auffassung wahrte, interessierte sich für den Zusammenhang zwischen technischem Fortschritt und Arbeitslosigkeit, die nach seiner Meinung nicht geld- und kreditpolitisch, sondern durch aktive Lohnpolitik, Umverteilung des Einkommens und vorsichtige demokratische Planung zu heilen sei. Seine Ansichten über die auch für die Faschismuskritik erhebliche Weltwirtschaftskrise von 1932 enden in einem Aufruf zum Mut und zu kühler Vernunft an die Angestellten und Arbeiter, die Armeen der öffentlichen Angestellten und Beamten, die alle die Strukturfehler des gigantischen Apparates der kapitalistischen Wirtschaft erkennen müßten. Die Krise von 1932 hielt er für normal. Seine Studien über die Herausbildung des „organisierten Kapitalismus“ und über die innerbetriebliche Rationalisierung (Taylorsystem) führten u. a. zum Angebot von Alternativen zum kapitalistischen System und zu konkreten Vorschlägen für eine demokratische Wirtschaft, und auch die heutige Diskussion eines sinnvollen Verhältnisses von Markt, zentraler Planung und dezentralisierender Mitbestimmung ist davon befruchtet. Der Strukturalist der Klassen analysierte als erster Soziologe die frühe Schicht der Angestellten und stieß dabei auf die Fragen der Zweiteilung der Arbeitnehmer in Arbeiter und Angestellte, der Polarisierung der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft. Er war bereit, aus den Vergleichen, die er zwischen Erklärungsmustern und Wirklichkeit anstellte, unorthodoxe Schlussfolgerungen zu ziehen. In seine Analysen der Klassenstrukturen bezog er kollektive Mentalitäten und sozialpsychologische Akzentverschiebungen ein, die er auf die Durchorganisation der Gesellschaft und die Zunahme abhängiger Arbeit zurückführte. In sozialökonomischen und komplexen Untersuchungen überwand Lederer die alte Orthodoxie der Klassen-, Interessen-, Ideologiekritik. Von diesem Wissenschaftsinteresse her stieß Lederer bis zur politischen Soziologie vor und beobachtete die Umwandlung des politischen Systems, die staatspolitischen Einflüsse auf das Verhältnis von Klassen und Schichten, von pressure groups, Parteien und Parlamenten und ihre Wirkung auf Parlaments- und Parteienwirklichkeit. Er maß dabei den deutschen am englischen Modellparlamentarismus. Auch wenn man heute die Nivellierung traditioneller Sozialdifferenzierung durch den Nationalsozialismus nicht mehr so total wie Lederer sieht und den Beitrag der Klassen und Gruppen zu seinem Aufstieg stärker differenziert als er, sind seine

Untersuchungen über Sozialstruktur und Staat im Ersten Weltkrieg, seine Analysen der Mittelschichten und der Zusammenhänge zwischen Kapitalismuskrisis und Faschismus, ist sein Buch über den Massenstaat (*States of the Masse*), der die sozialen Gruppen zerstört, ein wesentlicher Beitrag zur aktuellen Faschismuskritik. Permanente Mobilisierung als Mittel der Herrschaftssicherung, Drang zur Aggression nach außen, die Verbindung von sozialpsychologischer Auflösung und Führerdiktatur werden von ihm als spezifische Merkmale des NS-Herrschaftssystems aufgezeigt. Lederer wußte Theorie und Praxis zu verknüpfen; seine Aufmerksamkeit erregte vorab die Verknüpfung von Wirtschaft, Herrschaft, sozialer Ungleichheit, also ein historischer Ansatz, nicht Wissenschaftstheorie. „Lederer war Vertreter einer engagierten Sozialwissenschaft und zugleich ein Feind jeder wissenschaftsfremden Parteilichkeit.“ Aufklärung, soziales Engagement, Austromarxismus, demokratischer Liberalismus prägten diese Gelehrtennatur, die niemals dogmatisch und darum für neue Einsicht immer offen war. Sie näher zu studieren, ermöglichen das beigegebene Schrifttumsverzeichnis und der Anmerkungsapparat. Daß sein Werk auch heute noch aktuell ist, verdankt es der leidenschaftlichen Anteilnahme an der Zeitgeschichte und seinem weiten Geist. Darum findet der Zeithistoriker darin gültige und kritische Aussagen über die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung, den „neuen Mittelstand“, die Krise des Parlamentarismus, das Taylorsystem, den Ersten Weltkrieg, das Mitteleuropaproblem, die Sozialisierung, Inflation, den technischen Fortschritt, die Arbeitslosigkeit, Autarkie, über System und Zukunft des Kapitalismus, Planwirtschaft, Industrialisierung Japans, Bolschewismus, NS-Staat. Lederers letztes Vermächtnis war das Wort, daß nur eine geschichtete, nicht eine „klassenlose“ Gesellschaft die Fortentwicklung und Existenz der Zivilisation bewahren könne. Dem „inhaltlosen“ Staat des Faschismus und Bolschewismus setzte er die politische Idee demokratischer Freiheit entgegen.

München

Karl Bosl

Jörg K. Hoensch, *Geschichte der Tschechoslowakischen Republik 1918—1978. Zweite, verbesserte und erweiterte Auflage.*

Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1978, 186 S.

Es ist offenbar ein undankbares Unterfangen, eine Geschichte der Tschechoslowakischen Republik von ihrer Gründung bis auf unsere Tage zu schreiben. Hoensch weiß ein Lied davon zu singen. Im Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches, die gegenüber der ersten (1965) beträchtlich erweitert und passagenweise gründlich überarbeitet wurde, läßt er diejenigen zu Wort kommen, die aus den verschiedensten Gründen mit seiner Interpretation nicht einverstanden sind.

Die Sudetendeutschen zeihen Hoensch des baren Unverständnisses für ihre Lage in der Ersten Tschechoslowakischen Republik und lasten ihm besonders an, ihre Vertreibung aus der Tschechoslowakei nicht energisch genug vor das moralische Tribunal gezerrt zu haben. Die marxistischen Historiker der ČSSR kreiden Hoensch das Fehlen einer Klassenanalyse der bürgerlichen Gesellschaft vor 1938 an und

goutieren seine Ausführungen für die Zeit nach 1945 ganz und gar nicht. Schließlich geht die tschechische Emigration nach 1948 mit dem Autor scharf ins Gericht, weil sie seine Kritik an Beneš nicht teilt und bei Hoensch überdies geheime Sympathien „für die kommunistischen Herrschaftsmethoden“ wittert. Daß von diesen auch bei intensivster Lektüre nun wirklich nichts zu entdecken ist, ist nur ein Indiz dafür, auf welche Weise die Auseinandersetzung im vorliegenden Fall geführt wird. Wo sich Hoensch nicht über den jeweils eigenen politischen oder ideologischen Leisten schlagen läßt, gibt es keine rationale Kritik und diskursive Argumentation, sondern nur die Kampfansage a limine: So muß sich Hoensch nacheinander antikommunistische, faschistoide und prokommunistische Tendenzen nachsagen lassen.

In diesem allseitigen Gezänk beharrt der Autor mit Recht darauf, daß er zunächst einmal an seinen eigenen Voraussetzungen zu messen sei. Die Fülle des Stoffes und der zur Verfügung stehende Raum zwangen zur Auswahl und Begrenzung. Es hat daher keinen Sinn, eine Rezension darauf abzustellen, diese oder jene Tatsache sei nicht gebührend berücksichtigt oder überhaupt nicht erwähnt worden. Der Horizont wissenschaftlicher Kritik ist weiter gezogen als die Forderung nach einer umfangslogisch begriffenen Objektivität glauben machen will.

Die Fakten, die Hoensch in seiner Untersuchung präsentiert, ruhen auf sicherer, quellenkritisch abgestützter Grundlage. Quantifizierende Angaben und Datierungen halten beliebig vielen Stichproben stand. Die großen Zäsuren der tschechoslowakischen Innenpolitik und die dramatischen Peripetien der Außenpolitik, die schon aufgrund der Verknüpfung des sudetendeutschen Problems mit der reichsdeutschen Politik breiten Raum einnimmt, werden in einer ebenso knappen wie präzisen und pointierten Weise dargestellt, die in der Literatur ihresgleichen suchen dürfte. Die Fähigkeit des Autors, verwickelte diplomatische Zusammenhänge und undurchsichtige Machtkonstellationen auf ihren Kern zu reduzieren und in wenigen Sätzen einsichtig zu machen, verdient dabei besonders hervorgehoben zu werden. Wer also einen zuverlässigen, fakten- und kenntnisreichen, obendrein klar gegliederten Überblick über die tschechoslowakische Geschichte von 1918 bis in die Gegenwart gewinnen will, kann auf das Buch von Hoensch nicht verzichten.

Da sich der Autor auch und in besonderem Maße an den interessierten Nichtfachmann wendet, mag es unangemessen erscheinen, seine Darstellung vor allem unter methodischen und methodologischen Gesichtspunkten zu rezensieren. Freilich ist es inzwischen ein Gemeinplatz, daß mit der Entscheidung über methodische und methodologische Grundsatzfragen weit über den engeren fachwissenschaftlichen Rahmen hinaus allgemeine Probleme der Wirklichkeitsdeutung berührt und praktisch folgenreiche „Weltbilder“ vermittelt werden. Hoensch selbst hat solche praktischen Folgewirkungen durchaus im Auge. Er möchte mit seinem Buch — vor dem Hintergrund des belasteten deutsch-tschechoslowakischen Verhältnisses eine legitime und notwendige Zielsetzung — „hemmende Vorbehalte abbauen“ (S. 7), also zur Aufklärung seines Publikums beitragen.

Hoenschs Untersuchung steht in der Tradition klassischer Staaten- und Politikgeschichte; soweit gesellschaftliche Massen- und Kollektivphänomene in den Blick geraten, erscheinen sie stark vom Staatlichen überformt und sind eher Folge denn Voraussetzung gouvernementaler Akte. Dieser methodologischen Grundrichtung,

die noch von der alteuropäischen, für die Moderne allerdings fragwürdigen Einheit von Staat und Gesellschaft ausgeht, korrespondiert eine nicht minder ausgeprägte historistische Tendenz. Dazu gehört die Betonung des Individualitätsprinzips mit dem diesem eigenen idealistischen Freiheits-, Persönlichkeits- und Handlungsbegriff, das vorherrschende Interesse an den Haltungen und Handlungen der politischen Spitzenakteure und der hermeneutisch-verstehenden Auslegung von Motiven, Entscheidungen und Intentionen, die — das ist keine verzerrende Charakterisierung — weit vor der systematischen Analyse rangiert.

Für Hoensch ergibt eine methodologische Position, die sich am Staat als einem übergeordneten und umfassenden „Allgemeinen“ orientiert und dessen Geschichte an der Elle von Souveränität, Recht, Gesetz und territorialer Integration mißt, zumindest insofern einen Sinn, als sie zwangsläufig zur Abgrenzung gegen jene hinführt, die mit dem Februarumsturz 1948 die staatliche Souveränität und Individualität der Tschechoslowakei zugunsten des „proletarischen Internationalismus“ und der supranationalen Kompetenz Moskaus liquidiert haben. Aus den Schlußsätzen des Autors (S. 178) ließe sich dieser umgreifende Sinnbezug herauslesen.

Andererseits gerät der Autor mit diesem Ansatz in argumentative Schwierigkeiten. Denn was für die kommunistische Ära der Tschechoslowakei in der Wendung gegen Brežnev-Doktrin und osteuropäisches Paktsystem wünschenswert ist (S. 178), nämlich die aus einem tschechoslowakischen Nationalkommunismus erwachsende Stärkung der staatlichen Hoheitsgewalt der Tschechoslowakei, das gilt dem Autor im Kontext der Zwischenkriegszeit durchaus nicht als ordnungspolitische ultima ratio.

Hoensch vertritt mit guten Gründen die Auffassung, daß das brisanteste innenpolitische Problem der Ersten Republik, die sudetendeutsche Frage, durch die frühzeitige und weitreichende Gewährung von Autonomierechten hätte entschärft werden können. Damit optiert er aber — unausgesprochen — für eine Form staatlicher Organisation, die durch die weitgehende Einschränkung des integralen nationalstaatlichen Prinzips und das Zurückschrauben von staatlichen Hoheits- und Gewaltmonopolansprüchen gekennzeichnet gewesen wäre. Das um den klassischen Staatsbegriff und den Staat als monadisches Handlungssubjekt kreisende historiographische Paradigma bleibt daher in seiner Anwendung willkürlich und abhängig von Einstellungen, die — wie auch immer motiviert — der methodischen und methodologischen Klarheit abträglich sind.

Ähnlich inkonsequent verfährt der Autor in der Beurteilung der nationalpolitischen Leit- und Zielvorstellungen von Tschechen und Deutschen. Man kann Hoensch darin zustimmen, daß die tschechischen politischen Führungsgruppen nach 1918 ihre nationale und politische Programmatik zunehmend auf Geschichtslegenden stützten, die das Verhältnis zum deutschen Bevölkerungsteil belasten mußten (S. 26). An Beispielen hierfür herrscht in der Tat kein Mangel. Schief wird die Sache indessen dadurch, daß Hoensch zwar gegenüber den Tschechen strenge Ideologiekritik übt, die sudetendeutschen nationalpolitischen Vorstellungen aber vorzugsweise auf einer anderen Ebene diskutiert. Hier ist sein Thema nicht in erster Linie das kritische „Hinterfragen“, sondern das historistische Sich-Einfühlen in subjektives Wollen und ideale Intentionen. Während intensive Überlegungen daran gewendet

werden, wie lange Henlein es „aufrichtig“ und „ehrlich“ mit seinen Forderungen an die tschechoslowakische Regierung meinte (S. 61), während durch die nachdrückliche Feststellung, Hitler habe die Sudetendeutschen „mißbraucht“ und ihr Anliegen „perviert“ (S. 59, 114), deren Handeln auf die bloß introspektiv zugängliche Kategorie des „guten Willens“ reduziert wird, kommen die nationalsozialistischen Volkstumsideologeme Henleins samt ihrem penetranten „Blut und Boden“-Geruch mit erstaunlich geringen Schrammen davon.

Hoensch ist weit davon entfernt, es mit irgendeiner Seite halten zu wollen; sein nicht begründbarer methodologischer Perspektivenwechsel bei der Charakterisierung tschechischer und deutscher nationaler Ideologien stiftet daher nur Verwirrung. Die Darstellung des sudetendeutschen Problems, die passagenweise den Eindruck erweckt, als ginge der historische Zusammenhang in dem auf, was die Individuen intendieren, bleibt jedenfalls im Hinblick auf diesen idealistisch überzogenen Handlungsbegriff unbefriedigend und muß am Ende das Nichtintendierte durch die Hintertür doch wieder einführen: Unversehens finden sich die Sudetendeutschen, denen man ihren guten Willen belassen hat, mitsamt demselben in ein System eingespannt, das ihnen den objektiven Kausalzusammenhang ihrer Intentionen drastisch genug vor Augen führte¹.

Das historicistische Verständnis, Geschichte ereigne sich hauptsächlich als Folge intentionaler gesteuerter Handlungen, läßt sich allemal einleuchtender an den politischen Haupt- und Spitzenakteuren explizieren². Es ist geradezu das Stigma der zeitgeschichtlichen Tschechoslowakei-Forschung, daß fast alle Darstellungen mit einer gewissen lähmenden Stereotypie beim makros anthropos Masaryk oder Beneš als den eigentlichen Sinnstiftern und Gestaltern der national-politischen Entwicklung enden. Hoenschs Buch lebt von der Kontrastierung der beiden Staatspräsidenten, und die Einschätzung ganzer Perioden der tschechoslowakischen Geschichte hängt oft unmittelbar von der positiven Bewertung des einen (Masaryk) oder dem negativen Urteil über den anderen (Beneš) ab. Mit Masaryk schließt sich bei Hoensch der Kreis: Das Erbe des Humanismus, den Masaryk in die Erste Republik einbrachte, wirkt nach Hoenschs Auffassung auch in der Gegenwart ungebrochen fort (S. 178).

Nun ist das paternalistische Respekt- und Herrschaftsverhältnis, in dem Masaryk und Beneš über die Massen erhoben waren, durchaus kein nachträglich angesonnenes ideologisches Konstrukt, und es sollte auch nicht mit der Art von Popularität der Führungsgarnituren in den modernen Massendemokratien verwechselt werden,

¹ Eine brillante sozialgeschichtliche Untersuchung des sudetendeutschen Problems, die solchen idealistischen Fallstricken und eskapistischen Argumentationsweisen entgeht, verdanken wir R. Jaworski, *Vorposten oder Minderheit? Der sudetendeutsche Volkstumskampf in den Beziehungen zwischen der Weimarer Republik und der ČSR*, Stuttgart 1977.

² Dem entspricht Hoenschs Tendenz, die Massen vornehmlich mit bloß reaktivem Handeln und Verhalten auszustatten. Von daher kann dann beispielsweise die soziale Frage auf dem Lande nach 1945 zu der moralisierenden Bemerkung verdünnt werden, daß das ländliche Proletariat dem kommunistischen „Lockmittel“ der Landzuteilung „kaum zu widerstehen vermochte“ (S. 116).

die durch das Gewerbe des politischen Marketing erzeugt wird. Gerade weil dieses Verhältnis zu den Eigentümlichkeiten der tschechoslowakischen politischen Kultur gehört und den Schlüssel zu einer Reihe anderer Probleme bildet, kommt man um eine Kritik der Literatur nicht herum. So liebevoll sie das Masaryk/Beneš-Syndrom pflegt und so sehr sie in der (trügerischen) Genialität einer allesverstehenden Einfühlung in die Gedankenwelt der beiden Staatsmänner schwelgt, so blind ist sie in ihrem Positivismus für die damit verknüpften strukturellen Zusammenhänge. Weithin, besonders in der angelsächsischen Literatur, zum Aufhänger für eine nostalgisch-erbauliche Betrachtungsweise geworden, fördert der Masaryk-Beneš-Topos daher statt Erkenntnis eher intellektuelle Langeweile.

Hoenschs Demokratieverständnis sträubt sich gegen den präsidialen Paternalismus, zumal dort, wo dieser organisatorische Gestalt angenommen und verfassungsrechtlich nicht gedeckte Machtansprüche erhoben hat; die Kritik des Autors an der „Burg“, dem informellen Kreis strategischer Cliques um Masaryk und Beneš, zeigt das (S. 36). Weitere verstreute Bemerkungen lassen erkennen, daß Hoensch im Eliten/Massen-Verhältnis, für welches die Aura von Autorität und Prestige um Masaryk und Beneš ja nur ein Beispiel ist, durchaus ein Faktum sieht, das für Struktur und Entwicklung der Tschechoslowakischen Republik in vieler Hinsicht und in sehr verschiedenen Zusammenhängen einen erheblichen Erklärungswert besitzt. Zu einem strukturellen Deutungsmuster fügt der Autor seine Beobachtungen allerdings nicht zusammen.

Bürgerliche Gesellschaften erkennen politische Herrschaft in personaler Form nicht mehr an; ihre Genese ist ja geradezu durch die Überwindung dieser traditionellen Herrschaftsform definiert. Das tschechoslowakische Beispiel verweist auf Herrschaftsmechanismen und einen Modus der Sozialintegration, die in hohem Maße auf Klientelbeziehungen beruhen. Natürlich reicht es nicht aus, diese These allein auf die Autoritäts- und Loyalitätsmuster zu gründen, die sich zwischen den Staatsbürgern und beiden Staatspräsidenten entwickelten. Unterhalb dieser Ebene finden sich jedoch viele andere Belege. Dabei braucht man gar nicht in erster Linie an die eigentümlichen Clan-Strukturen in der Slowakei zu denken; hier bildeten in der Zwischenkriegszeit über Verwandtschaftsbeziehungen hergestellte Klientelverhältnisse den organisatorischen Nukleus von Herrschaft und Sozialintegration. In ebenso ausgeprägter Form treten diese im Binnengefüge der Agrarpartei hervor, die mit allen ihr angeschlossenen Organisationen immerhin rund eine Million Bürger der Ersten Republik erfaßte. Als letztes Beispiel — man könnte die Reihe noch fortsetzen — seien die industriellen Herrschafts- und Machtstrukturen erwähnt; sie waren auf betrieblicher Ebene weithin durch Muster der Subordination gekennzeichnet, die unter dem Stichwort „sekundärer Patriarchalismus“ oder „Industrie-feudalismus“ diskutiert zu werden pflegen³.

³ Diese Strukturen spielten nach 1945 in der durch politische Streiks vorangetriebenen Auseinandersetzung um die industriellen Konfiskate eine entscheidende Rolle. Wo die alten Belegschaften der Industriebetriebe trotz massenhafter Mobilisierung und Umverteilung der Arbeitskräfte unter Kriegs- und Nachkriegsbedingungen zusammengeblieben waren, vermochte die Streikstrategie der KPTsch das Loyalitätsverhältnis der Arbeiter gegenüber den Industriellen nicht aufzubrechen. Nicht selten kam es wegen der

Klientelbeziehungen beruhen, wie es scheint, auf Legitimationsprozessen, die inhaltliche diffuse Massenloyalität beschaffen, aber Partizipation vermeiden. Das tschechoslowakische Beispiel liefert in der Tat Anhaltspunkte für den unpolitischen Charakter dieser Form von Sozialintegration. Die Art von Autorität, wie sie Masaryk und Beneš genossen, läßt sich nur partiell als politische Identifikation oder Vorbildinternalisierung verstehen; sie war — in bestimmten Grenzen — leicht verschiebbar und auf „Führer“ von ganz anderer politischer Coleur übertragbar. Kehren wir an dieser Stelle zu der Untersuchung von Hoensch zurück.

Aus mehreren Sachkomplexen seiner Darstellung, auf die sich unsere Überlegungen anwenden ließen, seien zwei herausgegriffen, und zwar die Problematik des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus und die Frage nach den Ursachen des massenhaften Zulaufs zur Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei nach 1945.

Hoensch hat sicher recht, wenn er den Widerstand zumal im Protektorat Böhmen und Mähren für insgesamt schwach hält und im Grunde nur in den Reihen der Intelligenz lokalisiert. Seine Begründung für den marginalen Widerstand der Arbeiterschaft wie auch der bäuerlichen Bevölkerung müßte man dagegen modifizieren und schärfer fassen. Es ist unbestreitbar, daß die Bereitschaft dieser beiden Schichten zur Teilnahme am Widerstand durch die für sie im ganzen nicht ungünstige materielle Entwicklung unter dem Okkupationsregime erheblich gedämpft wurde (S. 98). Ebenso wichtig und viel aufschlußreicher war allerdings, daß es den nationalsozialistischen Okkupanten gelang, durch eine perfekt inszenierte, auf paternalistisch-autoritative Führung abhebende Selbstdarstellung die passive Loyalität weiter Bevölkerungskreise zu binden und auf diese Weise insbesondere Arbeiter- und Bauernschaft zu domestizieren⁴. Wenn wir nicht annehmen wollen, daß sich Sozialverhalten mit gesamtstaatlichem Wandel sogleich ändert, liegt es nahe, eine Verbindungslinie von solchen Formen der Unterordnung und Folgebereitschaft zu ähnlich gelagerten Phänomenen in der Ersten Republik zu ziehen.

Nun zum zweiten Punkt, zur Frage, warum sich die Kommunisten gerade in der stets als parlamentarisch-demokratisches „Musterlände“ gepriesenen Tschechoslowakei nach 1945 eine Massenbasis zu sichern vermochten, die in ganz Osteuropa nicht ihresgleichen hatte. Die Literatur beantwortet diese Frage zumeist mit den landläufigen Denkfiguren aus der Zeit des Kalten Krieges, die aufzuzählen sich nicht lohnt. Auch Hoenschs Deutung des Sachverhalts treibt Erkenntnis nicht voran, oder sollte der Satz, daß die KPTsch nach 1945 „Scharen von Opportunisten anzog“ (S. 118), gehaltvoller sein als der Umkehrschluß, demzufolge die moralisch Integren das nichtkommunistische Lager bildeten?

Daß die KPTsch nach 1945 ihre Erfolge auch jenen Verhaltensdispositionen verdankte, die traditionellerweise für eine unpolitische Form der Sozialintegration

Frage, ob der betr. Betrieb dem nationalisierten Sektor zugeschlagen werden sollte, zu schweren innerbetrieblichen Auseinandersetzungen zwischen „alten“ und „neuen“ Betriebsangehörigen. Vgl. dazu die aufschlußreiche Dokumentation von R. Hlušíčková / J. Vrbata, Varnsdorfská stávka, in: Sborník k dějinám 19. a 20. století 3, Praha 1976, 101—255.

⁴ Viele Hinweise darauf bei D. Brandes, Die Tschechen unter deutschem Protektorat, 2 Bde., München-Wien 1969—1975.

im oben angedeuteten Sinne gesorgt hatten, zeigt eine Analyse der Wahlen zur Nationalversammlung im Mai 1946, die Lazna durchgeführt hat⁵. Zu ihren wichtigsten Ergebnissen zählt der Nachweis, daß rund 60 Prozent der Wähler, die 1935 für eine Partei im rechten Parteienspektrum gestimmt hatten, 1946 für die Kommunisten votierten⁶. Lazna zieht daraus — nach eingehender Abwägung aller Motive für dieses Wählerverhalten — den Schluß, daß für diesen Teil der Wählerschaft ein Demokratieverständnis kennzeichnend war, dem eine weitgehend substanzlose, auf einen allgemeinen „authoritarian approach“ gegenüber Politik reduzierte Orientierung zugrunde lag.

Es geht hier nicht darum, ob mit diesen Anmerkungen zu einer spezifischen Form von Herrschaftsstruktur und eigentümlich unpolitischer sozialer Integration wirklich ein in jeder Hinsicht zentrales Problem der tschechoslowakischen Geschichte angesprochen wird. Die Anmerkungen stehen vielmehr dafür, daß der Typus von gesellschaftlich-politischer Formation, wie ihn die Erste Tschechoslowakische Republik darstellte, trotz einer Fülle guter Einzelbeobachtungen kaum je zum Gegenstand einer umgreifenden Analyse gemacht worden ist, die modernen struktur- und sozialgeschichtlichen Frageinteressen entgegenkommt. Es kann im Grunde nur die Adepten des staatsrechtlichen Positivismus befriedigen, wenn man diese Formation als parlamentarische Demokratie bezeichnet (S. 178). Schon ein flüchtiger Blick auf die Entwicklung bis 1948 zeigt ja doch mit aller wünschenswerten Klarheit, daß Demokratie gerade nicht durch die Institution des Parlaments realisiert und gewährleistet wurde: Vor 1938 wie zwischen 1945 und 1948 war die Nationalversammlung Hintersasse und abhängige Variable der kartellierten Parteioligarchen, sei es in der „Pětka“ oder der „Nationalen Front“. Daß dies nie Anlaß zu Protesten größeren Ausmaßes gegeben hat, läßt erkennen, daß die durchschnittliche Staatsbürgerrolle durch einen beträchtlichen Grad der Indifferenz gegenüber den institutionellen Arrangements von Demokratie bestimmt wurde. Das wiederum führt zurück zu der Beobachtung, daß die Sozialintegration, d. h. die Integration in das Normen-, Werte- und Legitimationssystem, stärker über andere, für eine parlamentarische Demokratie idealtypisch nicht vorauszusetzende Mechanismen vollzogen wurde.

Es mag sein, daß das außerordentlich wechselvolle Schicksal der Tschechoslowakei wie von selbst dazu führt, ihre Geschichte als eine Kette der wahrlich zahlreichen Haupt- und Staatsaktionen zu schreiben und jene Wirklichkeitsschichten zu vernachlässigen, die sich langsamer ändern und deren banale Alltäglichkeit auf publikumswirksame Effekte nicht hoffen kann. Wer aber — wie Hoensch — am Ende annimmt, daß unter den Ereigniskatarakten und den augenfälligen Veränderungen der staatlichen und gesellschaftlichen Makrostruktur politische und sozialmoralische Traditionen zäh fortleben (S. 177/178), dem ist entgegenzuhalten, daß es eines anderen methodischen und methodologischen Ansatzes und des Interesses an den tieferliegenden Strukturen historischer Wirklichkeit bedürfte, um dieser Annahme

⁵ M. Lazna, Causes of the Communist victory in the 1946 Czechoslovak Election, ungedr. Diss., New York 1971.

⁶ E b e n d a 175.

Überzeugungskraft zu verleihen. Bei Hoensch bleibt sie eine analytisch unergiebig beschwörung vergangener Zeiten.

Ich schließe die Vermutung nicht aus, daß es eine kritische Strukturgeschichte der Tschechoslowakischen Republik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart deshalb nicht gibt, weil dies zu einer Relativierung der in aller Regel geballten Kritik am Gang der tschechoslowakischen Geschichte seit 1948 führen könnte. In diesem Sinne macht auch Hoensch Selbstverpflichtung auf einen vorbehaltlosen Rationalismus (S. 6) zu viele Vorbehalte. Wenn wir Aufklärung, wie sie der Verf. fordert, ernst nehmen wollen, dann kann sie nicht dort enden, wo die Reflexion auf die lebensweltlichen Voraussetzungen methodischer und methodologischer Entscheidungen beginnt.

Bochum

Peter Heumos

Francis Ludwig Carsten, Faschismus in Österreich: Von Schönerer zu Hitler.

Verlag Wilhelm Fink KG, München 1978, 373 S., Ln. DM 28,—.

Dieses Buch des englischen Historikers F. L. Carsten, der am London Institute for Slavonic Studies führend tätig ist, sich aber auch als Kenner der neuzeitlichen deutschen Ständegeschichte (*Princes and Parliaments in Germany* 1959) und der Revolutionsgeschichte (*Revolution in Mitteleuropa* 1918, 1919. Köln 1973) ausgezeichnet hat, ist als wesentlicher Beitrag zur aktuellen Faschismuskommunikation zu werten, schon darum, weil es eine Lücke füllt und mit größter Nüchternheit und Objektivität aufgrund eines ausgedehnten Quellenstudiums und mit größter Sachkenntnis den Schleier über den sogenannten „Austrofaschismus“ lüftet und ein streng gehütetes Tabu entmythologisiert. Der „Austrofaschismus“ ist, wenn es ihn gibt, ein ähnlich individuelles Gebilde wie der Austroslawismus, den Th. G. Masaryk gegen den Panlawismus anstrebte, und der Austromarxismus des Viktor Adler, Otto Bauer und Karl Renner, aber Carsten weiß doch auch die vielfach verschlungenen Beziehungen zwischen österreichischem und deutschem Nationalsozialismus sowie österreichischer Heimwehr und bayrischen Paramilitärischen Verbänden (Orgesch) aufzuspüren. Ich halte es für sehr wichtig, daß Carsten Vorgeschichte, Voraussetzungen und Zusammenhänge entwirrt und damit das Tabu des österreichischen „Faschismus“ durchschaubar macht. Mit meinen Schülern habe ich diese Methode 1968 zur Entmythologisierung des Traumas der Revolution von 1918/19 angewandt. Dem politischen Urteil schadet nichts mehr als ein ideologisiertes Geschichtsbild, vielleicht auch ein moralisches, wie G. Barraclough in einer bedeutenden Antrittsrede als Direktor des britischen Institute of international affairs an Hitler und dem Urteil über ihn gezeigt hat (*History, Politics and Morals* 1958). Die reiche Palette des Historikers Carsten enthält das gesättigte Bild des „Austrofaschismus“ von Schönerer und den Alldeutschen, den deutschnationalen Gewerkschaften und der Deutschen Arbeiterpartei, beginnt mit der sogenannten Völkischen Bewegung und dem Kampf der frühen Heimwehren gegen die rote Revolution (Das rote Wien, das rote Berlin) und belegt dann Hitlers Anspruch auf die Führung

in Österreich. Der Faschismus der Heimwehren und ihr Zerfall sowie das Auseinanderbrechen des völkischen Lagers sind interessante Themen dieses objektiven Buches, das klar zwischen faschistisch und nichtfaschistisch zu unterscheiden vermag. Das autoritäre Regime von Dollfuß und die Revolte gegen ihn sowie das Österreich Schuschniggs in ihrem Kampf gegen die „Illegalen“ (Nationalsozialisten) sind interessante österreichische Parallelen zu Hitlerdeutschland und Vorstufe zum sogenannten „Anschluß“. Ein Strukturvergleich zwischen dem „Austrofaschismus“ und dem „Deutschlandfaschismus“ zieht eine klärende Summe der durch einen reichen Anmerkungsapparat abgesicherten zeitgeschichtlichen Studie von hohem Rang.

Aus dem reichen Inhalt seien für die Thematik dieser Zeitschrift einige Details akzentuiert, die auch vom böhmischen Aspekt anzugehen sind. Die Ideologie der Großdeutschen oder Alldeutschen Partei Schönereis, die zeitweise in Wien und bei den Studenten (Burschenschaften) einen starken Einfluß ausübte, vermochte sich über die „Deutsche Arbeiterpartei“ gerade in Böhmen und Mähren in den deutsch-nationalen oder völkischen Gewerkschaftskreisen durchzusetzen, also die Arbeiter zu erfassen, was zur gleichen Zeit in Deutschland nicht der Fall war. Ein anderes Feld waren die vor 1914 in großer Zahl gegründeten antisemitischen völkischen Turnvereine. Die Deutsche Arbeiterpartei wurde schon während des Ersten Weltkrieges in Nationalsozialistische Arbeiterpartei umbenannt, die nach dem Zusammenbruch von 1918 in Deutsch-Österreich, Polnisch-Schlesien und in der Tschechoslowakei weiterlebte; der deutsch-böhmische Wiener Rechtsanwalt Dr. Walter Riehl war der Parteileiter in der österreichischen Republik, wo er enge Beziehungen zu den völkischen Gewerkschaften (Angestellte, Eisenbahner) unterhielt — im Gegensatz zur NSDAP, die keine Beziehungen zu den Arbeitern hatte. Riehl trat 1923 aus seiner Partei aus, weil er sich gegen die Münchener Ansicht, daß man alle Kraft dem Kampf um die Macht zuwenden müsse, nicht durchsetzte. Nach Carsten konnte Hitler nach dem Fiasko des Hitlerputsches die NSDAP deshalb als neue Massenpartei vor 1929 aufbauen, weil er alle Konkurrenzgruppen zu integrieren vermochte, was in Österreich nicht gelang, wo sich die nationalsozialistische Partei 1926 zum zweiten Male spaltete. Der damals in Passau abgehaltene Parteitag (1926) ordnete sich Hitler bedingungslos unter, riskierte aber dabei eine neue Spaltung (Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei von Karl Schulz). Hitler setzte nach dem Obersten Jankovic den sudetendeutschen Nationalsozialisten Manfred Krebs als Gauführer in Österreich ein. Der Abgeordnete im Prager Parlament hatte für Österreich keine Zeit und wich bald dem „Reichsdeutschen“ Habicht. Doch Führungskämpfe ließen die österreichische Partei bis 1938 nicht hochkommen; diese erhielt aber seit der Wirtschaftskrise einigen Auftrieb durch die Wahlerfolge in Deutschland und Hitlers Machtergreifung. Es stießen dabei viele Mitglieder der völkischen Turnvereine und Teile der österreichischen Heimwehren vor allem in Kärnten und Steiermark zu den Nationalsozialisten; die kleinbürgerliche Partei hatte auf dem Lande keinen Einfluß. Einer der Gründe für das Versagen war der Masseneinfluß der Heimwehren, vor allem bei der bäuerlichen Bevölkerung, mit Ausnahme von Kärnten und Steiermark, wo sich die Nationalitätenkämpfe mit den Jugoslawen derart auswirkten.

Die Heimwehren, die am Anfang von Tirol, Vorarlberg und Oberösterreich aus vor allem wegen Waffenlieferungen enge Beziehungen zu Bayerns Orgesch (Escherich usw.) unterhielten und sich von bayerischen Offizieren ausbilden ließen, wurden auch von den Landesregierungen gefördert (Opposition gegen das rote Wien, Streikbrecher, technische Notwehr), aus Angst vor dem Marxismus und Bolschewismus. Nach dem Kapp-Putsch gingen flüchtige preußische Offiziere auch nach Österreich (Oberst Bauer, Adjutant Ludendorffs, Hauptmann Pabst). Unterstützt von der katholischen Kirche, der Industrie und den Banken, den Landesregierungen und der Bundesregierung sowie aus Italien wurden sie nach dem Brand des Justizpalastes seit 1927 eine wirkliche Massenbewegung, vorab auf dem Lande. Dabei übernahmen sie zusehends eine faschistische Ideologie, widerstanden aber der Forderung Mussolinis, die Macht in Österreich zu ergreifen, gliederten sich als politische Partei dem Heimatblock an. Der Führer dieses Wehrverbandes, der auch in sich uneins war, Fürst Starhemberg, wurde sogar Minister. Die österreichischen Heimwehren hatten mit dem deutschen Stahlhelm viele gemeinsame Züge, doch unterschieden sie sich dadurch von ihm, daß sie sich im Korneuburger Eid ausdrücklich auf die faschistische Ideologie festlegten, während der Stahlhelm enge Beziehungen zur Reichswehr unterhielt und trotz Ablehnung der Weimarer Republik eng mit dem System verbunden blieb (großdeutsch-konservativ); die Ideologie der Heimwehren war großdeutsch-völkisch und traditionalistisch-antimarxistisch. Die Heimwehren blieben reine Wehrverbände wie der Stahlhelm; beide vertraten den soldatischen Nationalismus, wollten Parlamentarismus und Parteien zerstören und sie durch ein ständisch-korporatives System ersetzen; der elitäre Chefideologe der Heimwehren war Othmar Spann. Auch die Heimwehren konnten den inneren Zwist nicht überwinden und die Distanznahme der beiden bürgerlichen Parteien (Christlich Soziale, Großdeutsche) nicht verhindern. Carsten zeigt am Wiener Juliputsch 1934, dem Engelbert Dollfuß zum Opfer fiel, die gefährliche Unvertrautheit der Heimwehren mit militärischen Aktionen. Ihnen fehlte vor allem ein „Führerprinzip“ im Sinne Hitlers und darum konnte sie Schuschnigg 1936 ohne Schwierigkeit auflösen. Wichtig scheint mir Carstens Meinung, daß das Dollfuß-Schuschnigg-Regime und die Vaterländische Front nicht faschistisch gewesen seien und daß es auch keinen Austrofaschismus gegeben habe (höchstens eine reaktionäre Haltung). Das spanische Franco-Regime war auch nicht faschistisch. Faschismus setzt nach Carsten eine Bewegung voraus und die Vaterländische Front war nie eine einheitliche Organisation (Christlich-Soziale, alte christliche Gewerkschaftler, Turner). Faschistisch waren in Österreich nur die nationalsozialistische und die Heimwehr-Bewegung. Für Carsten ist Faschismus geprägt durch eine faschistische Partei, die es unter Dollfuß-Schuschnigg nicht gegeben hat. Faschismus als Regime habe es allein in Deutschland und Italien gegeben, als Bewegung dagegen in vielen Ländern. Der deutsche Faschismus war auch nicht singulär (gegen Hildebrand und Bracher). Antisemitismus und Faschismus sind an sich nicht identisch; in Italien war ersterer Import aus Deutschland. Einen „Austrofaschismus“ hat es in der Auffassung Carstens in Österreich weder als Regime noch als Bewegung gegeben, denn Österreich ist vom deutschen Faschismus als Regime und Macht unterjocht worden.

München

Karl Bosl

William E. Griffith, Die Ostpolitik der Bundesrepublik Deutschland. Vorwort von Richard Löwenthal. Aus dem Amerikanischen übersetzt v. Gisela Kramer. Engl. Originalausg. unter dem Titel „The Ostpolitik of the Federal Republic of Germany“.

The MIT-Press, Cambridge/Ma.-London 1978; 1. dt. Aufl.: Verlagsgemeinschaft Klett-Cotta, Stuttgart 1981, 419 S., kart. DM 38,—.

Der bekannte amerikanische Deutschlandkenner William E. Griffith, Politologieprofessor am angesehenen Massachusetts Institute of Technology, Verfasser zahlreicher Bücher über Kommunismus und internationale Politik, hat das hier anzuzeigende Buch erstmals 1978 in englischer Sprache für die amerikanische Welt herausgebracht; seine deutsche Übersetzung, die der Berliner Soziologe Richard Löwenthal, Verwandter des ZDF-Monitors Gerhard Löwenthal, mit einem Vorwort versehen und auch kritisch interpretiert hat, brachte der Verlag Klett-Cotta im Jahre 1981 heraus, in dessen Verlauf sie als Problemgeschichte und Problemanalyse der Ostpolitik der Bundesrepublik Deutschland für die deutsche politische Öffentlichkeit und Meinungsbildung eine neue wachsende Aktualität gewann, die so schnell nicht abklingen wird. Das politische Buch, das in pragmatischer Nüchternheit und mit genauer Kenntnis das Thema abhandelt, sich allerdings an Rußlandkennerschaft mit dem angesehenen amerikanischen Experten G. Kennan nicht messen kann und es sich mit den Gegenargumenten manchmal zu leicht macht, ist als eine sehr nützliche und höchst anregende Einführung in das Problem und als Stellungnahme zu seinen Details den Wissenschaftlern sowie den engagierten und gegenwärtigen historisch-politischen „Bürgern“ sehr zum Studium zu empfehlen. Griffith hat die deutsche Übersetzung im 6. Kapitel (Nachwort) auf den neuesten Stand von 1980 gebracht und damit sein Ersturteil an einer neuen Lage zu präzisieren versucht. Für Deutsche sind Überlegungen, wie sie dieses Buch bietet, lebenswichtig, weil ihre geschichtlichen Erfahrungen im 20. Jahrhundert in zwei Weltkriegen den zwingenden Schluß nahelegen, daß Alleingang, Isolierung, Neutralität, Agieren zwischen zwei Fronten zu Katastrophen führen und die machtlose geteilte Mitte zu einer festen Stellungnahme zwischen den Machtblöcken gezwungen ist, auch wenn und weil die Alliierten in Jalta Europa in zwei kontinentale und globale Interessenzonen aufgeteilt haben und John F. Kennedy beim Berliner Mauerbau dies bestätigt hat. Während Konrad Adenauer, auch unter dem Einfluß von John F. Dulles, keine wesentlichen Beziehungen zur Sowjetunion und zum Osten unterhielt, hat der CDU-Außenminister Gerhard Schröder unter Adenauer und Erhard darin einen Wandel vorbereitet und haben Brandt und Scheel als Bundeskanzler und Außenminister den entscheidenden Schritt von der harten Abgrenzung zum detent — Ost-West Entspannung — und zu einer deutschen Ostpolitik getan. Griffith, der historisch urteilt und das nationale Interesse als politische Zentralkategorie ansieht, kommt zum Schluß, daß die sozialliberale Ostpolitik zwar nicht die Maximalziele — Wandel durch Annäherung — erreicht, aber die internationale Stellung der Bundesrepublik und den Zusammenhalt der Deutschen in Ost und West gestärkt habe. Aus einem Brennpunkt des kalten Krieges wurde die Mitte Europas ein Gebiet relativer Befriedung (Sicherung Berlins, Massenkontakte, er-

weiterte Wirtschaftsbeziehungen, größere Bewegungsfreiheit der Bundesrepublik gegenüber der Dritten Welt und den Bundesgenossen). Löwenthal sieht den Hauptgewinn im Wegfall eines deutschen „Sonderkonflikts“ mit dem Sowjetblock, was aber nicht auf eine Sonderbeziehung zur Sowjetunion und ihrem Bündnissystem abzielte, sondern nur mehr den allgemeinen Gleichschritt der deutschen mit der westlichen Ostpolitik festschrieb. Grundlage für diese Politik war die stärkende Rückendeckung Deutschlands durch das Atlantische Bündnis. Deutschlands Anteil an der gemeinsamen Ostpolitik des Westens trat 1975 in Helsinki (KSZE) deutlich in Erscheinung. Jedoch die Aushöhlung der Entspannung bis in die Wende zu den achtziger Jahren hinein hat Deutschlands Gleichklang mit der westlichen Ostpolitik erneut gefährdet. Über die Ursachen dieses Verfalls der Entspannung sind sich Griffith und Löwenthal nicht ganz einig. Beide meinen, daß die Voraussetzung einer echten detent Aufrechterhaltung des Machtgleichgewichts zwischen Ost und West ist und daß die Kontrolle des Konflikts durch Verhandlungen unabdingbar sei. Nach Griffith ist die neue Krise durch drei Hauptursachen der Destabilisierung herbeigeführt worden: a) die Beschleunigung des Wettrüstens der Supermächte, b) eine systemimmanente Destabilisierung der detent in Europa c) die Ausnützung der Instabilität der Dritten Welt durch die Sowjets und teilweise auch die Amerikaner. Man muß aber wohl die zeitweilige Handlungsunfähigkeit der USA noch hinzurechnen.

Mit seiner These, daß Entspannung aber die Linken im Westen, die Dissidenten und Rebellen im Osten stärken und die herrschenden Kreise des Westens verunsichern werde, hat Griffith mehr recht behalten, als Löwenthal zugeben möchte. Zwar hat der Eurokommunismus sich in Westeuropa nicht aufbauen können, aber die Kommunisten Frankreichs sind an der Regierung Mitterand beteiligt worden und Berlinguer übt in Italien härtere Kritik an Moskau. Die Aktionen der verschiedenen Friedensbewegungen des Jahres 1981 haben die Wehrbereitschaft nicht gestärkt. Griffith meint, daß die sowjetische Verhärtung gegen Dissidenten und jüdische Auswanderer sowie die Wehrunlust in Westeuropa die Entspannungsfeindlichkeit der amerikanischen öffentlichen Meinung nach Vietnam und Watergate und J. Carter wieder sehr verstärkt haben. Die Empörung über die sowjetische Rüstung und Rußlands gewaltsame Aktionen in der Dritten Welt, der Einmarsch in Afghanistan und zusätzlich das Kriegerrecht in Polen haben schon unter Carter die amerikanische Außenpolitik und Reagans Wahl stark unterstützt und der Entspannungs-Idee schwersten Schaden zugefügt. Eine konstruktive Ostpolitik der sozialliberalen Bundesregierung hängt noch mehr von der Aufrechterhaltung des Machtgleichgewichts und von offenen Verhandlungsbeziehungen zwischen Ost und West ab, die von einer gemeinsamen Ostpolitik des Westens getragen werden. Als Voraussetzung für die Erhaltung des Machtgleichgewichts sieht der Sozialdemokrat Löwenthal die Stärkung der konventionellen Waffen an sowie die Produktion amerikanischer Kernwaffen mittlerer Reichweite zur Aufstellung in Europa. Deutschlands Interesse an einer gemeinsamen Ostpolitik des Westens ist unabdingbar, schon wegen seiner geographischen Lage und der Teilung der Nation.

Eine Teilfrage der neuen Ostpolitik war ein Vertragsabschluß mit der Tschechoslowakei, der sich sehr schwierig anließ, gerade nach dem sowjetischen Einmarsch

in Prag 1968. Die ČSSR forderte, daß Bonn die Ungültigkeit des Münchener Abkommens ab initio (ex tunc) mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen anerkennen müsse. Die Sudetendeutschen waren der Meinung, daß die Hinnahme dieser Formel durch die Bundesregierung sie berechtigt hätte, Reparationsansprüche für ihr konfisziertes Eigentum an die Bundesregierung zu stellen, da Bonn die legalen sudetendeutschen Reparationsansprüche aufgegeben hätte, wenn es die tschechische Ansicht billigte, daß die Sudetendeutschen bis 1945 Bürger der ČSR waren; in Wirklichkeit hatte sie das Münchener Abkommen von 1938 zu deutschen Staatsbürgern gemacht. Die tschechische Formel hätte auch die Möglichkeit geschaffen, die Sudetendeutschen als Kriegsverbrecher zu verfolgen. Diese politisch motivierten Argumente wollten jeden Vertrag mit der ČSSR verhindern, besonders wenn er ihr „Heimatrecht“, die Rückkehr in die Tschechoslowakei, nicht garantierte und ihr Selbstbestimmungsrecht nicht sicherte. Bonn erkannte aus rechtlichen Gründen diese Forderung nicht an, Großbritannien hatte diese Formel nie gebraucht. Prag verlangte Reparationen von der Bundesrepublik. In Bonn war man bereit zu sagen, daß Hitler durch seinen Einmarsch in Prag 1939 das Münchener Abkommen ungültig gemacht habe. Seit 1967 schon war in Prag eine Handelsmission der Bundesrepublik. Der Vertrag vom 20. Juni 1973 kam auf ein Signal Moskaus zustande. Dieser schwer zustandegewordene Kompromiß enthielt mehr tschechische als deutsche Zugeständnisse. Das Schlüsselproblem des Münchener Abkommens wurde dadurch halbwegs gelöst, daß es beiden Vertragspartnern offen ließ, seine Gültigkeit jeweils in ihrem Sinne auszulegen; Artikel 2 schloß ja alle rechtlichen Konsequenzen aus; er sah auch einen beiderseitigen Gewaltverzicht, Anerkennung der territorialen Grenzen, Repatriierung von Tschechoslowaken und Volksdeutschen und verbesserte Reisemöglichkeiten vor. Bonn profitierte vom Vertrag und nahm bald diplomatische Beziehungen zu Ungarn und Bulgarien auf.

Schon zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der deutschen Ausgabe des Griffith-Buches war die Ostpolitik zwischen den Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik nicht strittig, aber problematisch geworden. Kissinger hat eben (1982) die gleichen Zweifel an der Ostpolitik wie Anfang der siebziger Jahre geäußert; wie Adenauer mißtraut(e) Schmidt, freilich aus anderen Gründen, dem Regierungskurs in Washington. Tatsächlich räumten die kleineren und mittleren Staaten Europas der Entspannung höhere Priorität ein als die beiden Großmächte. Auch nach Afghanistan, das die amerikanisch-deutschen Beziehungen obendrein verschlechterte, verfolgte die Bundesregierung ihre eigenen Interessen gegenüber der DDR und Frankreich aus nationalem deutschem Interesse. Die westdeutsche Industrie blieb weiter am Handel mit der UdSSR, DDR und Osteuropa interessiert, SPD und Bundesregierung wollten ihre guten Beziehungen zu Polen und Ungarn nicht aufs Spiel setzen. Allerdings sind die engen deutsch-französischen Beziehungen unter Mitterand frostiger geworden und arbeiten Schmidts Kurs nicht mehr so leicht zu Paß. Heute ist die öffentliche Meinung Deutschlands nicht so allgemein antisowjetisch wie die durch die bitteren persischen Erfahrungen, durch den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan gereizte und durch das Kriegsrecht in Polen mobilisierte amerikanische öffentliche Meinung. Bonn will vermeiden, daß ein sowjetisch-amerikanischer Zusammenstoß in der Dritten Welt die Entspannung in Mitteleuropa gefährdet — und damit,

so glaubt man, die Sicherheit der Bundesrepublik und die Vorteile der Ostpolitik im ganzen. Trotz ihres zunehmenden Selbstbewußtseins und der Angst vor einem Sicherheitsdefizit kann, darf und wird die Bundesrepublik mit Washington nicht brechen; eine Vermittlerrolle könnte aber auch eine Selbstfinnlandisierung heraufbeschwören. Die Erfolge der Ostpolitik sind um die Wende 1980/81 und 1982 fraglich geworden. Die Besetzung Polens durch die Sowjetunion würde die Entspannung in Europa beenden; doch noch scheint Moskau die Vorteile der Entspannung, vor allem in Europa, hoch zu bewerten. Amerika und die CDU/CSU machen der Bundesregierung zum Vorwurf, daß sie trotz Zwangsumtausch und trotz Polen im Grund nur mit Protesten reagiert.

Das interessante und lehrreiche, durch einen großen Anmerkungsapparat und Literaturangaben reich belegte und wissenschaftlich nüchterne Buch eines bedeutenden Kenners Deutschlands und der internationalen Politik ist ein sachlicher Wegweiser für das Verständnis und die Analyse der unmittelbaren Zukunft der westdeutschen Ostpolitik und der amerikanisch-deutschen Beziehungen innerhalb und außerhalb der Nato.

München

Karl Bosl

Genossen-Geflüster. Flüsterwitze und Karikaturen aus dem Osten. 4. Folge. Hrsg. von Alexander E. Heiman.

Verlag SOI — Schweizerisches Ost-Institut, Bern 1977, 119 S., DM 8,—.

In Staaten, in denen die freie Meinungsäußerung nicht geduldet wird, wo kontrollierte und zensierte Massenmedien nur eine manipulierte „Wahrheit“ verkünden dürfen, wo materielle Not herrscht und die Angst vor den gesetzwidrigen Übergriffen der Mächtigen grassiert, da entsteht ein Klima, in dem der politische Witz gedeihen kann. Aus der Wehrlosigkeit und dem Gefühl des Ausgeliefertseins an ein anonymes, furchteinflößendes politisches System wird der politische Witz als Waffe des anderweitig wehrlosen Bürgers gegen seine Unterdrückung geboren. Trotz aller angeblichen Liberalisierungsmaßnahmen und trotz der Versprechen, eine „Verletzung der sozialistischen Gesetzlichkeit“ wie im Stalinismus nicht mehr zulassen zu wollen, bieten die osteuropäischen Staaten der Volksdemokratie einen fruchtbaren Boden für das Erfinden und Weiterverbreiten politisch eingefärbter Witze.

Die Zahl der Witzsammlungen aus dem osteuropäischen Bereich hat in den letzten Jahren stark zugenommen — Wiederholungen, Varianten, geschmacklose Reprisen und unzulässige Aktualisierungen sind dabei an der Tagesordnung. Davon ist auch der anzuzeigende Band — immerhin bereits die 4. Folge der Reihe — nicht ganz frei. Einige der aufgenommenen Witze waren als sogenannte „Judenwitze“ bereits Ende des 19. Jahrhunderts im Umlauf; viele haben unter anderen politischen Verhältnissen und Zeitläuften bereits dazu gedient, würdige „Führer“ der Lächerlichkeit preiszugeben oder die Lebensumstände und die Beschränkungen der bürger-

lichen Freiheiten auf humorvolle Weise zu kritisieren. Einige der Witze sind neu und besitzen weiterhin eine beklemmende Aktualität, wie z. B. der auf dem Einband abgedruckte kritische Zwischenruf:

Polnischer Parteiführer: „1980 wird es in Polen ein Auto auf fünf Einwohner geben.“

Zwischenrufer: „Und ein Paar Schuhe auf drei Füße!“

Das Bändchen, immerhin vom renommierten Schweizer Ost-Institut in Bern betreut, zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß es Karikaturen und gezeichnete Witze aus den in Osteuropa zugelassenen Satirezeitschriften nachdruckt, die in ihrer Themenwahl natürlich nicht die herrschenden Zustände im realen Sozialismus, sondern nur die Unzulänglichkeiten der Genossen an den Pranger stellen dürfen, und die eindeutig „erzieherische“ Ziele verfolgen. Der Ost-Berliner „Eulenspiegel“ mokiert sich über die unbefriedigende Arbeitsmoral und das private Gewinnstreben, „Ludas Matyi“ aus Budapest macht sich über das Konsum- und Freizeitverhalten der Ungarn lustig, das zahnlose Moskauer „Krokodil“ läßt ein, über Versorgungsmängel und Schlamperei zu lachen. Doch gerade dieses Lachen bleibt einem häufig im Halse stecken, weil im Grunde genommen ja nicht die menschlichen Unzulänglichkeiten herausgestellt, sondern die systemimmanenten Schwächen in aller Deutlichkeit erkennbar werden. Selbst die Vertröstungen auf eine glorreiche Zukunft verfangen heute nicht mehr:

Zwei Polen begegnen sich: „Wie geht es Dir?“ — „Danke, ausgezeichnet, viel besser als morgen.“

So stellt diese Sammlung einmal mehr unter Beweis, daß Partei und Staatsmacht in den Volksdemokratien noch über eine totalitäre, die gesamte Gesellschaft in allen ihren Lebensäußerungen kontrollierende Organisation der Einschüchterung und politischen Entmündigung verfügen, aber die alten revolutionären Ideale und die Hoffnung auf eine radikale Veränderung der Gesellschaft und des einzelnen aufgegeben haben. Die erreichte totale Bürokratisierung der Gesellschaft zwingt das Individuum, seine kleinen privaten und geistigen Freiräume zu verteidigen, in denen es seinen Träumen von etwas mehr Freizügigkeit, einem bescheidenen Wohlstand und individueller Lebensgestaltung nachhängen kann. Die Gefahr, daß diese einfachen Residuen verboten werden könnten, scheint selbst heute noch nicht gebannt, denn:

„Was sind Brežnevs Augenbrauen?“

„Stalins Schnurrbart auf höherer Ebene.“

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

BohJb	Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder
ČSČH	Československý časopis historický
MNExKl	Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs
MVGDB	Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen
MVHJI	Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues
SbDPVT	Sborník pro dějiny přírodních věd a techniky
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung
ZRG	Zeitschrift für Rechtsgeschichte

MITARBEITER DES HEFTES

- Prof. Dr. Karl B o s l , Donnersbergerstraße 9/III, 8000 München 19
Dr. Karl M. B r o u s e k , Anton-Baumgartner-Straße 44 / B 3 / 142, A - 1232 Wien
Prof. Dr. John M. Clifton - Everest , Dept. of German, University of Sydney,
Sydney, N. S. W. 2006
Dr. Reiner F r a n k e , Triftstraße 3, 8184 Gmund
Prof. Dr. Erwin H e r r m a n n , Parsifalstraße 16, 8580 Bayreuth
Dr. Peter H e u m o s , Kemnader Straße 245, 4630 Bochum 1
Dr. Peter H i l s c h , Stauffenbergerstraße 103, 7400 Tübingen
Prof. Dr. Jörg K. H o e n s c h , Am Grafenhof 13, 6600 Saarbrücken
Dr. Richard A. H o f m a n n , Bauernfeindstraße 7, 8000 München 45
Univ.-Prof. Dr. Gustav O t r u b a , Dr.-Renner-Straße 16, A - 4210 Gallneukirchen
Dr. Gerhart P i c h l e r , Unterer Stadtplatz 3, A - 6330 Kufstein
Prof. Dr. Bruno S c h i e r , Auf dem Draun 57, 4400 Münster
Prof. Dr. Ferdinand S e i b t , Josef-Haydn-Straße 14, 8013 Haar